Das Leben und Wirken der Ökonomen vor Marx und Engels
Verlag der Wirtschaft Berlin 1974

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Jeder Autor empfindet wohl ein Gefühl der Befriedigung, ja so etwas wie Stolz, wenn er erfährt, daß sein Werk im Ausland erscheint. Und ganz besonders angenehm ist es mir, daß es in der Deutschen Demokratischen Republik in die deutsche Sprache übersetzt wurde, in die Sprache, in der Marx und Engels gedacht, gesprochen und geschrieben haben. In der Deutschen Demokratischen Republik wird dem Studium des wissenschaftlichen Nachlasses der Klassiker des Marxismus, der Genesis und Entwicklung der Lehre von Marx und Engels große Aufmerksamkeit gewidmet. Ich hoffe, daß der Leser der deutschsprachigen Ausgabe das Buch, in dem ich mir die Aufgabe gestellt habe, in gemeinverständlicher Weise über das Leben, das Wirken und die Ideen von Ökonomen aus drei Jahrhunderten, der Vorläufer von Marx und Engels, zu berichten, mit Wohlwollen aufnimmt.

Deutschland war zu jener Zeit politisch und wirtschaftlich zersplittert. Es war ein Konglomerat feudaler Kleinstaaten, in denen die kapitalistische Entwicklung gerade erst einsetzte. In vielen von diesen Staaten wurde die Leibeigenschaft erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgehoben. Die Entwicklung des Kapitalismus in der Industrie und Landwirtschaft lag in Deutschland weit hinter der in England, Frankreich und den Niederlanden zurück. Die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft in Deutschland war so mit besonderen Schwierigkeiten verbunden und wies eine Reihe spezifischer Merkmale auf. Schon Engels hat darauf hingewiesen, daß unter den großen Ökonomen wenig deutsche Namen zu finden waren. In Deutschland war die politische Ökonomie den Interessen der Könige und Fürsten unterworfen und in eine Beamtenuniform gezwängt, die nach Petroleum, Bürokratie und Tradition stank. Dichter und Denker wie Heine, Börne empörten sich gegen die muffige, stickige Atmosphäre, die in Deutschland während des letzten Jahrzehnts vor der Revolution von 1848 herrschte. Marx und Engels kritisierten sie aus wissenschaftlicher Sicht. Viele große Deutsche jener Zeit waren gezwungen, in der Emigration zu leben und zu arbeiten.

So sah es in Deutschland Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus. Um so bemerkenswerter sind die kühnen und originellen Gedanken, die wir in den Werken der großen deutschen Philosophen jener Zeit finden. Die wenigen Vertreter der deutschen ökonomischen Lehre vor Marx und Engels konnten der geschlossenen progressiven Weltanschauung eines Smith oder Ricardo jedoch nichts Gleichwertiges gegenüberstellen.

Ebenso wie für die Philosophie hat die Geschichte der Wissenschaft auch für die heutige politische Ökonomie wohl mehr Bedeutung als für die Naturwissenschaften. In den Gesellschaftswissenschaften spielt die Evolution des Gedankengutes eine bedeutende Rolle im ideologischen Kampf unserer Zeit. Und zur schöpferischen Weiterentwick-[10]lung des Marxismus-Leninismus braucht man gründliche Kenntnisse von der Geschichte der politischen Ökonomie. Die klassische bürgerliche politische Ökonomie ist bekanntlich eine der Quellen des Marxismus.

Die ökonomische Wissenschaft begeht in diesen Jahren mehrere Jubiläen. Im Jahre 1972 war der 200. Geburtstag von David Ricardo, 1973 der 200. Geburtstag von Sismondi und der 250. von Adam Smith. Im Jahre 1976 werden wir des 200. Jahrestages des Erscheinens von Adam Smith' „Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Nationen" gedenken. Dieses Buch hat nicht nur in der Geschichte des ökonomischen Denkens eine große Rolle gespielt, sondern in gewissem Sinne auch in der Entstehung und Entwicklung des Kapitalismus als System. Es gehört zu den Höhepunkten des progressiven gesellschaftlichen Gedankengutes. Verschiedentlich versucht man im Westen diese Jubiläen, besonders aber die mit dem Namen Adam Smith verbundenen Gedenktage unter dem Mantel akademischer „Objektivität" für neue Angriffe auf den Marxismus zu mißbrauchen. Aber Smith, Ricardo und viele andere große Denker gehören heute nicht mehr nur der Bourgeoisie. Ihre Ideen sind ein Teil des großen kulturellen Nachlasses, den der Sozialismus rechtmäßig aus der Vergangenheit ererbt hat.

In den sozialistischen Ländern und damit auch in der UdSSR und DDR werden diese Jubiläen im Zeichen des großen Interesses für die Quellen des Marxismus, im Zeichen jener Rolle gewürdigt,

welche die Ideen der Denker aus vergangenen Jahrhunderten bei der Verteidigung und Entwicklung des progressiven Gedankengutes unserer Zeit spielen. Wissenschaftler der Deutschen Demokratischen Republik bereiten zusammen mit Spezialisten aus anderen sozialistischen Ländern und mit Marxisten aus kapitalistischen Ländern eine große Forschungsarbeit vor, die Adam Smith und den historischen Schicksalen seiner Lehre gewidmet ist. Eine eingehendere Begründung des Aufbaus und der Besonderheiten des Buches findet der Leser in der folgenden Einleitung. Dort wird erläutert, daß dieses Buch zwar ein Thema aus der Geschichte behandelt, zugleich aber bewußt auf die Gegenwart bezogen ist. Hier wird eine Reihe aktueller Fragen der Wirtschaftstheorie und -politik gestellt und werden die (oftmals paradoxen) Beziehungen zwischen den neuesten Konzeptionen und den Ideen der Denker von damals analysiert. Überall, wo es ihm möglich erschien, war der Verfasser bemüht, eine Brücke von den Anschauungen der Ökonomen von damals zu den aktuellen Problemen der Gegenwart zu schlagen. So geht das Buch auch auf solche Fragen ein wie die Natur der Wirtschaftskrisen, die ökonomischen Interessen und Stimuli im Kapitalismus und Sozialismus sowie die Rolle mathematischer Methoden in der ökonomischen Wissenschaft. Ich glaube, daß damit das [11] Buch bei einem breiten Leserkreis, besonders aber bei der Jugend, bei den Studenten noch mehr Anklang findet.

Bücher haben nicht nur ihr eigenes Schicksal, sondern auch ihre Geschichte. Diese Geschichte zu kennen, kann mitunter recht nützlich für den Leser sein. Zur Geschichte des ökonomischen Denkens bin ich durch meine langjährige Beschäftigung mit der politischen Ökonomie und konkreten Wirtschaftsproblemen des Kapitalismus von heute, besonders mit Fragen des Finanz- und Kreditwesens und der internationalen Währungsbeziehungen gekommen. Auch mußte ich mich mit kritischen Analysen bürgerlicher Wirtschaftstheorien der Gegenwart, zum Beispiel mit den Wachstums- und Evolutionstheorien des Kapitalismus, befassen. Wahrscheinlich hat das schon in gewissem Maße die Methodik vorbestimmt, derer ich mich in diesem Buch bediene, nämlich das bewußte Bemühen, die Geschichte vom Gesichtspunkt der Probleme und Interessen der Gegenwart zu betrachten. Im Jahre 1968 habe ich in der Reihe „Das Leben großer Persönlichkeiten“, die der Jugendbuchverlag „Molodaja gwardija“ in Moskau herausgibt, das Buch „Adam Smith“ – eine wissenschaftlich-belletristische Biographie des großen britischen Ökonomen und Philosophen – veröffentlicht. Durch die Arbeit an diesem Buch, die sich über zehn Jahre hinzog, habe ich eine Menge Material über die Vorläufer, Zeitgenossen und Nachfolger von Adam Smith, über allgemeine Probleme der Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft sammeln können. Daraus ist dann auch der Gedanke entstanden, dieses Buch zu schreiben, das ich dem Urteil der Leser überlasse.

Die russische Ausgabe dieses Buches, die 1971 erschienen ist, hat in der sowjetischen gesellschaftswissenschaftlichen Literatur mehrere Stellungnahmen hervorgerufen. Im allgemeinen sind diese Äußerungen günstig ausgefallen, doch die Mängel und Lücken eines Buches kennt wohl niemand besser als der Verfasser selbst. Einige Hochschulen für Ökonomie haben das Buch in das Literaturprogramm zur Geschichte des ökonomischen Denkens aufgenommen, eines Lehrgebietes, dem in der UdSSR zu Recht große Bedeutung bei der Ausbildung von Ökonomen, besonders jener Ökonomen beigemessen wird, die sich auf die Theorie der politischen Ökonomie spezialisieren. Andererseits haben mich die Rezensenten und auch einige Leser auf ein paar Mängel des Buches und Ungenauigkeiten im Text aufmerksam gemacht. Ich habe diese Hinweise dankbar zur Kenntnis genommen und bei der Vorbereitung der deutschen Ausgabe einige Korrekturen vorgenommen. Außer durch die vorliegende Einleitung unterscheidet sie sich von der russischen Ausgabe durch ein paar wesentliche und unwesentliche Details. Korrigiert wurden dabei natürlich die direkten Fehler, die in der russischen Ausgabe aufgetreten sind. Etwas präzisiert wurde auch das Namensverzeichnis, das dem Leser zu einer besseren Orientierung im Buch verhelfen soll.

[12] Der Übersetzer des Buches, Herr G. Wermusch, die wissenschaftlichen Redakteure und die Mitarbeiter des Verlages Die Wirtschaft haben sich mit der deutschen Ausgabe dieses Buches viel Mühe gemacht. Ihnen allen gebührt mein aufrichtiger Dank.

Professor Dr. Andrej Anikin
Moskau, im Mai 1973

[13]

Einleitung

Wer über ein Thema aus der Geschichte schreibt, tut dies nicht nur, um von dem zu berichten, was einmal war, sondern auch deshalb, um über die Geschichte sein Verhältnis zur Gegenwart auszudrükken. Im allgemeinen geschieht dies ganz ungewollt, sehr oft aber auch bewußt. Das letztere läßt sich auch von diesem Buch sagen. Wenn der Verfasser die Ideen der Ökonomen vergangener Jahrhunderte behandelt, schlägt er stets ganz bewußt Brücken zu unserer Zeit mit ihren komplizierten und aktuellen Problemen.

Die Geschichte der Wissenschaft kann mitunter fesselnder sein als ein Roman. Doch ist dieses Buch hier natürlich kein Roman. Es ist aber auf der anderen Seite nicht noch eine weitere Geschichte des ökonomischen Denkens, denn voluminöse Bände solcher Art liegen in den verschiedenen Sprachen schon zu Dutzenden, ja zu Hunderten vor, und ich habe mir nicht die Aufgabe gestellt, diese Bibliothek um ein weiteres Exemplar zu ergänzen. Die leicht zugängliche und – so hofft der Verfasser – auch unterhaltsame Darstellungsweise bot die Möglichkeit, auf biographische und wissenschaftliche Details einzugehen, die besonders bemerkenswert erscheinen, und die Probleme besonders zu betonen, die vom heutigen Standpunkt ihre Bedeutung behalten haben. Der Verfasser hat sein Buch einem großen Leserkreis gewidmet. Er setzt deshalb keine speziellen politökonomischen Fachkenntnisse voraus. Recht weit verbreitet ist noch die Vorstellung, die politische Ökonomie sei trocken und langweilig. Geht man aber der Sache auf den Grund, so wird man bald anderer Meinung sein. Die wirtschaftliche Ordnung der Gesellschaft gibt uns nicht weniger interessante Probleme und Rätsel auf als die Natur. In letzter Zeit wenden sich besonders Vertreter der Naturwissenschaften und der exakten Wissenschaften den Problemen der Ökonomie zu.

Es ist auch kein Zufall, daß an der Wiege der ökonomischen Wissenschaft hervorragende Denker standen, die auf immer ihre Spuren in der Kultur der Menschheit hinterlassen haben, Menschen mit enzyklopädischem Wissen und großem wissenschaftlichen und literarischen Talent.

Die Ökonomen von damals und die Gegenwart

Die Wirtschaft spielt im Leben der Menschheit eine ganz entscheidende Rolle. Das ist immer so gewesen und gilt besonders für unsere Zeit. Marx hat einmal gesagt, es sei Unsinn zu glauben, die antike Welt habe nur der Politik und das Mittelalter nur dem Katholizismus gelebt. Schon immer hat die Menschheit „der Ökonomie“ gelebt, und erst auf dieser Grundlage konnten Politik, Religion, Wissenschaft und Kunst bestehen. Aber gerade weil die Wirtschaft früher noch unentwickelt war, konnten solche Vorstellungen über diese Epochen aufkommen. Die heutige Wirtschaft durchdringt unser aller Leben.

Die heutige Welt – das sind zwei verschiedene Welten, eine so-[14]zialistische und eine kapitalistische, jede mit ihrer eigenen Wirtschaft und eigenen politischen Ökonomie, das heißt den Gesetzen der betreffenden Wirtschaft. Eine immer wichtigere Rolle spielt auf dem Weltschauplatz auch die „dritte Welt“ – die Entwicklungsländer, die sich vom Kolonialjoch befreit haben. Für diese Länder wird die Frage nach dem Entwicklungsweg immer akuter. Die Geschichte der politischen Ökonomie muß auch die Probleme dieser Länder berücksichtigen. Und um diese Probleme klären zu können, ist es auf jeden Fall nützlich, daß man weiß, was die herausragenden Denker früherer Zeiten über die Wirtschaft und ihre Entwicklungsgesetze meinten. Die Wirtschaftswissenschaften sind sowohl als Mittel zur Effektivitätssteigerung der Volkswirtschaft als auch als Bestandteil der Weltanschauung wichtig.

Die Klassiker der bürgerlichen politischen Ökonomie, besonders Adam Smith und David Ricardo, haben zum ersten Mal die Lehre von der Wirtschaft als ein System betrachtet, in dem objektive, vom Willen der Menschen unabhängige, jedoch erkennbare Gesetze wirken. Sie meinten, daß die staatliche Wirtschaftspolitik diesen Gesetzen nicht zuwiderlaufen dürfe, sondern sich auf sie stützen müsse.

William Petty, François Quesnay und andere Gelehrte schufen die Grundlagen für die quantitative Analyse der ökonomischen Prozesse. Sie versuchten, diese Prozesse als eine Art Stoffwechsel zu begreifen, und bemühten sich, deren Richtungen und Ausmaße zu ergründen. Marx hat sich ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse in seiner Lehre von der Reproduktion des gesellschaftlichen Produkts

bedient. Die Wechselbeziehungen zwischen den Konsumgütern und den Produktionsmitteln, die Proportionen zwischen Akkumulation und Konsumtion und die Verflechtungen zwischen den Zweigen spielen in der Wirtschaft und der ökonomischen Wissenschaft der Gegenwart eine große Rolle. Außerdem ist aus den Werken dieser Pioniere der ökonomischen Wissenschaft unsere heutige Volkswirtschaftsstatistik hervorgegangen, deren Bedeutung kaum hoch genug eingeschätzt werden kann.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es die ersten Versuche, in der Wirtschaftsanalyse mathematische Methoden anzuwenden. Ohne sie wären heute viele Bereiche der ökonomischen Wissenschaft undenkbar. Einer der Pioniere auf diesem Gebiet war der französische Wissenschaftler Antoine Cournot.

Die Klassiker der bürgerlichen politischen Ökonomie und auch die Vertreter des kleinbürgerlichen und utopischen Sozialismus haben viele Widersprüche der kapitalistischen Wirtschaft analysiert. Der Schweizer Ökonom Sismondi gehörte zu den ersten, die versuchten, die Ursachen der Wirtschaftskrisen, dieser furchtbaren Geißel der bürgerlichen Gesellschaft, zu ergründen. Die großen utopischen Sozialisten Saint-Simon, Fourier, Owen und ihre Anhänger unterzogen den Kapitalismus [15] einer gründlichen Kritik und arbeiteten Projekte für die sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft aus.

W. I. Lenin schrieb: „Die ganze Genialität Marx' besteht gerade darin, daß er auf die Fragen Antwort gegeben hat, die das fortgeschrittene Denken der Menschheit bereits gestellt hatte. Seine Lehre entstand als direkte und unmittelbare *Fortsetzung* der Lehren der größten Vertreter der Philosophie, der politischen Ökonomie und des Sozialismus."[1]

Die klassische bürgerliche politische Ökonomie ist eine der drei Quellen des Marxismus. Die Lehre von Marx bedeutete jedoch eine revolutionäre Umwälzung in der politischen Ökonomie. Marx wies nach, daß das Kapital ein gesellschaftliches Verhältnis darstellt, dessen Wesen die Ausbeutung von Lohnarbeit ist. In seiner Mehrwerttheorie erklärte er die Natur der Ausbeutung und deckte die *historische Tendenz* des Kapitalismus auf, nämlich die Zuspitzung der antagonistischen Klassenwidersprüche und den endgültigen Sieg der Arbeit über das Kapital. Also ist in der Marxschen ökonomischen Lehre folgende dialektische Einheit enthalten: Negation der bürgerlichen Konzeptionen ihrer Vorläufer und zugleich schöpferische Fortführung alles Positiven, was sie geschaffen haben. Diese Einheit deutlich zu machen und zu erläutern, gehört zu den wichtigsten Aufgaben des vorliegenden Buches.

Im Hauptdokument der Moskauer Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien vom Juni 1969 wird darauf verwiesen, daß die marxistisch-leninistischen Parteien „in den breiten Volksmassen – so auch unter der Jugend – die Ideen des wissenschaftlichen Sozialismus propagieren, konsequent ihre Prinzipien verteidigen, für den Triumph des Marxismus-Leninismus und entsprechend den konkreten Bedingungen gegen rechts- und linksopportunistische Entstehungen in Theorie und Politik, gegen Revisionismus, Dogmatismus und linkssektiererisches Abenteurertum kämpfen".[2] Die ökonomische Lehre des Marxismus-Leninismus bildet einen Grundpfeiler des wissenschaftlichen Sozialismus. Deshalb hat die Erläuterung der Quellen und Wurzeln dieser Lehre für die Propagierung der Ideen des wissenschaftlichen Sozialismus so große Bedeutung.

Im Rechenschaftsbericht des ZK der KPdSU an den XXIV. Parteitag führte L. I. Breschnew aus, daß die gegenwärtigen Aufgaben von uns verlangen, daß wir den „Problemen der Theorie und ihrer schöpferischen Entwicklung verstärkt Aufmerksamkeit schenken". Die bürgerliche Ideologie und die revisionistischen Entstellungen des Marxismus-Leninismus können viel überzeugender kritisiert werden, wenn sich diese Kritik auf eine gründliche Kenntnis der Theorie und auf die [16] schöpferische Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften stützt. Es ist klar, daß die Geschichte dieser Wissenschaften hierbei eine wichtige Rolle spielt.

[1] Lenin, W. I., Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus, Werke, Bd. 19, Berlin 1971, S. 3.
[2] Internationale Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien in Moskau 1969, Sammelband, Berlin 1969, S. 45.

Marx und seine Vorläufer

Die Philosophie, die politische Ökonomie und der wissenschaftliche Kommunismus bilden die drei Bestandteile des Marxismus. Die Philosophie des Marxismus ist der dialektische und historische Materialismus. Das Hauptprinzip des historischen Materialismus besteht darin, daß die Grundlage für die Entwicklung der Gesellschaft in der Veränderung ihrer ökonomischen Ordnung besteht. Die politische Ökonomie untersucht diese Ordnung, entdeckt die Bewegungsgesetze der sozialökonomischen Formationen und des Übergangs von einer Formation in die andere. Der wissenschaftliche Kommunismus ist die Lehre von der sozialistischen Revolution, von den Wegen der Gestaltung der neuen, kommunistischen Gesellschaft, von den grundlegenden Etappen und Wesenszügen dieser Gesellschaft.

Jeder der drei Bestandteile des Marxismus ist zugleich Entwicklung und Vollendung der fortschrittlichen Ideen früherer Denker. Den drei Bestandteilen entsprechen die drei Quellen des Marxismus. „Marx war der Fortführer und geniale Vollender der drei geistigen Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts in den drei fortgeschrittensten Ländern der Menschheit: der klassischen deutschen Philosophie, der klassischen englischen politischen Ökonomie und des französischen Sozialismus in Verbindung mit den französischen revolutionären Lehren überhaupt.“[3]

Die Entdeckung dieser bekannten These in all ihrem Inhaltsreichtum und ihrer Konkretheit finden wir zunächst in den Werken von Marx selbst. All das, worin er Hegel und Feuerbach, Smith und Ricardo, Saint-Simon und Fourier verpflichtet ist, stellte Marx ausführlich dar und analysierte er gründlich. Unter den Eigenschaften, über die Marx verfügte, ist auch seine außerordentliche wissenschaftliche Akribie zu erwähnen. Insbesondere kannte er die ökonomische Literatur des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts praktisch lückenlos (damals war das noch möglich, wenn auch unglaublich mühevoll!).

Im „Kapital“, dem Hauptwerk von Karl Marx, lesen wir im Untertitel „Kritik der politischen Ökonomie“. Den vierten Band dieses Werkes, die „Theorien über den Mehrwert“, hat Marx speziell der kritischen Analyse der gesamten früheren politischen Ökonomie gewidmet. Die Hauptmethode, der sich Marx dabei bediente, bestand darin, in den Theorien seiner Vorläufer diejenigen wissenschaftlichen Elemente zu finden, die in diesem oder jenem Maße dazu beigetragen hatten, die Hauptaufgabe der politischen Ökonomie des Kapitalismus zu lösen, [17] nämlich das Bewegungsgesetz dieser Produktionsweise aufzudecken. Zugleich wies er die bürgerliche Beschränktheit und Inkonsequenz in den Anschauungen der Politökonomen von damals nach.

Marx hat sich eingehend der Kritik jener politischen Ökonomie gewidmet, die er „vulgär“ nannte, weil sie es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die kapitalistische Ordnung zu rechtfertigen und offen zu verteidigen, statt sie wissenschaftlich zu analysieren. Natürlich beschäftigt sich das vorliegende Buch auch mit den Hauptvertretern dieser Richtung in der bürgerlichen politischen Ökonomie. Im Kampf mit den apologetischen Auffassungen bürgerlicher Ökonomen hat Marx die proletarische politische Ökonomie entwickelt.

Den Lesern des „Kapital“ wie auch der anderen ökonomischen Werke von Marx stellt sich ein ganzes Heer von Wissenschaftlern der Vergangenheit vor. Wie jede Wissenschaft entwickelt sich auch die politische Ökonomie nicht nur durch die Werke anerkannter Koryphäen, sondern auch durch die Mühen vieler, mitunter kaum bekannter Wissenschaftler.

Die klassische Schule war eineinhalb Jahrhunderte lang eine umfassende Richtung, in deren Rahmen zahlreiche Autoren wirkten und schrieben. Smith beispielsweise hatte ganze Generationen von Ökonomen als Vorgänger, die den wissenschaftlichen Boden für ihn gründlich vorbereiteten. Der Verfasser dieses Buches legt deshalb zwar das Hauptgewicht auf Leben und Ideen der größten Wissenschaftler, bemüht sich dabei jedoch auch, in gewissem Maße den Beitrag der weniger bekannten, doch nicht selten bedeutenden Denker darzustellen und damit den Entwicklungsverlauf der politischen Ökonomie

[3] Lenin, W. I., Karl Marx, Werke, Bd. 21, Berlin 1960, S. 38.

als Wissenschaft möglichst vollständig darzustellen. Es ist wichtig, auch die Umstände, die gesellschaftliche und wissenschaftliche „Atmosphäre“ wiederzugeben, in der die Wissenschaftler lebten und arbeiteten.

Die Geschichte der politischen Ökonomie lediglich auf die Werke von Smith, Quesnay und Ricardo zu beschränken, wäre ebenso wenig richtig, wie beispielsweise zu behaupten, die gesamte Geschichte der Mathematik sei in der Tätigkeit von Descartes, Newton und Laplace gegeben. In der Malerei des 17. Jahrhunderts nehmen neben dem großen Rembrandt auch die „kleinen Holländer“ eine bedeutende Position ein.

Seit über hundert Jahren schon müht sich die bürgerliche Wissenschaft und Propaganda, die historische Rolle von Karl Marx als Wissenschaftler zu entstellen. Dabei zeichnen sich deutlich zwei Linien ab. Die erste besteht darin, Marx und seine revolutionäre Lehre totzuschweigen, zu ignorieren, ihn als unbedeutend hinzustellen oder als jemanden, der außerhalb der „abendländischen Kultur“ und deshalb auch außerhalb der „wahrhaften“ Wissenschaft stehe. Dabei wird Marx’ Verhältnis zu seinen Vorläufern, besonders zu den Klassikern der [18] bürgerlichen politischen Ökonomie, bewußt abgewertet, verniedlicht. Für die letzten Jahrzehnte ist aber die zweite Linie typischer, die Marx als mittelmäßigen (oder gar weniger als mittelmäßigen) Hegelianer und Ricardianer hinstellen will. Dabei betont man Marx’ Anlehnung an Ricardo und an die gesamte klassische Schule besonders, verschleiert aber den revolutionären Charakter der von Marx vollzogenen Umwälzung in der politischen Ökonomie.

Auf diesem Standpunkt stand J. A. Schumpeter, Verfasser der größten bürgerlichen Arbeit zur Geschichte des ökonomischen Denkens, die im 20. Jahrhundert erschienen ist. Er zählte Marx zu den Ricardianern und behauptete, dessen ökonomische Lehre unterscheide sich wenig von der Theorie Ricardos und leide deshalb an den gleichen Mängeln. Dann aber räumte Schumpeter ein: „Zweifellos wandelte er diese (Ricardos – A. W. A.) Form ab und kam letztlich zu ganz anderen Schlußfolgerungen.“[4]

Oft hat man behauptet, der Marxismus lasse sich letztlich mit der modernen bürgerlichen Soziologie und politischen Ökonomie vereinbaren, weil ja beide gleiche Wurzeln hätten. John Strachey, ein bekannter Theoretiker des britischen Labourismus, schreibt in seinem Buch „Der moderne Kapitalismus“, daß dieses Buch als bescheidener Schritt im notwendigen Prozeß der Wiedervereinigung des Marxismus mit den Kulturtraditionen des Westens zu betrachten sei, von der er abstamme, von der er sich aber auch weit entfernt habe.[5]

Bekanntlich hat in den letzten Jahren das Interesse an Marx und dem Marxismus bei den bürgerlichen Ökonomen merklich zugenommen. Gang und gäbe sind heute Versuche, einzelne Elemente der Marxschen Lehre in die bürgerliche Wirtschaftswissenschaft aufzunehmen. Wenn die Wissenschaftler im Westen genötigt sind, Empfehlungen zur Wirtschaftspolitik auszuarbeiten, die deren strategische Probleme (Wirtschaftswachstum, Akkumulation, Verteilung des Nationaleinkommens) angehen, so beschreiten die Weitblickendsten von ihnen den Weg, daß sie die Wirklichkeit objektiv einschätzen, und dabei ziehen sie in vielen Fällen Methoden und Ergebnisse der marxistischen Analyse heran.

Sehr bedeutsam ist die Anleihe, die die „radikale“ politische Ökonomie beim Marxismus aufgenommen hat. Diese Richtung bildete sich in letzter Zeit im Westen heraus und wandte sich gegen die Orthodoxie der traditionellen Doktrinen. Besonders scharf kritisieren die Vertreter dieser Richtung die herrschenden Schulen wegen ihres Verzichts auf eine sozialökonomische Analyse, ihres Formalismus und ihrer Fruchtlosigkeit. Sie betonen, wie fruchtbar die Methode war, die Marx mit [19] Ricardo verbindet: die klassische Analyse des Distributionsproblems der Einkommen in der Gesellschaft.

Es versteht sich, daß die Marxisten diese Erscheinungen nur begrüßen können. Kategorisch abzulehnen ist jedoch die Idee, die marxistische und die bürgerliche politische Ökonomie könnten zu einer einheitlichen Wissenschaftsdisziplin „verschmolzen“ werden. Für die Marxisten existieren die konkreten Elemente der ökonomischen Analyse nicht, ohne revolutionäre Schlußfolgerungen aus dieser

[4] Schumpeter, J. A., Geschichte der ökonomischen Analyse, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1965, S. 488.
[5] Vgl. Strachey, J., Contemporary Capitalism, London 1956, p. 14–15 (engl.).

Analyse, und die bürgerlichen Ökonomen, darunter auch die Radikalen, streben gerade eine derartige Trennung an.

Der Reformismus und der ihm nahestehende Rechtsopportunismus in der kommunistischen und Arbeiterbewegung neigen dazu, den Marxismus als eine Strömung zu betrachten, die mit allen ihren Wurzeln der allgemeinhumanistischen liberalen Tendenz im sozialen Gedankengut des 19. Jahrhunderts angehöre. Dabei unterschlägt man, daß der Marxismus die revolutionäre Ideologie der Arbeiterklasse ist, die jedem Liberalismus fernsteht. Häufig trennt man auch die theoretische Seite des Marxismus von dessen revolutionärer Praxis.

Wesentliche Bedeutung für die Verbreitung der wissenschaftlichen, marxistisch-leninistischen Ideologie unter den Volksmassen hat der Kampf gegen den „linken" Revisionismus und den Dogmatismus. Die letzteren zeigen ein geringschätziges Verhalten zu den Theorien und Ansichten der Vorläufer des Marxismus. Die wissenschaftliche, analytische Seite des Marxismus und seine Interpretation der gesellschaftlichen Entwicklung als eines von objektiven Gesetzen bestimmten Prozesses werden bagatellisiert. Dafür betrachtet man die Wirtschaft als reine Willkür und die Politik als Abenteurertum.

Unter den „neuen Linken" gibt es auch Vertreter, die den Marxismus mit den anarchistischen Auffassungen von Proudhon und Kropotkin vereinen wollen, denen Marx angeblich nahegestanden habe. Es ist jedoch bekannt, daß Marx und Engels einen jahrzehntelangen unversöhnlichen Kampf gegen Proudhon und seine Lehre geführt haben. Der Standpunkt „links vom gesunden Menschenverstand" fließt in den letzten Jahren manchmal auch in die Idee der „Antikultur" ein, und dies bedeutet eine Ablehnung sämtlicher Seiten und Elemente der bürgerlichen Kultur. Der Marxismus-Leninismus hat in Theorie und Praxis bewiesen, wie unsinnig und schädlich Versuche sind, eine neue, antibürgerliche Kultur auf einem leeren Fleck, auf einem „Aschehaufen" aufzubauen. Die neue Kultur negiert die alte nicht durch totale Zerstörung, sondern indem sie ihre besten, progressiven Elemente übernimmt.

In diesem Zusammenhang sei auf die Worte von Akademiemitglied A. M. Rumjanzew hingewiesen, mit denen er sich an die studierende Sowjetjugend wandte: „Für diejenigen, die den Weg der Wissenschaft beschreiten, ist es lebensnotwendig, nicht nur das Marxsche, sondern [20] auch das vormarxsche gesellschaftliche Denken geistvoll zu studieren. Alle wissen gut, was W. I. Lenin auf dem III. Komsomolkongreß über die Notwendigkeit sagte, sich alle Reichtümer der menschlichen Kultur anzueignen, um die kommunistische Gesellschaft aufzubauen. Bekannt ist auch, daß die Negierung dieses Prinzips zu einer fanatischen Schändung größter Werte der Menschheit führt ..."[6]

Marx, Engels und Lenin haben die Theorien der bürgerlichen Ökonomen analysiert und dabei die Apologetik der kapitalistischen Ordnung sowie die gewöhnlich mit ihr verbundenen oberflächlichen, unwissenschaftlichen Vorstellungen von den ökonomischen Gesetzen und Prozessen entlarvt und kritisiert. Besonders kompromißlos verwahrten sie sich vor einer Ideologie, die der Arbeiterbewegung schadet und sie von den revolutionären Aufgaben abhält.

Andererseits aber sahen die Klassiker des Marxismus die Aufgabe jeder Kritik darin, den Konzeptionen der bürgerlichen Ökonomen alle rationellen, wissenschaftlichen Elemente zu entlehnen, die die objektive Erkenntnis des ökonomischen Wesens des Kapitalismus vertiefen. Sie hoben die besondere Bedeutung der konkreten ökonomischen Forschungen durch bürgerliche Wissenschaftler hervor. Nichts wäre den Begründern des Marxismus fremder gewesen als ein nihilistisches Herangehen an ausnahmslos alle Arbeiten bürgerlicher Wissenschaftler. Sie analysierten die spezifischen Besonderheiten der einzelnen Theorien, ergründeten die sozialen Grundlagen und den Inhalt dieser Theorien, stellten sie einander gegenüber und nutzten sie kritisch im Interesse der proletarischen Ideologie.

Diese Betrachtungsweise ist besonders dann wichtig, wenn wir das Verhältnis des Marxismus-Leninismus zum bürgerlichen ökonomischen Gedankengut der Gegenwart bestimmen wollen. Da die politische Ökonomie zur Ideologie gehört, ist der unversöhnliche Kampf gegen bürgerliche Konzeptionen die wesentlichste Aufgabe des marxistischen Wissenschaftlers. Dieser Kampf muß sich besonders gegen weltanschauliche Konzeptionen richten, die dem Marxismus als geschlossener Weltanschauung

[6] Rumjanzew, A. M., Problemy sowremennoi nauki ob obstschestwe, Moskau 1969, S. 365 (russ.).

entgegengesetzt werden. Wichtig ist besonders die Kritik der Anschauungen, die direkten Einfluß auf die Arbeiterklasse und die allgemeindemokratische Bewegung ausüben. Hierzu gehören vor allem die Lehren des Rechtsopportunismus und gewisser „Linksrevolutionäre".

Die bürgerliche Ideologie, die ihren Ausdruck in den ökonomischen und soziologischen Arbeiten findet, ist jedoch kein einheitliches Gebilde. Außerdem beschränken sich die Funktionen der bürgerlichen politischen Ökonomie keineswegs nur auf die Ideologie. Eine zunehmende Rolle spielen die Funktionen, die mit der rationellen Wirt-[21]schaftsführung und der Leitung ökonomischer Prozesse verbunden sind. So ist das gründliche Studium des nichtmarxistischen ökonomischen Gedankengutes der Gegenwart sowohl für den erfolgreichen Kampf gegen die bürgerliche Ideologie als auch für die in Theorie und Praxis bedeutsamen Forschungen auf vielen Gebieten der ökonomischen Wissenschaft erforderlich.

Drei Jahrhunderte

Ein marxistisches, populärwissenschaftliches und allgemein verständliches Buch über die Geschichte des ökonomischen Denkens ist auch deshalb notwendig, weil im Westen zahlreiche solcher Werke erscheinen, die aus bürgerlicher Sicht und zudem oft recht anspruchsvoll geschrieben sind. Da ist zum Beispiel ein Buch des US-Amerikaners R. Heilbroner, das die Geschichte des ökonomischen Denkens bis heute behandelt. Interessant ist der Titel des Buches: „The Worldly Philosophers". Die Übersetzung würde etwa lauten: „Die Philosophen dieser Welt".

Dieses Buch enthält einen interessanten Grundriß von Marx' Leben und Wirken. Heilbroner stellt fest, daß die Marxsche ökonomische Analyse die seriöseste, tiefschürfendste Untersuchung des kapitalistischen Systems bleibe, der dieses System jemals unterzogen wurde. Dies sei eine Untersuchung – nicht eine moralische Verurteilung der Ungerechtigkeit des Profits mit Kopfschütteln und Gegacker. Bei aller Leidenschaftlichkeit sei dies eine unvoreingenommene Einschätzung, und eben deshalb müssen die düsteren Schlußfolgerungen der Marxschen Analyse mit aller Nüchternheit betrachtet werden.[7]

Die Philosophen dieser Welt! In der Tat, die ökonomische Wissenschaft ist selbst in ihren abstrakten Konstruktionen untrennbar an das Wichtigste gebunden, das der Mensch auf unserer Erde betreibt, nämlich an die materielle Produktion. Die Menschen, die diese Wissenschaft schufen, haben das Material und die Probleme direkt aus dem gesellschaftlichen Leben ihrer Zeit entnommen. Die Ideen der Ökonomen werden wesentlich von der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Länder bestimmt. Deshalb findet der Leser dieses Buches in den kurzen Darstellungen des Lebens und Wirkens dieser Ökonomen auch skizzenhafte Erläuterungen der ökonomischen Besonderheiten des jeweiligen Landes und Zeitalters. Die Entwicklung der politischen Ökonomie im 17. bis 19. Jahrhundert, die vom Heranwachsen einer neuen und zu jener Zeit noch fortschrittlichen Gesellschaftsordnung, des Kapitalismus, geprägt war, brauchte große Denker. Und sie waren da, Menschen von großem Talent und ausgeprägter Individualität.

[22] Stellen wir uns dieses phantastische Bild vor: Ökonomen aus drei Jahrhunderten miteinander vereint! Was für eine illustre Gesellschaft! Die meisten sind Engländer, auch viele Franzosen lernen wir kennen. Das ist auch ganz natürlich: England war das am weitesten fortgeschrittene kapitalistische Land, und noch zu Marx' Zeiten galt die politische Ökonomie allgemein als eine englische Wissenschaft. Auch in Frankreich hatte die Entwicklung des Kapitalismus früh begonnen, so daß der Terminus politische Ökonomie zuerst im Französischen auftauchte. Die übrigen Länder Europas waren noch zurückgeblieben. Meist waren die ersten Ökonomen, wie sich Marx ausdrückte, „Handelsleute und Staatsmänner". Die praktischen Belange der Wirtschaft, des Handels und der Staatsführung veranlaßten sie, über ökonomische Probleme nachzudenken.

Wir erkennen die Zeitgenossen Shakespeares, Kavaliere in langer Haartracht, in Spitzen gekleidet, und in einfachem Gewand die rauhen Kaufleute aus der Epoche der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals. Da sind die Berater des Königs – die Merkantilisten Montchrétien und Thomas Mun ...

[7] Vgl. Heilbroner, R. L., The Wordly Philosophers. The Lives, Times and Ideas of the Great Economic Thinkers, 3. Auflage, New York 1968, S. 153 (engl.).

Eine weitere Gruppe. In großen Perücken und weiten Kaftanen mit breiten Ärmelaufschlägen stellen sich die Begründer der klassischen politischen Ökonomie vor: Petty, Boisguillebert und die anderen Vorläufer von Adam Smith. Sie befassen sich nicht etwa von Berufs wegen mit politischer Ökonomie. An einen solchen Beruf ist noch nicht einmal im entferntesten zu denken. Petty ist Arzt und ein vom Pech verfolgter Politiker, Boisguillebert ist Richter, Locke ein berühmter Philosoph, Cantillon Bankier. Meist wenden sie sich noch an Könige und Regierungen, doch sie schreiben auch schon für das gebildete Publikum. Dabei werfen sie als erste theoretische Fragen der neuen Wissenschaft auf. Unter ihnen ragt besonders Petty heraus. Er ist nicht nur ein genialer Denker, sondern auch eine bemerkenswert klare und ungewöhnliche Persönlichkeit.

Da ist die dynamische Gestalt John Laws, des großen Plänemachers und Abenteurers. Er „erfindet" das Papiergeld und ist so der erste Theoretiker und Praktiker der Inflation. Laws Aufstieg und Fall gehört zu den eindrucksvollsten Seiten im Buch der Geschichte Frankreichs zu Beginn des 18. Jahrhunderts.

Die riesigen Perücken, die wir auf den bekannten Porträts von Molière oder Swift sehen, weichen bald kurzen, gepuderten, mit zwei Locken an den Schläfen. Die Waden sind mit weißen Seidenstrümpfen bekleidet. Das sind die französischen Ökonomen Mitte des 18. Jahrhunderts – die Physiokraten, die Freunde der großen Philosophen der Aufklärung. Ihr anerkanntes Oberhaupt ist François Quesnay, Arzt von Beruf und Ökonom aus Berufung. Ein weiterer großer Gelehrter ist Turgot, einer der scharfsinnigsten und fortschrittlichsten Staatsmänner des vorrevolutionären Frankreichs. Adam Smith ... Seine [23] Popularität in Rußland war so groß, daß uns Puschkin, der in seinem Roman in Versen „Eugen Onegin" einen jungen Menschen aus der höheren Gesellschaft der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts beschreibt, mitteilt:

> Dafür war Adam Smith ihm heilig,
> Staatswissenschaft war ihm Passion,
> Das heißt, er sprach sehr tief davon,
> Wie Kapital im Staat entstanden,
> Wovon der lebt und warum man
> Auch ohne Gold bestehen kann,
> Sobald die Rohstoffe vorhanden ...

Smith' Biographie ähnelt der von Newton: Sie ist reich an äußeren Ereignissen und zeugt vor allem von der gewaltigen geistigen Schöpferkraft dieses Mannes.

Die Zahl der Anhänger von Smith ist Legion. Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts politische Ökonomie zu betreiben bedeutete, Smithianer zu sein. Dann beginnt man, den großen Schotten etwas zu „berichtigen" (dieses Wort läßt sich nicht nur von „richtig" ableiten, sondern auch von „rechts" im politischen Sinne). Damit befassen sich Leute vom Schlage eines Say in Frankreich und eines Malthus in England. Man beginnt politische Ökonomie an den Universitäten zu lehren, sie gehört bald zur normalen Bildung eines jungen Menschen aus den privilegierten Klassen.

Da erscheint der reiche Börsenmakler und geniale Autodidakt David Ricardo auf der Szenerie. Seine Zeit ist die napoleonische Epoche, und natürlich schmückt ihn keine Perücke mehr, er trägt einen Rock statt eines Kaftans und lange enge Hosen statt Pantalons. Ricardo ist es beschieden, die klassische bürgerliche politische Ökonomie zu vollenden. Doch schon zu Lebzeiten beginnt man ihn anzugreifen, denn Ricardo beweist, daß zwischen den Hauptklassen der kapitalistischen Gesellschaft, der Bourgeoisie und dem Proletariat, Interessengegensätze bestehen.

Ricardos Anhänger bilden verschiedene Gruppen. Da sind einerseits die Sozialisten, die Ricardos Lehre gegen die Bourgeoisie richten wollen. Andererseits entwickelt sich aus Bruchstücken dieser Lehre die vulgäre politische Ökonomie. So kommen wir zu den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in denen Karl Marx und Friedrich Engels zu wirken beginnen.

Da die klassischen Ökonomen die Ideen des fortschrittlichsten Teils der Bourgeoisie ausdrückten, gerieten sie mit der feudalen Landaristokratie in Konflikt, die in England noch feste Positionen innehatte

und in Frankreich bis zur Revolution Ende des 18. Jahrhunderts herrschte. Sie stießen damit auch auf den Widerstand der Staatsmacht und des offiziellen Klerus, der Interessenvertreter der Aristokratie. Ja, auch die [24] kapitalistische Ordnung akzeptierten und billigten sie bei weitem nicht in allem. Deshalb ist das Leben vieler Ökonomen von Protest, Rebellion und Kampf gekennzeichnet. Selbst der vorsichtige Smith war Angriffen der Reaktion ausgesetzt. Unter den Sozialisten der vormarxschen Epoche finden wir Menschen mit festen Prinzipien, viel Zivilcourage und persönlichem Mut.

Auf die Pioniere der ökonomischen Wissenschaft in Rußland geht dieses Buch nicht ein. Nicht, weil es in der hier behandelten Epoche in Rußland keine mutigen und originellen Denker gegeben hätte. Man braucht nur an Iwan Possoschkow, den bedeutenden russischen Wissenschaftler und Schriftsteller zu denken, der zur Zeit Peters des Ersten lebte, oder an die sozialökonomischen Werke Radistschews, an die Werke der Dekabristen Turgenjew, Pestel und Orlow.

Doch war Rußland im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in seiner wirtschaftlichen Entwicklung weit hinter den westeuropäischen Ländern zurückgeblieben. Das gesellschaftliche Hauptproblem bildete hier die Leibeigenschaft. Die bürgerlichen Produktionsverhältnissen waren erst in Keimformen vorhanden. Deshalb war die Entwicklung des ökonomischen Gedankengutes in Rußland von deutlichen Eigenheiten geprägt. Aus vielen Gründen konnte das russische Gedankengut bei der Herausbildung der ökonomischen Lehre des Marxismus keine Rolle spielen, obgleich N. G. Tschernyschewski zur gleichen Zeit wie Marx die bürgerliche politische Ökonomie des Westens auf geniale Weise analysierte.

Wichtig ist, daß die ökonomische Theorie des Marxismus in Rußland auf fruchtbaren Boden fiel und rasch Wurzeln trieb. Das Russische ist die erste Fremdsprache, in die das „Kapital“ übersetzt wurde. Der Kiewer Professor N. N. Sieber war einer der ersten, der den Zusammenhang untersuchte, der zwischen der Theorie von Marx und der Lehre von Smith und Ricardo bestand.

Den Schöpfern des ökonomischen Gedankengutes in Rußland muß ein besonderes Buch gewidmet werden, denn diese wichtige und verdienstvolle Aufgabe geht über das Ziel hinaus, das sich das vorliegende Buch stellt.

* * *

Der Verfasser hat sich bemüht, mit seinem Buch dem alten Leitspruch derjenigen zu folgen, die die Wissenschaft zum allgemeinen Anliegen machen wollten: *Lernen soll Vergnügen bereiten*. Spannung mit Wissenschaftlichkeit zu verbinden, ist immer schwierig. Und vielleicht ist es am schwierigsten in der politischen Ökonomie.

Der Verfasser hofft erstens, daß dieses Buch wissenschaftlich gehaltvoll ist und eine relativ vollständige Vorstellung von der Herausbildung und Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft vermittelt. Zweitens [25] wäre zu hoffen, daß es interessant ist und vom Leser nicht die „Ausdauer eines Kamels und die Geduld eines Heiligen“ verlangt, ohne die man, um mit Heilbroner zu sprechen, manche seriösen Werke der politischen Ökonomie nicht zu bewältigen vermag. Doch soll das nicht heißen, daß das vorliegende Buch wenig geistige Anstrengungen verlangt.

Nun denn, von der politischen Ökonomie der Sklavenhaltergesellschaft bis zur politischen Ökonomie in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Auf diesem langen Weg wollen wir an den wichtigsten Stationen haltmachen.

[27]

1. Kapitel An den Quellen

[28] Als der Mensch der Urzeit zum ersten Mal ein Steinbeil sowie Pfeil und Bogen herstellte, hatte das mit *Ökonomie* noch nichts zu tun. Das war sozusagen nur Technik.

Dann aber war da eine Gruppe von Jägern, mit Beilen, Pfeil und Bogen bewaffnet, die einen Hirsch erlegte. Die Jäger teilten das Fleisch des Hirsches unter sich auf, und zwar ganz sicher zu gleichen Teilen: Hätte einer mehr bekommen als die anderen, so hätten diese nicht überleben können. Später wurde das Leben der Gemeinschaft vielgestaltiger. Jemand fertigte den Jägern gute Waffen und ging selbst nicht mehr zur Jagd. Fleisch und Fisch mußten zwischen den Jägern und Fischern aufgeteilt werden, und auch der „Waffenmacher" erhielt seinen Anteil. In einem bestimmten Stadium bildete sich der Austausch von Arbeitsprodukten zwischen den Gemeinschaften und innerhalb der Gemeinschaften heraus.

All dies war zwar primitive, unentwickelte Ökonomie, doch es war Ökonomie, denn es ging nicht mehr nur um das Verhältnis der Menschen zu Dingen wie Bogen, Beil und Fleisch, sondern um das Verhältnis zueinander in der Gesellschaft, und nicht um Verhältnisse schlechthin, sondern um materielle Verhältnisse, die sich aus der Produktion und dann aus der Verteilung der lebensnotwendigen Güter ergaben. Diese Verhältnisse bezeichnete Marx als *Produktionsverhältnisse*.

Ökonomie bedeutet gesellschaftliche Produktion, Austausch, Verteilung und Konsumtion materieller Güter und die Gesamtheit der auf dieser Grundlage entstehenden Produktionsverhältnisse. So verstanden ist die Ökonomie ebenso alt wie die menschliche Gesellschaft. Natürlich war die Ökonomie der Urgemeinschaft äußerst einfach, weil auch die Werkzeuge, deren sich die Menschen bedienten, primitiv waren, und die Menschen kaum irgendwelche Arbeitsfertigkeiten besaßen. Mit anderen Worten: Die *Produktivkräfte*, die die Produktionsverhältnisse einer Gesellschaft, ihre Ökonomie, ihr ganzes Leben bestimmen, waren noch ganz schwach entwickelt.

Der erste Ökonom

Wann hat der Mensch zum ersten Mal darüber nachgedacht, warum Feuer brennt oder Donner grollt? Ganz sicher liegt das viele Tausend Jahre zurück. Wohl vor ebenso langer Zeit hat er sich über Erscheinungen Gedanken gemacht, die die Ökonomie der Urgemeinschaft prägten, die allmählich zerfiel und in die erste Klassengesellschaft, die Sklavenhaltergesellschaft, überging. Aber diese Gedanken konnten noch keine *Wissenschaft*, also kein System von Wissen über Natur und Gesellschaft sein.

Die Wissenschaft entsteht erst in der entfalteten Sklavenhalterordnung, die schon über viel höher entwickelte Produktivkräfte verfügt. Die mathematischen oder medizinischen Kenntnisse der Menschen, die in den antiken Staaten Mesopotamien, Babylon und Ägypten lebten, [29] erscheinen uns mitunter recht eindrucksvoll. Die typischsten Beispiele der antiken Wissenschaft sind uns von den alten Griechen und Römern bekannt geworden.

Lange bevor im 17. Jahrhundert die *politische Ökonomie* zu einem selbständigen Zweig der Wissenschaft wurde, hatten die Menschen begonnen, sich mit Beobachtungen der Wirtschaft zu beschäftigen. Viele ökonomische Erscheinungen, die Gegenstand dieser Wissenschaft wurden, wie Austausch, Geld, Preis, Handel, Gewinn und Leihzins, waren den alten Ägyptern oder Griechen schon bekannt. Natürlich begannen die Menschen vor allem das wichtigste Merkmal der Produktionsverhältnisse dieser Epoche, die Sklaverei, zu durchdenken. Das ökonomische Denken sondert sich zunächst noch nicht von den anderen Formen des Geisteslebens ab. Und deshalb lassen sich seine ersten Erscheinungen auch nicht genau bestimmen. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn die einzelnen Historiker bei der Darstellung der Geschichte des ökonomischen Denkens ihre Analyse von einem unterschiedlichen Zeitpunkt aus beginnen. Der sowjetische Wissenschaftler D. I. Rosenberg begann in seinem 1940 erschienenen Buch mit den alten Griechen, während einige Lehrbücher, die nach dem Krieg veröffentlicht wurden, die Wurzeln des ökonomischen Denkens schon in den Papyri der alten Ägypter, in den in Stein gemeißelten keilschriftlichen Gesetzen des Königs Hammurabi oder in den „Weda" des alten Indiens suchen.

Zahlreiche Feststellungen ökonomischer Art enthält auch die Bibel. Hier finden wir Darstellungen zum ökonomischen Leben der alten Juden und der anderen Völker, die Palästina und die daran angrenzenden Gebiete im zweiten und ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bewohnten. Diese Darstellungen haben gewöhnlich die Form von Geboten und Weisungen, nach denen die Menschen leben sollten.

Wenn jedoch der amerikanische Historiker der ökonomischen Lehren, Professor J. F. Bell, der Bibel ein umfangreiches Kapitel widmet, die anderen Quellen aus dieser Zeit aber völlig ignoriert, so dürften hier Umstände eine Rolle spielen, die mit Wissenschaft nichts zu tun haben. Die Bibel ist die Heilige Schrift des Christentums, und die meisten amerikanischen Studenten kennen sie seit ihrer Kindheit. Dieser Tatsache hat man die Wissenschaft etwas angepaßt.

Eine ausgezeichnete künstlerische Widerspiegelung des antiken Griechenland, in dem die Urgemeinschaft längst zerstört war und die Sklavenhalterordnung herrschte, vermitteln uns die Poeme Homers. Diese Denkmäler der menschlichen Kultur sind eine wahre Enzyklopädie über das Leben und die Weltanschauungen der Menschen, die vor etwa dreitausend Jahren an den Gestaden des Ägäischen und Ionischen Meeres lebten. Die unterschiedlichsten ökonomischen Beobachtungen sind kunstfertig im Stoff der spannenden Erzählung über [30] die Belagerung Trojas und die Irrfahrten des Odysseus eingewoben. In der „Odyssee“ finden wir die wohl erste Bemerkung in der Geschichte über die niedrige Produktivität der Sklavenarbeit:

> *Das ist die Art der Bedienten*:
> *Sobald ihr Herr sie nicht antreibt,*
> *Werden sie träge zum Guten und gehn nicht gern an die Arbeit.*
> *Zeus' allwaltender Rat nimmt schon die Hälfte der Tugend*
> *Einem Manne, sobald er die heilige Freiheit verlieret.*

Natürlich betrachtet der Historiker und Ökonom sowohl die Gesetze des Hammurabi als auch die Bibel und Homer vor allem als Quelle von Nachrichten über das *wirtschaftliche Sein* der Völker des Altertums. Erst in zweiter Linie kann man sie als Monumente des *ökonomischen Denkens* ansehen, das eine gewisse Verallgemeinerung der Praxis, eine gewisse Abstraktion verlangt. Der bekannte bürgerliche Wissenschaftler Joseph A. Schumpeter (ein Österreicher, der die Hälfte seines Lebens in den USA verbracht hat), hat einem seiner Bücher. den Titel „Geschichte der ökonomischen Analyse“ gegeben und diese Geschichte mit den Denkern der griechischen Klassik begonnen.

In der Tat finden wir in den Werken von Xenophon, Platon und besonders von Aristoteles die ersten Versuche, die ökonomische Ordnung der griechischen Gesellschaft zu erkennen. Manchmal neigen wir dazu zu vergessen, wieviel Fäden unsere heutige Kultur mit der bewundernswerten Zivilisation dieses kleinen Volkes verbinden. Unsere Wissenschaft, unsere Kunst und schließlich unsere Sprache haben für immer Elemente der antiken griechischen Zivilisation in sich aufgenommen. Marx schrieb über das ökonomische Denken: „Soweit die Griechen gelegentliche Streifzüge in dies Gebiet machen, zeigen sie dieselbe Genialität und Originalität wie auf allen andern Gebieten. Ihre Anschauungen bilden daher geschichtlich die theoretischen Ausgangspunkte der modernen Wissenschaft.“[1]

D. I. Rosenberg schreibt, daß Aristoteles den Begriff „Ökonomie“ eingeführt habe. Diese Behauptung finden wir auch in der Großen Sowjetenzyklopädie (2. Auflage). Das ist nicht ganz richtig. Das Wort Ökonomie (oikonomia, von oikos – das Haus, die Wirtschaft, und nomos – die Vorschrift, das Gesetz) gab es in der griechischen Sprache schon vor Aristoteles. Dieser Begriff ist sogar der Titel eines Werkes von Xenophon, wo in Form eines Dialogs die Regeln für eine vernünftige Führung der Hauswirtschaft und des Ackerbaus behandelt werden. Also hatte das Wort „Ökonomie“ diesen Sinn (Wissenschaft [31] von der Hauswirtschaft, von der Führung des Haushalts) zu Aristoteles Zeiten schon gehabt, denn Aristoteles war etwa sechzig Jahre jünger als Xenophon. Allerdings war der Sinn des Begriffs „Ökonomie“ bei den Griechen nicht so begrenzt wie heute. Das Haus eines reichen Griechen war mit einer ganzen Sklavenhalterwirtschaft gleichzusetzen, es war gewissermaßen ein Mikroskop der antiken Welt.

[1] Marx, K., Aus der „Kritischen Geschichte“. Dieses Kapitel in Engels' „Anti-Dühring“ stammt von Marx. Marx/Engels, Werke Bd. 20, Berlin 1971, S. 213.

Aristoteles gebrauchte das Wort „Ökonomie“ und den von ihm abgeleiteten Begriff „Ökonomik“ eben in diesem Sinn. Doch hat er ja unvergleichlich mehr geleistet als nur diesen Terminus einzuführen: Er analysierte als erster einige wesentliche ökonomische Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten der damaligen Gesellschaft und war eigentlich der erste Ökonom in der Geschichte der Wissenschaft.

Die ersten Schritte: Aristoteles

Im Sommer des Jahres 336 vor unserer Zeitrechnung wurde der makedonische König Philipp auf der Hochzeit seiner Tochter meuchlings ermordet. Wer den Mörder gedungen hatte, hat man nie erfahren. Wenn die Vermutung zutrifft, daß Persiens Herrscher für diese Tat verantwortlich waren, dann hätten sie nichts tun können, was verderblicher für sie gewesen wäre: Alexander, der zwanzigjährige Sohn Philipps, der jetzt den Thron bestieg, zerschlug wenige Jahre später das mächtige persische Reich und vernichtete es für immer.

Alexander war Schüler und Zögling von Aristoteles, eines Philosophen aus der Stadt Stagira. Als Alexander König von Makedonien wurde, war Aristoteles 48 Jahre alt, und sein Ruhm hatte sich in der ganzen hellenischen Welt ausgebreitet. Was Aristoteles bald darauf veranlaßt hat, Makedonien zu verlassen und nach Athen überzusiedeln, wissen wir nicht. Jedenfalls war es kein Streit mit Alexander, denn ihre Beziehungen haben sich erst viel später verschlechtert, als aus dem einst so begabten Jüngling ein argwöhnischer und launenhafter Weltbeherrscher geworden war. Wahrscheinlich zog es Aristoteles nach Athen, weil es das kulturelle Zentrum der antiken Welt war, eine Stadt, in der sein Lehrer Platon gelebt hatte und gestorben war und wo Aristoteles selbst die Jugendjahre verbracht hatte.

Jedenfalls ließ sich Aristoteles mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Adoptivsohn im Jahre 335 oder 334 in Athen nieder. In den folgenden zehn bis zwölf Jahren – in denen Alexander die gesamte von Griechen bewohnte Welt erobert – errichtet Aristoteles mit bewundernswerter Energie ein großartiges wissenschaftliches Gebäude, mit dem er sein Lebenswerk vollendet und zusammenfaßt. Dennoch war ihm kein ruhiger Lebensabend im Kreis seiner Schüler und Freunde beschieden. Im Jahre 323 starb Alexander, kaum dreiunddreißigjährig. Die sich gegen die makedonische Herrschaft empörenden Athener vertrieben den Philosophen. Als Vorwand hatte man die traditionelle 31 Anklage wegen Gotteslästerung gewählt: Aristoteles sollte seiner [32] verstorbenen Frau nur den Göttern zustehende Ehren erwiesen haben. Ein Jahr später starb er in Chalkis auf der Insel Euböa.

Aristoteles gehört zu den größten Denkern in der Geschichte der Wissenschaft. Seine uns überlieferten und in ihrer Thematik zuverlässig bekannten Werke behandeln alle zu jener Zeit vorhandenen Wissensgebiete. Unter anderem gehört er zu den Begründern der Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft, der Soziologie, in deren Rahmen er auch ökonomische Fragen darstellt. Die soziologischen Werke des Aristoteles sind während seines letzten Aufenthalts in Athen entstanden. Zu ihnen zählen vor allem „Nikomachische Ethik“ (von den Nachfahren so nach dem Sohn des Philosophen, Nikomachos, benannt) und „Politik“, eine Abhandlung über den Staatsaufbau.

Aristoteles war in den Naturwissenschaften wie auch in den Gesellschaftswissenschaften ein Gelehrter „neuen Typs“. Er baute seine Theorien und Schlußfolgerungen nicht auf abstrakten Syllogismen auf, sondern stets auf sorgfältigen Faktenanalysen. Seine „Tiergeschichte“ hat er auf der Grundlage einer reichen Sammlung von Lebewesen geschrieben. Ebenso hat er für sein Buch „Politik“ mit seinen Schülern Material über den Staatsaufbau und die Gesetze von 158 hellenischen und barbarischen Staaten durchgearbeitet. Dabei handelte es sich überwiegend um Poleis, Stadtstaaten.

Aristoteles hat sich über alle Jahrhunderte hinweg den Ruhm eines weisen Lehrmeisters erhalten, der stets von Schülern und Helfern umringt war. Am Ende seines letzten Aufenthalts in Athen stand er vor der Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres und muß noch immer ein Mensch voller Energie und Lebensmut gewesen sein. Uns ist überliefert, daß sich Aristoteles bei seinen Spaziergängen im schattigen Garten gern mit seinen Freunden und Schülern unterhielt. Seine philosophische Schule ist unter dem Namen „Peripatetiker“ (Umherwandelnde) in die Geschichte eingegangen.

Die Werke „Politik“ und „Nikomachische Ethik“ erscheinen uns wie die Niederschrift von Unterhaltungen, mitunter auch von gesprochenen Gedanken, Überlegungen. Sie wenden sich an Hörer (und

nicht an Leser). Um einen Gedanken zu erläutern, kehrt Aristoteles mitunter mehrfach zu ihm zurück, nähert sich ihm gewissermaßen von einer anderen Seite und beantwortet so Fragen seiner Zuhörer.

Aristoteles war ein Kind seiner Zeit. Die Sklaverei hielt er für etwas Naturgegebenes und Gesetzmäßiges, der Sklave war für ihn ein sprechendes Werkzeug. Mehr noch, in gewissem Sinne war Aristoteles sogar konservativ eingestellt. Ihm mißfiel die Entwicklung des Handels und der Geldbeziehungen im damaligen Griechenland. Sein Ideal war die kleine Ackerbauwirtschaft (in der natürlich Sklaven arbeiten sollten). Diese Wirtschaft sollte sich mit fast allem Notwendigen selbst versorgen, und das noch Fehlende sollte über den „gerechten Austausch“ mit den Nachbarn erworben werden.

[33] Doch das Verdienst von Aristoteles als Ökonom besteht darin, daß er der erste war, der einige Kategorien der politischen Ökonomie aufgestellt und auch gewisse Zusammenhänge zwischen ihnen nachgewiesen hat. Wenn wir das aus Fragmenten zusammengestellte „ökonomische System“ des Aristoteles mit den ersten fünf Kapiteln des „Reichtums der Nationen“ von Adam Smith und mit dem ersten Abschnitt vom ersten Band des „Kapitals“ von Karl Marx vergleichen, dann entdecken wir eine überraschende Kontinuität des Denkens, die eine neue Stufe erreicht und sich dabei auf Vorangegangenes stützt. W. I. Lenin schrieb, daß das Bestreben, das Gesetz der Bildung und der Veränderung der Preise (d. h. das Wertgesetz) zu finden, von Aristoteles bis Marx geht und sich durch die ganze klassische politische Ökonomie hindurchzieht.[2]

Da findet Aristoteles die zwei Seiten der Ware – Gebrauchswert und Tauschwert – und analysiert den Tauschprozeß. Er stellt dann die Frage, die die politische Ökonomie immer wieder bewegen wird: Wodurch werden die Tauschverhältnisse oder die Tauschwerte oder schließlich die Preise, deren Geldausdruck, bestimmt? Die Antwort auf diese Frage kann er nicht wissen, oder richtiger, er macht vor ihr halt und schweift ab, scheinbar widerstrebend, notgedrungen. Doch im allgemeinen sind seine Gedanken über den Ursprung und die Funktionen des Geldes sehr gescheit. Schließlich erklärt er die Verwandlung von Geld in Kapital, also in Geld, das neues Geld entstehen läßt, auf seine Weise.

So sieht also, wenn man von allen Abweichungen, Unklarheiten und Wiederholungen absieht, der Weg der wissenschaftlichen Analyse aus, den der große Hellene gegangen ist.

Das wissenschaftliche Erbe des Aristoteles ist stets Gegenstand von Auseinandersetzungen gewesen. Die christliche Kirche, pseudowissenschaftliche Buchstabengelehrte und politische Reaktionäre machten seine philosophischen, naturwissenschaftlichen und sozialen Ideen zu einem starren Dogma, zu einer angeblich ewig geltenden Regel, mit denen sie viele Jahrhunderte lang alles Neue und Fortschrittliche bekämpften. Doch auch die Vertreter der Aufklärung, Revolutionäre in der Wissenschaft, stützten sich auf die Lehren des Aristoteles, die jetzt allerdings von allen Dogmen befreit waren. Der Streit um Aristoteles geht auch heute noch weiter. Das trifft auch auf seine ökonomische Lehre zu.

Lesen Sie die beiden folgenden Auszüge, in denen die ökonomischen Anschauungen des großen Griechen eingeschätzt werden, aufmerksam durch! Die links stehende Einschätzung stammt von einem Marxisten, von dem sowjetischen Wissenschaftler F. J. Poljanski. Die andere hat [34] der amerikanische Professor J. F. Bell, Verfasser eines bürgerlichen Lehrmaterials über die Geschichte des ökonomischen Denkens, geschrieben:

Poljanski

„Aristoteles war von subjektivistischen Auffassungen über den Wert weit entfernt und neigte eher zu einer objektiven Interpretation. Jedenfalls ist ihm wohl die gesellschaftliche Notwendigkeit der Rückerstattung der Produktionskosten klar gewesen. Zwar hat er die Zusammensetzung der Kosten nicht entschlüsselt und sich für diese Frage auch nicht interessiert. Doch dürfte er innerhalb dieser Kosten der Arbeit einen wesentlichen Platz beigemessen haben.“[3]

Bell

„Aristoteles hielt den Wert für subjektiv, vom Nutzen der Ware abhängig. Der Austausch beruht auf den Bedürfnissen der Menschen ... Wenn der Austausch gerecht ist, dann beruht er auf der Gleichheit der Bedürfnisse und nicht auf den Kosten im Sinne des Arbeitsaufwandes.“[4]

[2] Vgl. Lenin, W. I., Noch eine Vernichtung des Sozialismus, Werke, Bd. 20, Berlin 1961, S. 198.
[3] „Istorija ekonomitscheskoi mysli“. Kurs lekzii, T. 1, Moskau 1961, S. 58 (russ.).
[4] J. F. Bell, A History of Economic Thought, New York 1953, p. 41 (engl.).

Unschwer läßt sich erkennen, daß die beiden Urteile einander völlig entgegengesetzt sind. In beiden Zitaten geht es um den *Wert*, diese grundlegende Kategorie der politischen Ökonomie, mit der wir im weiteren ständig zusammentreffen werden.

Einen wesentlichen Teil der ökonomischen Lehre des Marxismus nimmt die *Arbeitswerttheorie* ein, die Marx auf der Basis der kritischen Analyse der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie ausgearbeitet hat. Das Wesen dieser Theorie besteht darin, daß allen Waren eine Eigenschaft gemeinsam ist: Sie sind Produkt menschlicher Arbeit. Die Menge dieser Arbeit bestimmt auch den Wert der Ware. Wenn man für die Anfertigung eines Beils fünf Arbeitsstunden und für die Herstellung eines Tontopfes eine Stunde braucht, dann ist unter sonst gleichen Bedingungen der Wert des Beils fünfmal höher als der des Topfes. Ein Beil wird dann gewöhnlich gegen fünf Töpfe getauscht, denn das ist sein in Töpfen ausgedrückter *Tauschwert*. Er läßt sich auch in Fleisch, in Tuch, in jeder anderen Ware und schließlich in Geld, also in einer bestimmten Menge Silber oder Gold ausdrücken. Der in Geld ausgedrückte Tauschwert einer Ware ist der *Preis*.

Große Bedeutung hat der Begriff der wertschaffenden Arbeit. Damit die Arbeit des Herstellers der Beile vergleichbar wird, stellen wir sie der Arbeit des Töpfers gegenüber. Sie darf hierbei nicht als die konkrete Arbeit der betreffenden Berufsgruppe betrachtet werden, sondern als [35] Aufwand an menschlicher Muskel- und Geisteskraft, als *abstrakte Arbeit*, unabhängig von ihrer konkreten Form. Natürlich ist der Gebrauchswert (die Nützlichkeit) der Ware Voraussetzung dafür, daß sie Wert hat, doch kann er nicht Quelle von Wert sein.

Der Wert ist also objektiver Art, er existiert unabhängig von den Empfindungen des Menschen, unabhängig davon, wie dieser die Nützlichkeit der Ware beurteilt. Außerdem trägt der Wert gesellschaftlichen Charakter, er wird nicht vom Verhältnis des Menschen zu einem Gegenstand, einer Sache bestimmt, sondern vom Verhältnis zwischen den Menschen, die mit ihrer Arbeit die Waren schaffen und sie untereinander austauschen.

Als Gegengewicht zu dieser Theorie legt die bürgerliche politische Ökonomie von heute dem Wert (oder besser dem Tauschwert, weil sie den Wert als selbständige Kategorie ablehnt) die *subjektive Nützlichkeit* der auszutauschenden Waren zugrunde. Der Tauschwert wird aus der Intensität des Verlangens, das der Verbraucher nach der jeweiligen Ware zeigt, und aus der Höhe des Angebotes abgeleitet. Er wird damit zu einer Zufallsgröße, einer „konjunkturabhängigen“ Größe. Da das Wertproblem in den Bereich des subjektiven Urteils verlagert wird, verliert der Wert hier den gesellschaftlichen Charakter, hört er auf, ein Verhältnis zwischen den Menschen zu sein.

Der Leser mag nun fragen: Sind das denn nicht bloße Spitzfindigkeiten? Einige durchaus bewanderte Leute im Westen, die sich für Sozialisten halten, sprechen hin und wieder davon, daß dieser Streit überholt und es an der Zeit sei, ihn einfach zu begraben.

Doch geht es nicht um die Werttheorie an sich. Aus der Arbeitswerttheorie leitet sich notwendigerweise die Mehrwerttheorie ab, die erklärt, wie die Kapitalisten die Arbeiterklasse ausbeuten. Dagegen schließen die subjektive Werttheorie und alle mit ihr zusammenhängenden Auffassungen der bürgerlichen politischen Ökonomie die Ausbeutung und die Klassengegensätze prinzipiell aus.

Deshalb also der Streit, der nun schon nicht weniger als 2400 Jahre alt ist. War Aristoteles ein Künder der Arbeitswerttheorie oder der Ahnherr jener Theorien, die den Tauschwert aus der Nützlichkeit ableiten? Dieser Streit wurde deshalb möglich, weil Aristoteles keine auch nur einigermaßen umfassende Werttheorie lieferte und liefern konnte.

Er sieht im Austausch die Gleichheit der Warenwerte und sucht hartnäckig nach der allgemeinen Grundlage dieser Gleichheit. Schon das war ein Zeichen für die außerordentliche Tiefe des Gedankens und diente als Ausgangspunkt für die spätere ökonomische Analyse viele Jahrhunderte nach Aristoteles. Wir finden bei ihm Äußerungen, die an eine noch sehr primitive Variante der Arbeitswerttheorie erinnern. Auf sie hat sich offenbar auch F. J. Poljanski in dem angeführten Zitat gestützt. Aber vielleicht ist jenes Gefühl für das Problem des Wertes, [36] das aus dem folgenden Auszug aus der „Nikomachischen Ethik“ deutlich wird, noch aufschlußreicher: „Denn es können nicht etwa zwei

Ärzte eine Austausch-Gemeinschaft bilden, wohl aber ein Arzt und ein Bauer, oder allgemein ausgedrückt: Partner, die verschiedenartig, nicht gleich sind. Zwischen den Partnern muß dann jedoch ein Ausgleich geschaffen werden. Deshalb muß alles, was ausgetauscht wird, irgendwie vergleichbar sein ... Dem Unterschied von Baumeister und Schuhmacher muß also der Unterschied zwischen einer bestimmten Anzahl von Schuhen und einem Haus entsprechen. Es müssen sich also alle Dinge durch eine bestimmte Einheit messen lassen ...“[5]

Hier ist in Keimform der Wertbegriff als gesellschaftliches Verhältnis zwischen Menschen enthalten, die Waren mit unterschiedlichem Gebrauchswert herstellen. Offenbar hat nur noch ein Schritt zu dem Schluß gefehlt, daß sich der Landwirt und der Schuhmacher beim Austausch ihrer Produkte zueinander verhalten, wie die für die Herstellung eines Sacks Getreide und eines Paars Schuhe notwendige Menge Arbeit, Arbeitszeit. Doch zieht Aristoteles diesen Schluß nicht. Er konnte diesen Schritt nicht tun, weil er in der antiken Sklavenhaltergesellschaft lebte, der schon ihrer Natur nach der Gedanke der Gleichheit, der Gleichwertigkeit aller Arten von Arbeit fremd war. Körperliche Arbeit wurde verachtet und galt als Los der Sklaven. Obgleich es in Griechenland auch freie Handwerker und Bauern gab, hat sie Aristoteles seltsamerweise „vergessen“, als es um die Deutung der gesellschaftlichen Arbeit ging.

Doch kaum hat Aristoteles mit seinen Versuchen, den Schleier der Wertform (des Tauschwertes) zu lüften, einen Mißerfolg erlitten, als er sich gleichsam mit einem Seufzer des Bedauerns dem oberflächlichen Umstand des qualitativen Unterschieds in der Nützlichkeit der Waren zuwendet und in ihm des Rätsels Lösung finden will. Als er merkt, wie trivial diese Behauptung (sein Sinn lautet etwa so: „Wir tauschen aus, weil ich deine Ware brauche und du meine“) und zudem noch quantitativ nicht bestimmbar ist, erklärt er, daß das Geld die Waren vergleichbar mache: „Es müssen sich also alle Dinge durch eine bestimmte Einheit messen lassen ... Nun, diese Einheit ist in Wahrheit der Bedarf: er hält alles zusammen ... als eine Art austauschbarer Stellvertreter des Bedarfs aber ist das Geld geschaffen worden, auf Grund gegenseitiger Übereinkunft“.[6]

Das ist eine prinzipiell andere Auffassung, die schließlich solche Behauptungen möglich gemacht hat, wie wir sie in dem Zitat aus dem Buch von J. F. Bell gelesen haben. [37]

Ökonomik und Chrematistik

Sehr bedeutsam ist noch eine weitere Leistung von Aristoteles: seine berühmte Gegenüberstellung von Ökonomik und Chrematistik und damit der erste Versuch in der Geschichte der Wissenschaft, das Kapital zu analysieren. Mit der Wortwahl hatte er allerdings kein Glück: Das Wort „Ökonomik“, das nicht erst von ihm stammt, ist in alle Sprachen eingegangen. Dagegen hat sich das von ihm erdachte Wort „Chrematistik“ (vom Griechischen „chrema“ – Vermögen, Besitz) nicht eingebürgert. Doch geht es nicht darum.

Wir hatten schon gesehen, daß Aristoteles sein Ideal in der halbnaturalen Sklavenhalterwirtschaft sah. Die Probleme dieser Wirtschaft bezeichnete er (ebenso wie Xenophon) mit dem Wort „Oikonomika“. Für Aristoteles war die Ökonomik eine *naturgegebene* wirtschaftliche Tätigkeit, verbunden mit der Herstellung von Produkten, von Gebrauchswerten. Sie umfaßt auch den Austausch, doch wiederum nur so weit, wie dieser notwendig ist, um persönliche Bedürfnisse zu befriedigen. Auch die Grenzen dieser Tätigkeit betrachtete er als naturgegeben: Er sah sie in dem von der Vernunft bestimmten persönlichen Verbrauch des Menschen.

Was ist nun Chrematistik? Es ist die „Kunst, Vermögen zu machen,“ das heißt eine Tätigkeit, die auf Gewinn, auf die Anhäufung von Reichtum, besonders in Geldform, gerichtet ist. Mit anderen Worten: Chrematistik ist die „Kunst“ der Anlage und Akkumulation von Kapital.

Industriekapital gab es in der antiken Welt noch nicht, doch das Handels- und Geldkapital (das Wucherkapital) spielte schon eine bedeutende Rolle. Dieses Kapital hat Aristoteles beschrieben: „Daher

[5] Aristoteles, Nikomachische Ethik, Berlin 1964, S. 106.
[6] Aristoteles, ebenda.

hat denn auch dieser Reichtum, der aus dieser Art Erwerbskunst fließt, kein Ende und keine Schranke. Denn wie die Heilkunst auf Gesundheit ohne Schranke und jede Kunst auf ihr Ziel ohne Schranke ausgeht ..., so hat auch diese Erwerbskunst für ihr Ziel keinerlei Schranke; nun ist aber eben ihr Ziel der Reichtum und Erwerb der bewußten Art ... Nach Ausweis der Erfahrung ... (trachten) alle, die sich mit Erwerb befassen, ihr Geld schrankenlos zu vermehren."[7]

Aristoteles hielt das alles für naturwidrig, doch war er Realist genug, um die Unmöglichkeit einer reinen „Ökonomik" einzusehen: Leider gehe aus der Ökonomik unablässig Chrematistik hervor. Diese Beobachtung ist richtig. Wir würden sagen, daß aus einer Wirtschaft, die Produkte als Waren, für den Austausch erzeugt, unvermeidlich kapitalistische Verhältnisse hervorgehen.

Aristoteles' Gedanken über die Natürlichkeit der Ökonomik und die Naturwidrigkeit der Chrematistik haben ungewöhnliche Wandlungen durchgemacht. Im Mittelalter verurteilten auch die Scholastiker den Wucher und mitunter selbst den Handel als eine „naturwidrige" [38] Methode der Bereicherung. Als sich aber der Kapitalismus entwickelte, erwiesen sich alle Formen der Bereicherung als natürlich, als „Naturrecht". Auf dieser Grundlage entstand im sozialökonomischen Gedankengut des 17. und 18. Jahrhunderts die Gestalt des homo oeconomicus, des Menschen, dessen Handlungen allein vom Streben nach Bereicherung bestimmt werden. Adam Smith erklärte, daß der homo oeconomicus auf seinen Vorteil bedacht sei, damit aber zugleich der Gesellschaft nütze, und auf diese Weise entstehe die bürgerliche Welt, die, nach Smith' Vorstellungen, beste aller Welten. Für Aristoteles hätte der Ausdruck homo oeconomicus noch das direkte Gegenteil bedeutet. Er hätte in ihm einen Menschen gesehen, der auf die Befriedigung seiner vernünftigen und keineswegs unbegrenzten Bedürfnisse bedacht ist. Diese hypothetische Figur ohne Fleisch und Blut, den Helden der ökonomischen Werke zur Zeit Adam Smith' aber, hätte er homo chrematisticus genannt.

Wir verlassen jetzt den großen Hellenen und eilen fast zweitausend Jahre weiter: Westeuropa am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Natürlich sind zwanzig Jahrhunderte an der Entwicklung des ökonomischen Denkens nicht spurlos vorübergegangen. Hellenische Philosophen haben einige Gedanken des Aristoteles weitergeführt. Römische Autoren haben viel über ein Gebiet geschrieben, das wir als Ökonomik der Landwirtschaft bezeichnen. Unter der religiösen Hülle, mit der sich die Wissenschaft im Mittelalter bemäntelte, traten mitunter originelle ökonomische Gedanken hervor. In Kommentaren zu Aristoteles entwickelten die Scholastiker die Konzeption vom „gerechten Preis". All dies können wir in jedem Lehrbuch der Geschichte des ökonomischen Denkens nachlesen. Doch hat die Epoche des Zerfalls der Sklavenhalterordnung, des Heranreifens und der Herrschaft des Feudalismus die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft nicht gefördert. Zur selbständigen Wissenschaft wurde die politische Ökonomie erst in der Manufakturperiode des Kapitalismus, als sich schon im Schoß der Feudalordnung bedeutende Elemente der kapitalistischen Produktion und der bürgerlichen Verhältnisse herausbildeten.

Die Wissenschaft bekommt einen Namen

Der Mann, der den Begriff *politische Ökonomie* in die sozialökonomische Literatur eingeführt hat, hieß Antoine de Montchrétien, Sieur de Vatteville und war ein verarmter Adliger, der zur Zeit Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. lebte. Montchrétiens Leben war voller Abenteuer, die einem d'Artagnan Ehre gemacht hätten. Er war Dichter, Duellant, Verbannter, Vertrauter des Königs, Rebell und Staatsverbrecher. Und er stirbt schließlich unter Säbelhieben und im Pulverdampf, nachdem er in einen feindlichen Hinterhalt geraten ist. Und doch war dieses Ende für den Rebellen noch das beste, was er erwarten durfte. Hätte man [39] ihn lebend gefangen, so wäre ihm Folter und schmachvolle Kerkerhaft nicht erspart geblieben. Selbst sein Leichnam wurde auf Gerichtsurteil entweiht: Man zerschlug die Gebeine, verbrannte den Leichnam und verstreute die Asche in alle Winde.

Montchrétien gehörte zu den Führern der französischen Protestanten (Hugenotten), die sich gegen den König und die katholische Kirche erhoben hatten. Als er 1621 starb, war er fünfundvierzig oder sechsundvierzig Jahre alt. Sein „Traktat über die politische Ökonomie" erschien 1615 in Rouen. Kein

[7] Aristoteles, Politik, Leipzig 1948, S. 20.

Wunder, daß es bald in Vergessenheit geriet und der Name Montchrétien beschmutzt war. Leider können wir nur noch aus den voreingenommenen und verleumderischen Urteilen seiner Feinde Näheres über das Leben Montchrétiens erfahren. Diese Urteile sind von erbittertem politischen und religiösen Kampf geprägt. Man beschimpfte ihn als Straßenräuber, Falschmünzer, als gemeinen Egoisten, der nur deshalb zum Protestantismus übergetreten sei, um eine reiche Hugenottenwitwe zu ehelichen.

Fast dreihundert Jahre mußten vergehen, ehe Montchrétiens guter Ruf wiederhergestellt war, und er hat sich auf immer einen Ehrenplatz in der Geschichte des ökonomischen und politischen Gedankengutes erworben. Heute wissen wir auch, daß sein tragisches Schicksal kein Zufall war. Die Beteiligung an einem der vielen Hugenottenaufstände, die in gewissem Maße eine Form des Klassenkampfes der rechtlosen französischen Bourgeoisie gegen die absolutistische Feudalherrschaft darstellten, war durchaus gesetzmäßig für das Lebensende dieses von Geburt einfachen Menschen (sein Vater war Apotheker), Adligen aus Zufall, Humanisten und Kämpfers aus Berufung.

Nachdem Montchrétien eine für seine Zeit gute Bildung erhalten hatte, beschloß er als Zwanzigjähriger, Schriftsteller zu werden und veröffentlichte eine Tragödie in Versform zu einem Thema der Antike. Einige dramatische und poetische Werke folgten. Auch ist bekannt, daß er „Die Geschichte der Normandie“ geschrieben hat. Im Jahre 1605, als Montchrétien bereits ein bekannter Schriftsteller war, sah er sich nach einem Duell mit tödlichem Ausgang gezwungen, nach England zu fliehen.

Die vier Jahre Aufenthalt in England spielen im Leben Montchrétiens die gleiche Rolle, wie mehrere Jahrzehnte später der Aufenthalt Pettys in Holland: Er lernt ein Land mit höher entwickelter Wirtschaft und höher entwickelten bürgerlichen Verhältnissen kennen. Montchrétien beginnt, sich lebhaft für Handel, Handwerk und Wirtschaftspolitik zu interessieren. Angesichts der Verhältnisse in England vergleicht er dieses Land in Gedanken mit Frankreich. Vielleicht ist es für sein weiteres Schicksal auch bedeutsam gewesen, daß er in England viele französische Emigranten, Hugenotten, getroffen hat. Die meisten waren Handwerker, oft Meister ihres Fachs. Montchrétien sah, daß ihre Arbeit und ihre Geschicklichkeit England nicht wenig Nutzen [40] brachte, während Frankreich, das sie zur Emigration gezwungen hatte, große Verluste erlitt.

Nach Frankreich kehrte Montchrétien als überzeugter Verfechter der Entwicklung der nationalen Industrie und des Handels, als Interessenvertreter des dritten Standes zurück. Seine neuen Ideen begann er bald in die Praxis umzusetzen. Er heiratete eine reiche Witwe, richtete eine Werkstatt für Eisenwaren ein und verkaufte seine Ware in Paris, wo er ein Lager unterhielt. Doch war die Arbeit am „Traktat“ seine Hauptbeschäftigung. Trotz des so hochtönenden Titels, den Montchrétien seinem Buch gab, war es doch ganz und gar der Praxis gewidmet. Er versuchte darin, die Regierung zu überzeugen, daß der französische Gewerbetreibende und Kaufmann ihren Schutz braucht. Montchrétien setzte sich für den Zollprotektionismus ein, das heißt er forderte, ausländische Waren mit hohen Zöllen zu belegen, damit ihre Einfuhr die nationale Produktion nicht behindere. Er preist die Arbeit und bringt der Klasse, die er für den eigentlichen Schöpfer des Reichtums im Lande hält, für seine Zeit ganz ungewöhnliche Lobeshymnen dar: „Die rechtschaffenen und vielgerühmten Handwerker sind für ihr Land außerordentlich nützlich; ich erlaube mir zu sagen, daß sie notwendig sind und Achtung verdienen.“[8]

Montchrétien gehörte zu den führenden Vertretern des *Merkantilismus*, mit dem wir uns im nächsten Kapitel befassen. Er verstand die Wirtschaft des Landes vor allem als Objekt der Staatsverwaltung. Die Quelle des Reichtums des Landes und Staates (des Königs) sah er in erster Linie im Außenhandel, besonders in der Ausfuhr von industriellen und handwerklichen Erzeugnissen.

Seine Arbeit, die er dem jungen König Ludwig XIII. und der Königinmutter gewidmet hatte, überreichte er gleich nach der Veröffentlichung dem königlichen Siegelbewahrer (Finanzminister). Allem Anschein nach hat der Hof das in untertänigster Form geschriebene Buch zunächst ganz gut aufgenommen. Sein Autor spielte bald eine gewisse Rolle als eine Art Wirtschaftsberater und erhielt 1617 das Amt des Stadtoberhauptes von Chatillon-Sur-Loire. Wahrscheinlich ist er auch in dieser Zeit geadelt worden. Wann Montchrétien zum Protestantismus übergetreten ist und weshalb er sich den

[8] Zitiert in: P. Dessaix, Montchrétien et l’économie politique nationale. Paris 1900, S. 21 (franz.).

aufständischen Hugenotten angeschlossen hat, ist nicht bekannt. Vielleicht weil seine Hoffnungen auf die Verwirklichung seiner Pläne durch die königliche Regierung unerfüllt blieben und er empört war, daß man statt dessen einen neuen Religionskrieg entfachte. Vielleicht war er auch zu der Überzeugung gekommen, daß der Protestantismus seinen Prinzipien besser entsprach und hat dann als entschlossener und mutiger Mann für ihn zur Waffe *gegriffen*.

[41] Doch zurück zum „Traktat über die politische Ökonomie". Warum hat Montchrétien sein Werk gerade so genannt, und hat er sich damit irgendwie besonders verdient gemacht? Wohl kaum. Am allerwenigsten hätte er vermuten können, daß er damit einer neuen Wissenschaft den Namen gab. Im Zeitalter der Aufklärung, da viele Ideen und Begriffe der Antike wieder ins Leben gerufen, mit neuem Inhalt erfüllt wurden, lag diese oder eine ähnliche Wortverbindung gleichsam in der Luft. Wie jeder gebildete Mensch seiner Zeit verstand Montchrétien Griechisch und Lateinisch und las die Werke der Antike. Dem Geist der Zeit folgend, beruft er sich im Traktat des öfteren auf sie. Zweifellos hat er auch gewußt, welchen Sinn die Worte Ökonomie und Ökonomik bei Xenophon und Aristoteles hatten. Bei den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts bedeuteten diese Worte immer noch Hauswirtschaft, Unterhaltung einer Familie und einer eigenen Wirtschaft. Etwas später als Montchrétien veröffentlichte ein Engländer ein Buch mit dem Titel „Ökonomische Beobachtungen und Ratschläge". Der Verfasser definierte die Ökonomie als „Kunst der guten Führung von Haus und Vermögen" und beschäftigte sich zum Beispiel damit, wie ein Gentleman die passende Frau findet. Nach seinem „ökonomischen" Ratschlag muß die Ehegattin eine Dame sein, die „tagsüber ebenso nützlich ist, wie nachts angenehm".

Aber das war wohl nicht ganz die Ökonomie, die Montchrétien interessierte. All sein Sinnen und Trachten galt dem Aufblühen einer Wirtschaft, die er als *staatliche, nationale Gemeinwirtschaft* verstand. Natürlich handelte es sich dabei nicht um einen Staat, wie ihn Aristoteles gekannt und dargestellt hatte, doch waren die Angelegenheiten dieses Staates *politische* Angelegenheiten geblieben. So ist es auch verständlich, daß er dem Wort *Ökonomie* das Attribut *politische* voranstellte.

Reichlich hundertfünfzig Jahre nach Montchrétien galt die politische Ökonomie im allgemeinen als Wissenschaft von der *Staatswirtschaft*, von der Ökonomik der in der Regel von absoluten Monarchen regierten Nationalstaaten. Erst zur Zeit Adam Smith', mit der Entstehung der klassischen Schule der bürgerlichen politischen Ökonomie, wandelte sich ihr Charakter und sie begann zur Wissenschaft von den Gesetzen der Wirtschaft schlechthin und speziell von den ökonomischen Klassenverhältnissen zu werden. Erst in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts war es dem Deutschen Friedrich List, einem leidenschaftlichen Patrioten in seinen ökonomischen Anschauungen, vorbehalten, seinem Werk den Titel „Das nationale System der Politischen Ökonomie" zu geben, um seinen Unterschied von der kosmopolitischen Betrachtungsweise der klassischen Schule zu betonen. Hätte er nur „politische Ökonomie" geschrieben, so hätte man ihn schon nicht mehr so verstanden, wie man zwei Jahrhunderte vorher Montchrétien verstanden hatte.

[42] Natürlich besteht Montchrétiens Hauptverdienst nicht darin, daß er seinem Buch einen so gelungenen Titel gegeben hat. Es gehörte zu den ersten Werken in Frankreich und Europa, das speziell ökonomischen Problemen gewidmet war. In ihm ist ein besonderer Forschungsgegenstand dargestellt und abgegrenzt, der sich vom Gegenstand anderer Gesellschaftswissenschaften unterscheidet.

Politische Ökonomie und Ökonomik

Im Jahre 1964 erschien in russischer Übersetzung das Buch des Amerikaners P. Samuelson „Economics". Im Vorwort der Herausgeber heißt es, daß Samuelsons „Economics" heute das am weitesten verbreitete bürgerliche Lehrbuch der politischen Ökonomie ist. Allein von 1948 bis 1961 hat das Buch in den USA fünf Auflagen erlebt. Sein Autor gehört zu den Persönlichkeiten, die auf die Wirtschaftspolitik der USA maßgeblichen Einfluß ausüben.

Obgleich dieses Buch an sich recht interessant ist (und wir uns noch näher mit ihm befassen werden), beschäftigt uns doch jetzt etwas anderes. Wenn dieses Buch ein Lehrgang der politischen Ökonomie ist, warum heißt es dann nicht so? Ist das nur eine Nachlässigkeit des Verlages oder der Lektoren?

Und ist diese Frage überhaupt zulässig, handelt es sich vielleicht um unterschiedliche Begriffe? Wir wollen versuchen, Klarheit zu erhalten. Wir werden sehen, daß es hier nicht nur um Worte geht.

Wir wollen mit einem Blick in ein Fremdwörterbuch beginnen. Dort lesen wir, daß das Wort „Ökonomik“ für zwei Begriffe verwendet wird. Als Gesamtheit der Produktionsverhältnisse einer gesellschaftlichen Entwicklungsstufe haben wir sie bereits kennengelernt. Im anderen Sinne wird Ökonomik als Bezeichnung für Teildisziplinen der ökonomischen Wissenschaft gebraucht.

Doch sind die Begriffe *Ökonomik* und *politische Ökonomie* keineswegs gleichbedeutend. Heute versteht man den Begriff *Ökonomik* im Sinne eines Wissenszweiges mehr als *Wirtschaftswissenschaften*. Neben der politischen Ökonomie umfassen diese Wissenschaften jetzt eine Vielfalt von Wissenszweigen über ökonomische Prozesse. Gegenstand dieser Wirtschaftswissenschaften sind die Produktions- und Arbeitsorganisation, die Organisation des Erzeugnisabsatzes und der Finanzen in den Betrieben. Das trifft sowohl auf die kapitalistische als auch auf die sozialistische Wirtschaft zu. In den kapitalistischen Großkonzernen gibt es bekanntlich eine kapitalistische Planung, deren Methoden und Formen ebenfalls Gegenstand der ökonomischen Wissenschaft sind. Die staatsmonopolistische Wirtschaftsregulierung, ohne die der Kapitalismus von heute nicht denkbar ist, braucht ebenfalls ein Fundament objektiver Kenntnisse über die Gesamtheit und die einzelnen Zweige der Wirtschaft. Damit erweitern sich die praktischen Funktionen der Wirtschaftswissenschaften.

[43] Der Leser weiß, daß zum Beruf des Ökonomen heute sehr vielfältige Funktionen gehören. Sie beginnen bei der sehr konkreten ingenieurökonomischen oder der planökonomischen Arbeit und gehen bis zur ausgesprochen ideologischen Tätigkeit bei der Vermittlung und Verbreitung der marxistisch-leninistischen politischen Ökonomie.

All dies läßt sich aus der Kompliziertheit des Begriffs der Produktionsverhältnisse selbst erklären. Einige ihrer Formen sind allgemeinster, sozialer Art. Sie bilden den eigentlichen Gegenstand der politischen Ökonomie. Andere beschäftigen sich mit den konkreten Formen der Produktionsverhältnisse, die unmittelbar mit der Technik, mit den Produktivkräften im Zusammenhang stehen. Verschiedene technisch-ökonomische Probleme sind nur indirekt mit den Produktionsverhältnissen verbunden. Die Bedeutung der konkreten ökonomischen Wissenschaften wird unvermeidlich steigen. Mit ihrer Entwicklung ist im Grunde genommen die Einführung der Mathematik und der modernen Rechen- und Analysetechnik in die ökonomische Forschung und in die Praxis der Wirtschaftsleitung verbunden.

So wie die Philosophie, die früher einmal als Wissenschaft der Wissenschaften im Grunde alle Wissenszweige umfaßte, heute nicht mehr die einzige ist, so hat auch die politische Ökonomie, die ehemals alle ökonomischen Erscheinungen untersuchte, heute die Rolle des Oberhaupts in der Familie der ökonomischen Wissenschaften inne. Das ist ein völlig gesetzmäßiger Vorgang.

Doch kehren wir zu Samuelson zurück. Bedeutet nun der Titel seines Buches, daß der hier behandelte Themenkreis über die eigentliche Problematik der politischen Ökonomie hinausgeht? Das trifft zum Teil zu. Es enthält Elemente der Buchhaltung, der Betriebswirtschaftslehre, des Bankwesens usw. Die Verdrängung des Begriffs political economy durch den Begriff economics (so ist auch der Originaltitel des Buches) erklärt sich in gewissem Maße eben durch die Spezialisierung der ökonomischen Wissenschaften.

Aber damit ist es noch nicht getan. Die politische Ökonomie, wie sie von Smith und Ricardo ausging, war in ihrem Wesen die Wissenschaft von den Klassenverhältnissen der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft. Ihr zentrales Problem war die Verteilung des Produkts (oder der Einkommen), also ein soziales, und zwar ein sehr dringendes soziales Problem gewesen. Zahlreiche Nachfolger Ricardos haben schon versucht, die soziale Schärfe seiner politischen Ökonomie, mit der die klassische Schule ihren Höhepunkt erreicht hatte, zu mildern. Doch genügte das der Bourgeoisie noch nicht, denn auf der Basis des Ricardianismus entstand die politische Ökonomie von Marx, welche die Produktionsverhältnisse offen zum Gegenstand der Wissenschaft machte und zu dem Schluß kam, daß der Untergang des Kapitalismus gesetzmäßig ist.

Deshalb entstanden und festigten sich in den siebziger Jahren des [44] vorigen Jahrhunderts neue ökonomische Konzeptionen, die die Arbeitswerttheorie aufgaben und so der politischen Ökonomie die soziale Schärfe nehmen wollten. Zu ihrem Mittelpunkt machte man einige allgemeine Prinzipien ohne gesellschaftlichen und historischen Inhalt: das Prinzip vom abnehmenden subjektiven Nutzen der Güter beim Verbrauch, das Prinzip vom ökonomischen Gleichgewicht. Zum Gegenstand dieser politischen Ökonomie wurden eigentlich weniger die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen im Zusammenhang mit der Produktion gemacht, sondern ihr Verhältnis zu Dingen.

Zum Hauptproblem der ökonomischen Wissenschaft machte man das „technologische" Problem, das man von jedem sozialen Inhalt befreite, die Auswahl zwischen verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten des jeweiligen Gutes, oder, wie man sich auszudrücken pflegte, des jeweiligen Produktionsfaktors: Arbeit, Kapital und Boden. Ohne Zweifel stellt die optimale Nutzung von begrenzten Ressourcen für jede Gesellschaft ein wesentliches Problem dar, das auch in den Bereich der ökonomischen Wissenschaften gehört. Doch kann es nicht allein Gegenstand der politischen Ökonomie sein.

Man verkündete die „soziale Neutralität" der politischen Ökonomie: Was gehen diese Wissenschaft schon die Klassen, die Ausbeutung und der Klassenkampf an? Doch dahinter verbarg sich eine neue Form der ideologischen Verteidigung des Kapitalismus. Unter den Händen dieser Ökonomen – Jevons in England, Menger und Wieser in Österreich, Walras in der Schweiz, J. B. Clark in den USA – wurde die „alte" politische Ökonomie bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Jetzt war sie nur noch eine Sammlung abstrakt-logischer und mathematischer Schemata, die auf subjektivistisch-psychologischer Betrachtungsweise der ökonomischen Erscheinungen fußten. Natürlich brauchte diese Wissenschaft auch bald einen anderen Namen. Man begann von „reiner Ökonomie" zu sprechen, die von allem Sozialen befreit sei. Der Begriff „politische Ökonomie", der seinem eigentlichen Sinn und der Tradition gemäß eben sozial bestimmt ist, wurde unbequem, lästig.

Der amerikanische Historiker des ökonomischen Denkens Ben B. Seligman schreibt, daß Jevons „die politische Ökonomie mit Erfolg vom Wort ‚politisch' befreit und die Ökonomie zu einer Wissenschaft gemacht hat, welche das Verhalten der atomistischen Individuen und nicht das Gesamtverhalten der Gesellschaft untersucht."[9]

Noch deutlicher wird das Wesen dieser „Umwälzung" in der Wissenschaft, wenn wir einen anderen einflußreichen Ökonomen, den Franzosen Emile James sprechen lassen: „Diese Neoklassiker (so werden in der bürgerlichen Literatur die erwähnten Ökonomen im [45] allgemeinen genannt – A. W. A.) meinen, daß das Objekt der ökonomischen Wissenschaft besonders die Beschreibung jener Mechanismen sein sollte, die in allen ökonomischen Systemen wirken, wobei man sich eigener Urteile über sie wohl enthalten sollte. Bezüglich der sozialen Probleme waren ihre Haupttheorien neutral, das heißt, man konnte ihnen weder Anerkennung noch Mißbilligung der herrschenden Regime entnehmen."[10] Die neuen österreichischen Ökonomen waren „in ihren Wertdefinitionen über den Grenznutzen besonders gegen die marxistische Arbeitswerttheorie ausgerichtet".[11]

Im Verlauf des folgenden Jahrhunderts entwickelten die bürgerlichen Ökonomen die Technik der ökonomischen Analyse nach diesen Prinzipien. Auf ihnen basiert auch das Buch Samuelsons. So drückt sein Titel „Economics" auch die Auffassungen der bürgerlichen Wissenschaftler der Gegenwart zu den Methoden der ökonomischen Analyse aus, deren Ziel darin besteht, die ökonomische Wissenschaft ihres sozialen Inhalts zu berauben.

[47]

[9] Seligman, B., Osnownyje tetschenija sowremennoi ekonomitscheskoi mysli, Moskau 1968, S. 326 (russ.)
[10] James, E., Istorija ekonomitscheskoi mysli XX w., Moskau 1959, S. 38 (russ.).
[11] Ebenda.

Kapitel 2: Goldfetisch und wissenschaftliche Analyse: die Merkantilisten

[48] Amerika wurde entdeckt, weil die Europäer auf indische Gewürze versessen waren; erobert und erschlossen wurde es durch ihre unersättliche Gier nach Gold und Silber. Die großen geographischen Entdeckungen waren eine Folge der Entwicklung des Handelskapitals, und sie selbst haben wiederum wesentlich zu seinem weiteren Aufstieg beigetragen. Das Handelskapital war die historische Ausgangsform des Kapitals. Allmählich ist dann das Industriekapital aus ihm hervorgegangen.

Die Hauptrichtung in der Wirtschaftspolitik und im ökonomischen Denken bildete vom 15. bis zum 17. Jahrhundert (und weitgehend auch noch im 18. Jahrhundert) der *Merkantilismus*. Wir wollen versuchen, sein Wesen kurz zu umreißen: In der Wirtschaftspolitik war er darauf gerichtet, auf jede mögliche Weise Edelmetalle im Lande und in der Staatskasse anzuhäufen; in der Theorie bestand er in der Suche nach den ökonomischen Gesetzmäßigkeiten in der Zirkulationssphäre (im Handel, im Geldumlauf).

„Die Menschen sind dem Metall verfallen ...“ Der Goldfetisch begleitet die ganze Entwicklung der kapitalistischen Ordnung und gehört zur bürgerlichen Lebens- und Denkweise. Doch war der Glanz dieses Idols während der Herrschaftszeit des Handelskapitals besonders stark. Kaufen, um teurer zu verkaufen, ist das Prinzip des Handelskapitals. Und die Differenz stellt man sich in Form des gelben Metalls vor. Daß diese Differenz (die schließlich den Mehrwert verkörpert) nur aus der Produktion kommen kann, nur aus der Arbeit entsteht, daran denkt man noch nicht. An das Ausland mehr zu verkaufen als von ihm zu kaufen, ist des Merkantilismus höchste Staatsweisheit. Und die Differenz fließt wiederum in Gestalt von Gold und Silber, das aus dem Ausland kommt, den Leuten zu, die den Staat verwalten, und jenen, die für diese Leute denken und schreiben. Wenn es im Land viel Geld gibt, dann ist alles zum besten, meinen sie.

Die ursprüngliche Akkumulation

So, wie der Merkantilismus die Vorgeschichte der bürgerlichen politischen Ökonomie darstellt, so ist die Epoche der ursprünglichen Akkumulation die Vorgeschichte der bürgerlichen Produktionsweise. Den Begriff „ursprüngliche Akkumulation“ hat wohl Adam Smith zum ersten Mal gebraucht. Er schrieb, daß die Bedingung für das Wachstum der Arbeitsproduktivität auf der Grundlage der Entwicklung vieler miteinander zusammenhängender Produktionszweige die ursprüngliche Akkumulation gewesen sei.

Marx spricht von der „sogenannten ursprünglichen Akkumulation“. Denn zu Smith’ Zeiten war dieser Begriff in der bürgerlichen Wissenschaft zu einem geflügelten Wort mit einem für die Bourgeoisie durchaus ehrbaren Sinn geworden: „In einer längst verfloßnen Zeit gab es auf der einen Seite eine fleißige, intelligente und vor allem [49] sparsame Elite und auf der andren faulenzende, ihr alles, und mehr, verjubelnde Lumpen ... So kam es, daß die ersten Reichtum akkumulierten und die letztren schließlich nichts zu verkaufen hatten als ihre eigne Haut.“[1]

So stellten die bürgerlichen Gelehrten, Zeitgenossen von Marx, diesen Prozeß, in dessen Ergebnis sich die Kapitalistenklasse und die Klasse der Lohnarbeiter herausbildeten und die Bedingungen für die rasche Entwicklung des Kapitalismus entstanden, als eine ökonomische Idylle dar. Hier sollten Recht und Gerechtigkeit, Lohn für Fleiß und Strafe für Faulheit und Verschwendung geherrscht haben.

Nichts könnte der Wahrheit ferner liegen. Natürlich hat die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals stattgefunden. Aber in Wirklichkeit vollzog sie sich in erbittertem Klassenkampf, war sie mit Unterdrückung, Gewalt und Betrug verbunden.

Dies war nicht das Ergebnis bösen Willens, des „triebhaften“ Hangs der Menschen zur Gewalt usw. Nein, mit der ursprünglichen Akkumulation brach sich eine objektive historische Gesetzmäßigkeit Bahn. Mehr noch, in ihrem Wesen war sie ein progressiver Vorgang, sie brachte die Gesellschaft voran. Die Epoche der ursprünglichen Akkumulation ist die Epoche verhältnismäßig rasch steigender

[1] Marx, K., Das Kapital, Erster Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 741.

Produktion; die Industrie- und Handelsstädte wachsen, und Wissenschaft und Technik machen bedeutende Fortschritte. Es ist das Zeitalter der Aufklärung, die nach einem Jahrtausend Stagnation Kultur und Kunst zu neuer Blüte bringt.

Doch konnten sich Wissenschaft und Kultur in dieser Epoche nur deshalb so rasch entwickeln, weil die alte Feudalordnung zerbrach und neue bürgerliche Verhältnisse ihren Platz einnahmen. Auch die Verwandlung von Millionen Kleinbauern, die teils noch in halbfeudalen Abhängigkeitsverhältnissen gelebt hatten, teils schon freie Grundeigentümer gewesen waren, zu Stadt- und Landproletariern hatte mit einer Idylle nichts gemein. Ebensowenig war es eine Idylle, als sich die kapitalistische Ausbeuterklasse herausbildete, zu deren Religion das Geld wurde.

Im 16. Jahrhundert entstanden in verschiedenen Ländern Westeuropas – in England, Frankreich und Spanien – Nationalstaaten mit einer starken königlichen Zentralgewalt. Sie hatte nach jahrhundertelangem Kampf die feudale Zersplitterung überwunden und die einst absolutistisch herrschenden kleinen Feudalherren ihrem Willen unterworfen. Die feudalen Gefolgschaften wurden aufgelöst und die Krieger und Gefolgsmannen des Adels „arbeitslos“. Wollten diese Leute nicht Tagelöhner werden, dann gingen sie zur Armee oder Flotte und zogen, auf die märchenhaften Reichtümer Amerikas oder Ostindiens hoffend, [50] in die Kolonien. Wurden sie aber Tagelöhner, dann bereicherten sie im Lande die Pächter und Grundbesitzer oder sorgten in Übersee für den wachsenden Wohlstand der Kaufleute, Plantagenbesitzer und Schiffseigentümer. Einige schufen sich „eine Lebensstellung“, sie wurden reich und verwandelten sich in Kaufleute oder Plantagenbesitzer. Andere verdankten ihren Wohlstand der Piraterie und dem Straßenraub.

Die Städte, also die aus Handwerkern und Kaufleuten bestehende Bourgeoisie, waren die Verbündeten und die Stütze der Könige im Kampf gegen den niederen Adel. Sie lieferten dem König Geld und Waffen und mitunter auch die Menschen für diesen Kampf. Auch die Verlagerung der Zentren des Wirtschaftslebens in die Städte untergrub die Macht und den Einfluß der Feudalherren. Die Bourgeoisie wiederum forderte von der Staatsmacht, daß diese ihre Interessen gegen den Adel, gegen den „Pöbel“ und gegen die ausländische Konkurrenz vertrete. Und der Staat gab ihr diese Unterstützung. Die Handelsgesellschaften und Zünfte erhielten von den Königen verschiedene Privilegien und Monopolrechte. Gesetze wurden erlassen, mit denen die Armen unter Androhung grausamer Strafen gezwungen wurden, für die Unternehmer zu arbeiten. Sie legten auch die obere Lohngrenze fest. Im Interesse des Bürgertums, besonders der Kaufleute, wurde die Politik des Merkantilismus betrieben. Oft kamen die merkantilistischen Maßnahmen auch dem Adel zugute, weil seine Einnahmen auf diese oder jene Weise vom Handel und der Unternehmertätigkeit abhingen. Ausgangspunkt jedes Unternehmertums ist Geld, das zum Geldkapital wird, wenn der Besitzer dafür Arbeiter verdingt und Waren zur Verarbeitung oder zum Wiederverkauf erwirbt. Davon geht auch der Merkantilismus aus, dessen Inhalt und Ziel darin bestand, Geld, Edelmetalle in das Land zu holen.

Im Frühmerkantilismus waren diese Maßnahmen noch primitiv. Man zwang ausländische Kaufleute, den gesamten Erlös aus dem Verkauf ihrer Waren innerhalb des betreffenden Landes auszugeben, und dingte dafür – mitunter auch geheime – Aufseher. Die Ausfuhr von Gold und Silber war streng verboten.

Später, im 17. und 18. Jahrhundert, gingen die Staaten Europas zu einer elastischeren und konstruktiveren Politik über. Die Herrscher und ihre Ratgeber hatten begriffen, daß das Land am sichersten dann zu Geld kommen konnte, wenn es die Produktion von Exportwaren entwickelte und mehr ausführte als es einführte. Deshalb begann die Staatsmacht, die Industrie auszuweiten, die Manufakturen unter ihren Schutz zu stellen und neue zu gründen. So war es in Frankreich unter Ludwig XIV. und in Rußland unter Peter I. In England baute der Staat keine eigenen Manufakturen, unterstützte jedoch die Kaufleute und Industriellen auf jede Weise.

Diesen beiden Stadien in der Politik des Merkantilismus entsprechen auch zwei Stadien in der Entwicklung seiner ökonomischen Theorie. [51] Der Frühmerkantilismus, den man auch als *Monetarsystem* bezeichnet, blieb bei administrativen Maßnahmen zum Horten des Geldes im Lande stehen. Der entwickelte Merkantilismus suchte die Quellen für die Bereicherung der Nation nicht in der primitiven

Schatzbildung, sondern in der Ausdehnung des Außenhandels und in einer aktiven Handelsbilanz (mehr Ausfuhr als Einfuhr). Ihm war die „Begeisterung für das Administrieren“, wie sie für seine Vorgänger typisch gewesen war, bereits fremd. Die Vertreter des entwickelten Merkantilismus billigten die Einmischung des Staates nur so weit, wie sie nach ihren Vorstellungen den Grundsätzen des *Naturrechts* entsprach. Die Philosophie des Naturrechts hat auf die Entwicklung der politischen Ökonomie des 17. und 18. Jahrhunderts bedeutenden Einfluß ausgeübt. In gewissem Maße hat sich diese Wissenschaft selbst in den Grenzen der Naturrechtsideen entwickelt. Diese Ideen, die auf Aristoteles und andere Denker der Antike zurückgehen, erhielten jetzt einen neuen Inhalt. Die Naturrechtsphilosophen leiteten ihre Theorien aus der abstrakten „Natur des Menschen“ und seinen „natürlichen“ Rechten ab. Da diese Rechte dem weltlichen und kirchlichen Despotismus des Mittelalters widersprachen, enthielt die Naturrechtsphilosophie bedeutende Elemente des Fortschritts. Die Humanisten der Aufklärung standen auf den Positionen des Naturrechts.

Den Staat betrachteten diese Philosophen und die in ihre Fußstapfen tretenden Theoretiker des Merkantilismus als Organisation, welche die natürlichen Rechte des Menschen, zu denen man auch Eigentum und Sicherheit zählte, sichern konnte. Der soziale Inhalt dieser Theorien bestand darin, daß der Staat die Bedingungen für das Wachstum des Reichtums der Bourgeoisie schaffen sollte.

Später übernahm die klassische politische Ökonomie diese Verbindung der ökonomischen Theorie mit dem Naturrecht. Doch veränderte sich der Charakter dieser Verbindung, da die Bourgeoisie zur Zeit der klassischen Schule (der Physiokraten in Frankreich und der Smithianer in England) schon weniger auf den Schutz des Staates angewiesen war und sich sogar gegen eine zu starke staatliche Einmischung in die Wirtschaft wehrte.

Thomas Mun: ein typischer Merkantilist

Die Engländer nennen ihre Hauptstadt „the Great Wen“, die große Beule. Wie eine riesige Beule hängt London, das mehrere Jahrhunderte lang als größte Stadt der Welt galt, am Band der Themse, und Tausende sichtbarer und unsichtbarer Fäden gehen von ihm aus.

Für die Geschichte der politischen Ökonomie ist London eine besondere Stadt. Das Handels- und Finanzzentrum der Welt war der geeignetste Ort für die Entstehung und Entwicklung dieser Wissenschaft. Hier erschienen die Streitschriften Pettys, und sein Leben ist mit London nicht weniger verbunden als mit Irland. Hundert Jahre [52] später erschien in London Adam Smith’ „Reichtum der Nationen“. Ein echtes Produkt Londons, seines rastlosen geschäftlichen, politischen und wissenschaftlichen Lebens, war David Ricardo. Und Karl Marx hat in London über die Hälfte seines Lebens verbracht. Hier schrieb er auch „Das Kapital“.

Thomas Mun, ein typischer Vertreter des am stärksten ausgeprägten, des englischen Merkantilismus, wurde im Jahre 1571 geboren. Er war nicht nur in geographischer, sondern auch in sozialer Hinsicht ein echter Londoner: ein typisches und einflußreiches Mitglied jenes mächtigen Zentrums der Bourgeoisie, das man die Londoner City nennt. Viele Jahrhunderte lang war die City die Zitadelle der starken, reichen und weit vorausschauenden englischen Bourgeoisie. Die Könige spürten schon im 16. Jahrhundert ihre Abhängigkeit von der City und bemühten sich, im Einvernehmen mit ihr zu leben.

Mun entstammte einer alten Familie von Handwerkern und Kaufleuten. Sein Großvater war Ziseleur an der Londoner Münze gewesen, und sein Vater handelte mit Seide und Samt. Im Unterschied zu Montchrétien, seinem französischen Zeitgenossen, schrieb Mun keine Tragödien, er duellierte sich nicht und war auch kein Rebell. Er lebte das ruhige und redliche Leben eines ehrbaren Kaufmannes und klugen Menschen.

Thomas Mun hatte schon früh den Vater verloren und wurde in der Familie des Stiefvaters, eines reichen Kaufmanns und Mitbegründers der Ostindischen Handelsgesellschaft erzogen. Diese Gesellschaft entstand im Jahre 1600 als Zweig der älteren Levantinischen Gesellschaft, die mit den Ländern am Mittelmeer Handel trieb. Nach der Lehre im Geschäft und Kontor des Stiefvaters nahm er mit achtzehn oder zwanzig Jahren eine Stellung in der Levantinischen Gesellschaft an und brachte mehrere Jahre in Italien zu, fuhr nach der Türkei und in die Länder der Levante.

Mun wurde schnell reich und erwarb sich einen soliden Ruf. Wir wissen, daß er im Jahre 1612 in London wohnte, da er in diesem Jahr die Tochter eines reichen, aber nicht adligen Gutsherrn geheiratet und sich im Kirchspiel St. Helena im Bezirk Bishopsgate niedergelassen hat. Im Jahre 1615 wird er zum ersten Mal in den Vorstandsrat der Ostindischen Handelsgesellschaft gewählt und avanciert bald zu einem geschickten und aktiven Verteidiger ihrer Interessen im Parlament und in der Presse. Aber Mun ist vorsichtig und nicht von übertriebenem Ehrgeiz besessen. Er lehnt den Vorschlag ab, Stellvertreter des Direktors der Gesellschaft zu werden, und verzichtet auf eine Reise nach Indien zur Inspektion der dortigen Handelsniederlassungen. Eine Reise nach Indien dauerte zu jener Zeit noch mindestens drei bis vier Monate und war mit erheblichen Gefahren wie Stürmen, Krankheiten, Piratenüberfällen usw. verbunden.

Dafür war Mun einer der einflußreichsten Männer in der City und in [53] Westminster. Im Jahre 1623 charakterisiert ihn der Publizist und Schriftsteller zu Wirtschaftsfragen Misselden folgendermaßen: „Seine Kenntnisse im Ostindienhandel, seine Urteile über den Handel überhaupt, sein eifriges Schaffen in der Heimat und seine Auslandserfahrung haben ihn mit Eigenschaften geschmückt, die man jedem Menschen nur wünschen kann, die man aber in diesen Zeiten schwerlich unter den Kaufleuten findet.“

Selbst, wenn wir einräumen, daß es sich hierbei um Übertreibung und Schmeicheleien handelt, so ist doch Mun zweifellos kein durchschnittlicher Kaufmann gewesen. Ein Forscher aus unserer Zeit hat ihn einen Strategen des Handels genannt. (Übrigens war im 17. und 18. Jahrhundert bei den Engländern das Wort „Handel“ so gut wie gleichbedeutend mit dem Wort „Ökonomik“.)

Der Höhepunkt in Muns Schaffen fällt mit der Regentschaft der beiden ersten Könige aus der Dynastie der Stuarts zusammen. Im Jahre 1603 war nach fast ein halbes Jahrhundert währender Herrschaft Königin Elisabeth gestorben. Sie hinterließ keine Nachkommen. Als sie den Thron bestiegen hatte, war England ein von Religions- und politischen Fehden zerrissener und von der übrigen Welt abgeschnittener Inselstaat gewesen. Zum Zeitpunkt ihres Todes war es eine Weltmacht mit einer mächtigen Flotte und ausgedehntem Handel. Das Zeitalter Elisabeths zeichnete sich durch einen bedeutenden Aufschwung der Kultur aus. Jakob I., der Sohn der hingerichteten schottischen Königin Maria Stuart, der 1603 den englischen Thron bestieg, fürchtete einerseits die City, andererseits brauchte er sie doch. Er wollte als absoluter Monarch regieren, doch das Geld war beim Parlament und bei den Londoner Kaufleuten. Finanzielle und kommerzielle Schwierigkeiten, die zu Beginn der zwanziger Jahre entstanden, zwangen den König und seine Minister, einen Expertenrat aus der City einzuberufen: eine staatliche Sonderkommission für den Handel wurde gebildet. Im Jahre 1622 wurde Thomas Mun in sie aufgenommen. Er war ein einflußreiches Mitglied dieses beratenden Organs.

Aus einem Strom von Streitschriften und Petitionen und aus den Diskussionen, die in der Handelskommission geführt wurden, entstanden in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts die Grundsätze der Wirtschaftspolitik des englischen Merkantilismus, die bis zum Ende des Jahrhunderts praktiziert wurden. Die Ausfuhr von Rohstoffen (besonders von Wolle) wurde verboten, während man die Ausfuhr von Fertigerzeugnissen unter anderem auch mit staatlichen Subventionen förderte. England eroberte immer neue Kolonien, die den Fabrikherren billige Rohstoffe garantierten und den Kaufleuten Profite aus dem Transit- und Zwischenhandel mit Zucker, Seide, Gewürzen und Tabak einbrachten. Den Zutritt ausländischer Industriewaren schränkte England durch hohe Importzölle ein. So schwächte man die Konkurrenz und förderte die einheimischen Manufakturen (Politik des Protek-[54]tionismus). Großen Wert maß man der Flotte bei, die die Waren in die ganze Welt bringen und den englischen Handel schützen sollte. Oberstes Ziel dieser Maßnahmen war es, den Zustrom von Edelmetallen in das Land zu fördern. Doch zum Unterschied von Spanien, das sich das Gold und Silber direkt aus den Minen Amerikas holte, wirkte sich die Politik der Geldbeschaffung auf England segensreich aus, denn das Mittel für diese Politik war die Entwicklung von Industrie, Flotte und Handel.

Indessen braute sich unter der Herrschaft der Stuarts ein Gewitter zusammen. Karl I., der politisch kurzsichtige und starrsinnige Sohn Jakobs I., machte sich die Bourgeoisie, die sich auf die Unzufriedenheit breiter Volksmassen stützte, zum Gegner. Im Jahre 1640, ein Jahr vor Muns Tod, trat das

Parlament zusammen und wandte sich offen gegen den König. Ein Kampf entbrannte. Die englische bürgerliche Revolution begann. Neun Jahre später wurde Karl I. hingerichtet.

Welche politischen Ansichten Mun in seinen letzten Lebensjahren vertreten hat, wissen wir nicht. Den Höhepunkt der revolutionären Ereignisse hat er nicht mehr erlebt. Doch war er stets gegen den uneingeschränkten Absolutismus, für die Beschränkung der königlichen Macht, besonders in der Steuererhebung aufgetreten. Allerdings hätte er die Hinrichtung des Königs wohl kaum gutgeheißen. Am Ende seines Lebens war Mun sehr wohlhabend. Er hatte sich ausgedehnte Ländereien gekauft und war in London als ein Mensch bekannt, der große Geldbeträge verleihen konnte.

Mun hat zwei kleinere Werke hinterlassen, die in den goldenen Fonds der ökonomischen Literatur eingegangen sind. Ihr Schicksal ist etwas ungewöhnlich. Das erste dieser Werke trägt den Titel „Gedanken zum Handel Englands mit Ostindien mit einer Antwort auf verschiedene Erwägungen, die man gewöhnlich gegen ihn richtet." Es erschien im Jahre 1621 mit den Initialen T. M. Diese Streitschrift war gegen die Kritiker der Ostindischen Handelsgesellschaft gerichtet, die auf dem alten primitiven Merkantilismus (Monetarsystem) beharrten und behaupteten, daß die Geschäfte der Handelsgesellschaft England zum Schaden gereichen, weil sie Silber für den Kauf indischer Waren ausführe und dieses Silber unwiederbringlich für England verloren sei. Mun widerlegte diese Meinung anhand von Zahlen und Tatsachen und wies nach, daß das Silber durchaus nicht verlorengehe, sondern mit großem Zuwachs nach England zurückkehre. Die Waren, die auf den Schiffen der Handelsgesellschaft herangeschafft werden, müßten sonst zum dreifachen Preis von den Türken und Levantinern gekauft werden. Außerdem verkaufe man einen beträchtlichen Teil davon wieder gegen Gold und Silber an andere Länder Europas. Natürlich besteht die Bedeutung dieser Streitschrift für die Geschichte des ökonomischen Denkens nicht nur darin, daß sie die Interessen der Ostindischen [55] Handelsgesellschaft verteidigte, sondern in ihr sind die Argumente des reifen Merkantilismus zum ersten Mal systematisch dargelegt.[2]

Noch größeren Ruhm hat sich Mun mit seinem zweiten Buch erworben, dessen Titel, wie Adam Smith später schrieb, schon den Grundgedanken ausdrückt: „Englands Schatz und der Außenhandel, oder der Ausgleich unseres Außenhandels ist die Regel für unseren Schatz." Diese Schrift erschien erst im Jahre 1664, fast ein viertel Jahrhundert nach Muns Tode. Während all der Jahre der Revolution, der Bürgerkriege und der Republik lag sie mit anderen Papieren und Dokumenten, die Muns Sohn zusammen mit der beweglichen und unbeweglichen Habe des Vaters geerbt hatte, in einem Kästchen. Die Rückkehr der Stuarts auf den Thron im Jahre 1660 und die Belebung der ökonomischen Diskussionen veranlaßten einen fünfzigjährigen wohlhabenden Kaufmann und Grundbesitzer, das Buch zu veröffentlichen und das Publikum an den längst vergessenen Thomas Mun zu erinnern.

Marx schrieb dazu: „In der vom Verfasser gänzlich umgearbeiteten und nach seinem Tod erschienenen Auflage von 1664: ‚Englands Treasure etc.' blieb sie für weitere hundert Jahre merkantilistisches Evangelium. Hat der Merkantilismus also ein epochemachendes Werk ‚als eine Art Inschrift am Eingang'[3], so ist es dieses".[4]

Dieses Buch, das sich aus recht verschiedenartigen, in der Zeit von 1625 bis 1630 geschriebenen Kapiteln zusammensetzt, legt in gedrängter und präziser Weise das eigentliche Wesen des Merkantilismus dar. Mun ist kein Meister des Stils gewesen. Seinen eigenen Worten nach schreibt er „mangels Gelehrsamkeit ohne überflüssige Worte und Redekunst, aber mit aller uneigennützigen Wahrheit in jeder Einzelheit". Statt mit Zitaten aus Werken antiker Schriftsteller operiert er mit Volksweisheiten und kaufmännischer Kalkulation. Ein einziges Mal nur erwähnt er eine Persönlichkeit aus der

[2] Lange Zeit hatten britische Wissenschaftler nach der Erstausgabe der „Gedanken" gesucht, die im Jahre 1609 erschienen sein sollte. Die Existenz einer solchen Ausgabe hatte Mitte des vorigen Jahrhunderts der Politökonom und Sammler alter englischer Wirtschaftsliteratur MacCulloch erwähnt. Heute ist man in Fachkreisen zu der Meinung gekommen, daß es eine solche Ausgabe nie gegeben hat. Damit sind die merkantilistischen Schriften des Italieners Serra (1613) und des Franzosen Montchrétien (1615) vorher erschienen. Doch schmälert das Muns Verdienste keineswegs.

[3] Hier parodiert Marx den Stil von Dühring.

[4] Marx, K., Aus der „Kritischen Geschichte", a. a. O., S. 216.

Geschichte – König Philipp von Makedonien – und das nur deshalb, weil dieser empfohlen hatte, Geld dort in Umlauf zu setzen, wo mit Gewalt nichts mehr auszurichten ist. Als echter Merkantilist sieht Mun den Reichtum in erster Linie im Geld, im Gold und Silber. Seine Gedanken werden vom Standpunkt des Handelskapitals beherrscht. So, wie der einzelne Handelskapitalist [56] Geld in Umlauf bringt, um mehr Geld zurückzuerhalten, so müsse sich auch das Land über den Handel bereichern, indem es einen Ausfuhrüberschuß erziele. Die Entwicklung der Produktion betrachtet er lediglich als Mittel zur Erweiterung des Handels.

Ökonomische Werke verfolgen stets mehr oder weniger bestimmte praktische Ziele. Sie sollen diese oder jene wirtschaftlichen Maßnahmen, Methoden, eine bestimmte Wirtschaftspolitik begründen. Bei den Merkantilisten überwogen diese praktischen Aufgaben ganz besonders. Ebenso wie die anderen Verfasser merkantilistischer Schriften war auch Mun weit davon entfernt, irgendein „System“ ökonomischer Auffassungen zu schaffen. Doch hat das ökonomische Denken seine eigene Logik, und Mun hat notwendigerweise mit theoretischen Begriffen operieren müssen, die die Realität widerspiegelten: mit Ware, Geld, Profit, Kapital ... Und er bemühte sich recht und schlecht, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihnen zu finden.

Pioniere

Alles Neue ist schwer. Und ehe wir unser Urteil über die Erkenntnisse der Denker des 17. Jahrhunderts fällen, sollten wir an die ungeheuren Schwierigkeiten denken, vor denen sie standen. Francis Bacon und Thomas Hobbes, die großen englischen Philosophen des Materialismus, hatten eben erst eine neue Methodik ausgearbeitet, welche die Suche nach den objektiven Gesetzmäßigkeiten von Natur und Gesellschaft zur Hauptaufgabe der Wissenschaft machte. Im ökonomischen Denken mußten religiös-ethische Prinzipien, die jahrhundertelang unverändert geblieben waren, überwunden werden. Früher war es hauptsächlich darum gegangen, was nach Buchstaben und Geist der Heiligen Schrift im Wirtschaftsleben *sein sollte*. Jetzt befaßte man sich mit der *Wirklichkeit* und damit, was mit dieser Wirklichkeit geschehen mußte, um sie dem „Wohlstand der Gesellschaft“ dienstbar zu machen.

Obgleich die großen geographischen Entdeckungen und das Wachstum des Handels den Gesichtskreis der Menschen erweitert hatten, wußten sie doch noch recht wenig von der Welt. Und was wußte man denn schon von den Ländern in Übersee? Die geographischen und ökonomischen Beschreibungen von England waren ja noch nicht einmal zuverlässig. Sie waren voller Fehler und Ungereimtheiten. Die Pioniere des ökonomischen Denkens verfügten über sehr dürftige Fakten und hatten fast keine Statistik. Doch das Leben forderte gebieterisch neue Betrachtungsweisen über das menschliche Dasein, und es trieb wißbegierige Denker, neue Gebiete zu erforschen. In dem Jahrhundert, das zwischen Mun und Smith lag, stieg die Zahl der veröffentlichten ökonomischen Schriften rasch an. J. Massie hat 1764 über 2.300 Titel gezählt. Es war hauptsächlich merkantilistische Literatur, wenngleich die Arbeiten von Petty, Locke und North schon Grundlagen der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie enthielten.

[57] Der Merkantilismus ist keineswegs eine spezifisch englische Erscheinung gewesen. Die Politik der Geldakkumulation, des Protektionismus und der staatlichen Reglementierung der Wirtschaft wurde vom 15. bis zum 18. Jahrhundert in ganz Europa, von Portugal bis nach Rußland, betrieben. In Frankreich kam die *Politik* des Merkantilismus unter dem allmächtigen Minister Colbert in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zur vollen Blüte. In der *Theorie* des Merkantilismus haben italienische Merkantilisten viel geleistet. Bei den Engländern stand im Titel fast jeder merkantilistischen Schrift das Wort „Handel“, bei den Italienern dagegen „Geld“ oder „Münze“. Für das zerstückelte Italien stand das Problem des Geldes und des Geldaustausches zwischen den Kleinstaaten im Vordergrund. In Deutschland galt der Merkantilismus in Form der sogenannten Kameralistik bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts als offizielle ökonomische Lehre.

Führend in der Entwicklung des merkantilistischen Gedankengutes sind jedoch die Engländer gewesen. Die Ursache lag im raschen wirtschaftlichen Aufstieg Englands, in der Reife der englischen Bourgeoisie. Marx, der den Merkantilismus gründlich analysierte, hat sich dabei hauptsächlich auf die Arbeiten englischer Autoren gestützt.

Durch Adam Smith wurde es zur Mode, den Merkantilismus mit einer Art Vorurteil zu betrachten. Diese Auffassung verhärtete sich später noch bei den Vulgarisatoren der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie. Marx entgegnete darauf: „Übrigens muß man sich diese Merkantilisten nicht so dumm vorstellen, wie sie dargestellt werden von den spätern Vulgär-Freetraders.“[5] Für seine Zeit war der reife Merkantilismus ein bedeutender Fortschritt der Wissenschaft. Die talentiertesten von diesen Pionieren des ökonomischen Denkens brauchten einen Vergleich mit den größten Denkern des 17. Jahrhunderts – den Philosophen, Mathematikern und Naturforschern – nicht zu scheuen.

Der nationale Charakter des theoretischen Systems und der Politik des Merkantilismus hatte bestimmte Ursachen. Eine schnelle kapitalistische Entwicklung war nur in den nationalen Grenzen möglich, und sie hing weitgehend von einer Staatsmacht ab, die die Kapitalakkumulation und damit das wirtschaftliche Wachstum förderte. Die Anschauungen der Merkantilisten drückten die wirklichen Gesetzmäßigkeiten und Erfordernisse der wirtschaftlichen Entwicklung aus.

Warum wächst der „Reichtum“, also die geschaffene und für die Konsumtion und Akkumulation bestimmte Masse materieller Güter, Gebrauchswerte, in einem Land stärker als in einem anderen? Was muß in den Manufakturen und besonders vom Staat getan werden, damit [58] der Reichtum schneller wachse? Unschwer läßt sich erkennen, daß eben die Fähigkeit der politischen Ökonomie, Antwort auf diese Fragen zu geben, ihr Dasein als Wissenschaft rechtfertigt. Die Merkantilisten bemühten sich, die Antworten zu finden, und sie suchten sie in der Wirtschaft ihrer Epoche. Ja, sie machten zum ersten Mal die Aufgabe des „rationellen Wirtschaftens“ zu einem zentralen Problem der ökonomischen Wissenschaft. Viele ihrer aus der Erfahrung gewonnenen Schlußfolgerungen und Empfehlungen waren objektiv gerechtfertigt und in diesem Maße wissenschaftlich.

Zugleich taten sie auch erste Schritte zur Erkenntnis der objektiven Bewegungsgesetze und des inneren Mechanismus der kapitalistischen Wirtschaft. Dieses Erkennen war noch sehr oberflächlich und einseitig, denn man suchte ja die Geheimnisse der Wirtschaft noch in der Zirkulationssphäre. In der Produktion sah man – wie sich einer ihrer Kritiker ausdrückte – nur ein „notwendiges Übel“, das Mittel, um dem Land, oder besser, den Handelskapitalisten den Geldzufluß zu sichern. Grundlage jeder Gesellschaft aber ist die Produktion materieller Güter, und die Zirkulation ist ihr nachgeordnet.

Die Anschauungen der Merkantilisten erklären sich daraus, daß zu jener Zeit das Handelskapital die vorherrschende Form des Kapitals überhaupt gewesen ist. Die Produktion wurde überwiegend mit vorkapitalistischen Methoden betrieben, während die Zirkulationssphäre, besonders der Außenhandel, schon von dem erfaßt war, was man für jene Zeit als Großkapital bezeichnen kann. Deshalb stand während des gesamten 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Tätigkeit solcher Handelsgesellschaften wie die Ostindische Kompanie, die Afrikanische Kompanie im Mittelpunkt der wirtschaftlichen Diskussionen in England.

Den „Reichtum der Nation“ setzten die Merkantilisten hauptsächlich mit den Interessen des Handelskapitals gleich. Deshalb konnten sie sich auch nicht mit einer so wichtigen Kategorie beschäftigen, wie sie der *Tauschwert* darstellt. Wohl hat sie die Theoretiker interessiert, denn worin drückt sich denn der Tauschwert mehr aus als im Geld, im Gold? Doch war ihnen selbst der Gedanke des Aristoteles von der Gleichsetzung unterschiedlicher Güter und Arbeiten im Austausch fremd. Im Gegenteil, sie meinten, daß der Austausch naturgemäß ungleich, nicht äquivalent sei. (Der Grund für diese Annahme bestand darin, daß die Merkantilisten vor allem vom Außenhandel ausgingen, der besonders mit rückständigen und „wilden“ Völkern oft nicht äquivalent war.) Die Merkantilisten haben zur Arbeitswerttheorie, deren Anfänge wir bei Aristoteles und einigen Theoretikern des Mittelalters finden, kaum etwas hinzugefügt.

Bei den Merkantilisten hat der Mehrwert, der in Wirklichkeit die von den Kapitalisten angeeignete Frucht unbezahlter Lohnarbeit ist, die Form des Handelsprofits. Den Zuwachs und die Akkumulation des [59] Kapitals hielten sie nicht für das Ergebnis der Ausbeutung von Arbeit, sondern für das Ergebnis des Austauschs, besonders des Außenhandels. Diese Illusionen und Irrtümer schlossen allerdings

[5] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 149.

nicht aus, daß die Merkantilisten viele Probleme im richtigen Licht sahen. So waren sie besonders darum besorgt, einen möglichst großen Teil der Bevölkerung in die kapitalistische Produktion einzubeziehen. Bei einem extrem niedrigen Reallohn sollte dies den Profit erhöhen und die Akkumulation des Kapitals fördern. Die Merkantilisten maßen einem elastischen Geldsystem große Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung bei (vgl. auch Kapitels). In verschiedener Hinsicht haben die Merkantilisten die Rolle des Geldes sogar besser begriffen als Adam Smith. Die Spätmerkantilisten setzten in ihren wirtschaftlichen Projekten zwar auf eine starke Staatsmacht, verbaten sich aber eine übertriebene und kleinliche Reglementierung der Wirtschaft. Das traf besonders auf die Engländer zu. Sie drückten die Belange einer starken, selbstbewußten und erfahrenen Bourgeoisie aus, die den Staat nur für den Schutz ihrer Interessen brauchte.

Thomas Mun führte einen hartnäckigen Kampf gegen eine zu strenge Reglementierung der Ausfuhr von Edelmetall. So, wie der Bauer das Korn in die Erde bringt, um später zu ernten, meinte er, daß der Kaufmann Geld ausführen und ausländische Waren kaufen müsse, um dann mehr eigene Waren verkaufen und der Nation Vorteile in Gestalt einer größeren Geldmenge verschaffen zu können.

Der Merkantilismus und unsere Zeit

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich der Merkantilismus als Strömung der ökonomischen Theorie überlebt. Den Verhältnissen der industriellen Revolution und der Fabrikindustrie kamen die Prinzipien der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie weit besser entgegen. Besonders ausgeprägt war die Vorherrschaft dieser Prinzipien in den am weitesten fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern, und das waren England und Frankreich. In der Wirtschaftspolitik drückte sich dies darin aus, daß die direkte Einmischung des Staates in die Wirtschaft und in den Außenhandel schwächer geworden war.

In den Ländern, die den kapitalistischen Entwicklungsweg erst später beschritten, konnten sich die Ideen der klassischen Schule weniger durchsetzen. Ihre Bourgeoisie wollte nicht eingestehen, daß die kapitalistische Wirtschaft das freie Spiel der Kräfte brauchte. Sie hatte auch allen Grund anzunehmen, daß die besseren Gewinnchancen bei der englischen und französischen Bourgeoisie lagen. Deshalb sind einige in der Praxis bereits bewährte Ideen der Merkantilisten nie gestorben, und das Arsenal ihrer Politik – die staatliche Lenkung der Wirtschaft, der Protektionismus und die Bildung von Geldüberschüssen im Lande – wurde von den Regierungen oft genug angewandt.

[60] Das 20. Jahrhundert brach an. In den bürgerlichen Industrieländern entwickelte sich der staatsmonopolistische Kapitalismus.

Der britische Theoretiker John Maynard Keynes hat in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die ökonomischen Ideen, die diesen Bedingungen entsprachen und die Aufgaben der staatlichen Einwirkung auf die Wirtschaft widerspiegelten, am deutlichsten zum Ausdruck gebracht. Seine Ideen haben sehr wesentlichen Einfluß auf das bürgerliche ökonomische Denken der letzten Jahrzehnte ausgeübt. Sie bestimmen auch weitgehend die Wirtschaftspolitik des Kapitalismus der Gegenwart, auf die sich die Monopole und der Staat heute stützen, um ihre Positionen im ökonomischen Wettbewerb mit dem Sozialismus zu halten.

Der Kapitalismus kann mit Selbstregulierung nicht mehr bestehen, behauptete Keynes. Der Staat müsse sich der Aufgabe annehmen, die Wirtschaft zu regulieren. Diese Aufgabe bestehe darin, die zahlungsfähige Nachfrage, die dazu neige, ständig hinter der Produktion zurückzubleiben, aufrechtzuerhalten und zu stimulieren. Das sei der Weg, auf dem Arbeitslosigkeit und Nichtauslastung der Betriebe bekämpft werden müssen. Das Privatkapital müsse ständig angehalten werden zu investieren, also neue Betriebe zu bauen und die Produktion zu erweitern

Die Nichteinmischung des Staates in die Wirtschaft, wie sie die bürgerliche politische Ökonomie vor eineinhalb Jahrhunderten verkündet habe, sei eine trügerische und gefährliche Idee. Der Staat müsse vor allem für Geldüberschüsse und für die „Billigkeit“ des Geldes, das heißt für niedrige Diskontsätze sorgen. Auf diese Weise werden die Kapitalisten angeregt, bei den Banken Kredite aufzunehmen, zu investieren und damit Arbeiter einzustellen und sie zu entlohnen. Freiheit des Handels sei

Voreingenommenheit. Wenn es die Vollbeschäftigung notwendig mache, seien sowohl Einfuhrbeschränkungen für ausländische Waren als auch Dumping (Ausfuhr von Waren zu niedrigen Preisen zur Eroberung von Märkten) und Geldabwertungen zulässig.

Sicher hat der Leser schon erkannt, welche Absicht sich hinter diesen Gedanken von Keynes verbirgt. Keineswegs handelt es sich hier um die Klügeleien eines weltfremden Professors, sondern um eine durchaus praxisbezogene „Weisheit", von der sich die Regierungen der kapitalistischen Hauptländer heute in vieler Hinsicht leiten lassen.

Diese Empfehlungen erinnern uns recht eigentümlich an die Ideen der Merkantilisten, wobei wir natürlich die Unterschiede beachten, welche die kapitalistische Wirtschaft von heute von der Wirtschaft trennt, wie sie vor 250–300 Jahren in Westeuropa herrschte. Der schwedische Wissenschaftler E. F. Heckscher, ein anerkannter Fachmann für den Merkantilismus, schreibt, daß Keynes' Ansichten zu den ökonomischen Erscheinungen den Ansichten der Merkantilisten erstaunlich nahe [61] kommen, wenngleich seine Sozialphilosophie eine ganz andere sei.[6] Natürlich ist sie anders! Keynes ist Ideologe des staatsmonopolistischen Kapitalismus von heute, während die Merkantilisten die Interessen der aufstrebenden Handels- und Industriebourgeoisie des Frühkapitalismus ausdrückten.

Keynes sagte, was er dachte. Er erkannte Marx nicht an, machte aber auch keine heuchlerischen Verbeugungen vor ihm, wie es verschiedene bürgerliche Wissenschaftler tun. Er setzte sich das Ziel, die „klassische Doktrin" (unter der er, grob gesagt, die Konzeptionen von der Selbstregulierung und der Nichteinmischung des Staates in die Wirtschaft verstand) zu Fall zu bringen, und machte auch kein Hehl daraus. Und die Merkantilisten erklärte er offen zu seinen Vorläufern. Allerdings haben seine Kritiker, besonders der schon erwähnte Professor Heckscher, später nachgewiesen, daß Keynes den Theoretikern des 17. und 18. Jahrhunderts seine eigenen Ideen einfach angedichtet, diese Theoretiker, gelinde ausgedrückt, nach eigenem und ihm genehmem Ermessen interpretiert hatte. Dennoch ist Keynes' Verwandtschaft mit den Merkantilisten bedeutsam. Keynes hat sich selbst in vier Punkten zu dieser Verwandtschaft bekannt.

Erstens, so meint er, haben die Merkantilisten ihr Streben nach Vergrößerung der im Lande vorhandenen Geldmenge mit der Aufgabe verbunden, den Zinssatz niedrig zu halten und zu Investitionen anzuregen. Wie wir soeben gesehen haben, gehörte das zu den Hauptideen von Keynes. Zweitens fürchteten sich die Merkantilisten nicht vor Preiserhöhungen und meinten, daß hohe Preise Handel und Produktion fördern. Keynes gehört zu den Begründern der heutigen Konzeptionen von der „gemäßigten Inflation" als Mittel zur Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Aktivität. Drittens waren die „Merkantilisten die ersten, die die Furcht vor Waren und die Knappheit an Geld als Ursachen der Arbeitslosigkeit erkannten ..."[7]

Keynes meinte, daß die Vergrößerung der Geldmenge durch Kreditexpansion der Banken und Defizite des Staatshaushaltes eine entscheidende Waffe im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit sein könne. Viertens: „Die Merkantilisten waren in keiner Täuschung befangen über den nationalistischen Charakter ihrer Politik und deren Neigung, dem Kriege Vorschub zu leisten."[8] Keynes glaubte, daß der Protektionismus einem Land helfen könne, mit dem Beschäftigungsproblem fertigzuwerden, und trat für eine nationalistische Wirtschaftspolitik ein.

Einen fünften Punkt müßte man noch hinzufügen, den Keynes offenbar [62] für selbstverständlich gehalten hat: das Hervorheben der bedeutsamen Rolle des Staates in der Wirtschaft.

Wir haben schon gesagt, daß sich die bürgerliche politische Ökonomie Ende des 19. Jahrhunderts von der Arbeitswerttheorie und anderen theoretischen Grundlagen der klassischen Schule endgültig losgesagt hatte. Jetzt sagte sie sich auch von der Wirtschaftspolitik los, die sich aus den Lehren der Klassiker der bürgerlichen politischen Ökonomie ergeben hatte. Die Ursache ist darin zu sehen, daß sich die Widersprüche des Kapitalismus zugespitzt haben. Und durch eine stärkere Einmischung des Staates

[6] Vgl. Heckscher, E. F., Mercantilism, London and New York, 1955, Vol. 2, p. 340 (engl.).
[7] Keynes, J. M., Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, (West-)Berlin 1955, S. 293.
[8] Ebenda, S. 294.

sucht man nun, diese Widersprüche zu mildern. Die Allmacht des Staates in der Wirtschaft aber hatte schon der Merkantilismus zum Prinzip erhoben. So ist nun diese Verwandtschaft entstanden.

Doch ist nicht die gesamte heutige bürgerliche politische Ökonomie Keynes gefolgt. Es gibt sogar ganze Schulen, welche die Notwendigkeit einer stärkeren Einmischung des Staates in die Wirtschaft bestreiten. Sie treten für die „Freiheit des privaten Unternehmertums" ein und wenden sich gegen die besondere Vorliebe der Keynesianer für Inflationen. Diese Theoretiker bezeichnen die staatliche Einmischung in die Wirtschaft, in die Produktion und in die Beschäftigungslage mitunter als „Neomerkantilismus" und geben diesem Begriff einen negativen Sinn. Sie meinen, daß jede staatliche Einmischung dieser Art die persönliche Freiheit beeinträchtige und den „westlichen Idealen" zuwiderlaufe. Diese Kritiker des Neomerkantilismus erkennen (möglicherweise unbewußt) nicht, was die Keynesianer mit ihren Theorien ausdrücken: Die Verstärkung der Rolle des bürgerlichen Staates in der Wirtschaft ist heute zu einer objektiven Gesetzmäßigkeit geworden. Anders kann der Kapitalismus mit den Kräften, die er hervorgebracht tat, nicht mehr fertig werden.

Ein Beispiel dieser Art wollen wir anführen: einen Sammelband von Aufsätzen, der von zwei Professoren herausgegeben wurde. Sein Titel lautet: „Zentrale Planung und Neomerkantilismus". Hier wird jeder Versuch, die Wirtschaft der kapitalistischen Industrieländer zu regulieren, in Acht und Bann getan. Doch ließe sich in der kapitalistischen Welt heute wohl kaum ein Land finden, das mit dem folgenden aus einem dieser Aufsätze zitierten Standpunkt einverstanden wäre: „Die Regulierung des Geldes und des Bankwesens kann nicht mehr Funktion des Staates sein als es die Regulierung des Anbaus und Verkaufs von Zwiebeln ist."[9]

Andererseits wird mit dem Begriff des ‚Neomerkantilismus' die Wirtschaftspolitik der Entwicklungsländer verunglimpft. Den staatlichen Wirtschaftssektor, die Volkswirtschaftspläne und -programme, den [63] Schutz der nationalen Industrie mit Hilfe der Zollpolitik und anderer Maßnahmen bezeichnet man ebenfalls als Neomerkantilismus. Das gleiche trifft auch auf zweiseitige Handelsabkommen, auf die Finanzierung der industriellen Entwicklung mit staatlichen Krediten, auf die Preisregulierung und auf die Beschränkung der Monopolprofite zu. Aber wie sollen sich denn diese Länder anders entwikkeln? Etwa mit der Freiheit des Handels, also der uneingeschränkten Aktivität ausländischer Monopole und wohlwollender Nichteinmischung des Staates? Dann würde es vielleicht keinen solchen „Neomerkantilismus" geben. Dann gäbe es aber auch keine unabhängige ökonomische Entwicklung, denn gerade diese Bedingungen würden Rückständigkeit und Abhängigkeit konservieren!

So ist der *Merkantilismus* nicht nur in Geschichtsbüchern lebendig geblieben. Er ist ein komplizierter Begriff, der unter verschiedenen Aspekten gesehen werden muß und der den ideologischen Kampf unserer Zeit auf unterschiedliche Weise widerspiegelt.

[65]

[9] „Central Planning and Neomercantilism", ed. by H. Schoeck and J. W. Wiggins. Princeton (N. J.), 1964, S. 145 (engl.).

Kapitel 3: Hochwohlgeboren Sir William Petty

[66] Thomas Muns Zeitgenossen sind Shakespeare und Bacon gewesen, die großen Bahnbrecher in Kunst und Wissenschaft. Für die politische Ökonomie tauchte ein solcher Bahnbrecher erst eine Generation später auf: William Petty. Die großen Persönlichkeiten der dazwischen liegenden Generation, die an der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert geboren wurden, waren Krieger und Propheten. Oliver Cromwell, der Führer und Held der gemäßigten Bourgeoisie und sein weiter links stehender politischer Gegner John Lilburne hatten mit dem Schwert in der Rechten und der Bibel in der Linken gekämpft. Die politische und soziale Revolution im 17. Jahrhundert trug wegen der damaligen historischen Bedingungen noch ein religiöses Kleid, das strenge Gewand der Puritaner.

Im Cromwellschen Protektorat war der revolutionäre Elan der Bourgeoisie versiegt, und so setzte sie im Jahre 1660 im Bund mit dem neuen Adel die Stuarts wieder auf den Thron. Karl II., der Sohn des hingerichteten Königs, wurde zum Herrscher erklärt. Die Restauration folgte. Aber das war schon nicht mehr die alte Monarchie. Die Revolution war nicht vergebens gewesen. Die Bourgeoisie hatte ihre Positionen auf Kosten des konservativen Adels gefestigt.

In den zwanzig Revolutionsjahren (1641–1660) war eine neue Generation herangewachsen, deren Denkweise, wenngleich in recht unterschiedlicher Hinsicht, stark von der Revolution geprägt war. Politik und Religion (und sie waren eng miteinander verbunden) kamen aus der Mode. Die jungen Menschen der vierziger und fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts empfanden einen Widerwillen gegen scholastische Wortgeplänkel, denen die Bibel als hauptsächliche Quelle der Argumente diente. Die Revolution hatte ihnen den Geist bürgerlicher Freiheit, der Vernunft und des Fortschritts überliefert. In der Welt der Wissenschaft tauchten Sterne auf, deren Leuchtkraft alles überstrahlte. Sterne erster Ordnung waren die Physiker Robert Boyle, der Philosoph John Locke und schließlich der große Isaak Newton.

Zu dieser Generation gehörte auch William Petty, der „Vater der politischen Ökonomie und gewissermaßen der Erfinder der Statistik“,[1] wie Marx ihn genannt hat.

Petty und die Jahrhunderte nach ihm

In der Geschichte der politischen Ökonomie ist es vorgekommen, daß man Menschen vergessen und sich erst später ihrer wieder erinnert hat. So war die etwas geheimnisumwobene Gestalt von Richard Cantillon, eines hervorragenden englisch-französischen Ökonomen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, „aus dem Quesnay, Sir James Steuart und [67] A. Smith reichlich geschöpft haben“,[2] fast in Vergessenheit geraten. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat man ihn wiederentdeckt.

Der Deutsche Hermann Heinrich Gossen veröffentlichte im Jahre 1854 ein Buch, das so wenig Aufmerksamkeit fand, daß der enttäuschte Verfasser es vier Jahre später aus den Buchhandlungen entfernen ließ und fast die gesamte Auflage vernichtete. Zwanzig Jahre später stieß Jevons ganz zufällig auf dieses Buch und erklärte den längst nicht mehr unter den Lebenden weilenden Gossen zum Begründer einer „neuen politischen Ökonomie“. Heute nehmen die sogenannten Gossenschen Gesetze, die den Nutzen der wirtschaftlichen Güter nach subjektiv-psychologischen Gesichtspunkten erklären, in jedem bürgerlichen Lehrbuch der politischen Ökonomie und in den Büchern zu ihrer Geschichte einen hervorragenden Platz ein.

William Petty brauchte nicht neu entdeckt zu werden. Er ist schon zu Lebzeiten wenn nicht berühmt, so doch weithin bekannt gewesen. Adam Smith kannte seine Ideen. MacCulloch schrieb im Jahre 1845, daß „Sir William Petty zu den bemerkenswertesten Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts gehört“. Mehr noch: Er bezeichnete Petty als Begründer der Arbeitswerttheorie, dessen Weg direkt zu Ricardo führe. Dennoch hat erst Marx die ganze Bedeutung William Pettys für die Wissenschaft erschlossen. Er analysierte die gesamte Geschichte der politischen Ökonomie vom materialistischen Standpunkt, vom Klassenstandpunkt aus, und zeigte dabei, welcher Platz dem genialen Engländer wirklich gebührt. Petty ist der Ahnherr der klassischen Schule der bürgerlichen politischen Ökonomie,

[1] Marx, K., Das Kapital, Erster Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 288
[2] Ebenda, S. 599 [Fußnote 54].

die sich der Analyse der inneren Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise zuwandte und nach ihren Bewegungsgesetzen suchte.

Marx war von dieser markanten und eigenwilligen Persönlichkeit sehr angetan. „Petty fühlt sich als Gründer einer neuen Wissenschaft ...“ [MEW Bd. 13, S. 38, Fußnote], „Seine geniale Kühnheit ...“ [ebenda], „Ein origineller Humor durchströmt alle seine Schriften ...“ [ebenda, S. 38 f.], „Der Irrweg selbst ist genial“ [MEW Bd. 20, S. 217], „... ein kleines Meisterwerk nach Inhalt und Form“[ebenda, S. 218] – diese Urteile in verschiedenen Werken von Marx geben uns eine Vorstellung von seinem Verhältnis zu „dem genialsten und originellsten ökonomischen Forscher“ [ebenda].

Schon MacCulloch hat auf einen recht seltsamen Umstand im Schicksal des literarischen Nachlasses von Petty hingewiesen. Trotz der großen Bedeutung von Petty sind seine Werke nie vollständig erschienen und waren nur in alten Ausgaben zerstreut vorhanden, die Mitte des 19. Jahrhunderts buchhändlerische Raritäten darstellten. MacCulloch schloß seine Notizen über Petty mit einem bescheidenen Wunsch: „Die edlen Nachkommen Pettys, auf die ein nicht geringer Teil seines Talents wie auch seine Landgüter übergegangen sind, könnten ihm kein besseres Denkmal errichten als mit der Herausgabe seiner vollständigen Werke.“

[68] Da also liegt der Hund begraben! Die „edlen Nachkommen“, die Earls of Shelburne und die Marquis of Lansdowne, waren nicht gerade darauf erpicht, ihren Vorfahren Revue passieren zu lassen. Petty, der Sohn eines kleinen Handwerkers, war auf nicht allzu vornehme Weise zu Wohlstand und Adelstitel gekommen und erfreute sich nach den Worten eines Biographen aus neuerer Zeit bei aller Bekanntheit eines zweifelhaften Rufes. Der gleiche Biograph (Emil Strauss) hat auch festgestellt, daß im Familienarchiv der Lansdownes Mitte des 20. Jahrhunderts noch viele unbekannte Werke Pettys lagen.

Dieser Aspekt ist den Nachkommen Pettys über mehr als zwei Jahrhunderte wichtiger gewesen als der wissenschaftliche und historische Wert seiner Werke. Die erste und bislang einzige, jedoch keineswegs vollständige Sammlung von Pettys ökonomischen Arbeiten erschien erst ganz am Ende des 19. Jahrhunderts. In dieser Zeit hat ein Nachkomme auch die erste Biographie Pettys veröffentlicht. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts sind noch einige Manuskripte und der Briefwechsel Pettys veröffentlicht worden.

Jetzt erschienen die politischen Auffassungen Pettys, seine gesellschaftliche und wissenschaftliche Tätigkeit sowie seine Beziehungen zu den großen Wissenschaftlern jener Epoche in neuem Licht. Viele Einzelheiten aus seinem Leben wurden bekannt. Große Persönlichkeiten brauchen keine schmeichelhaften Porträts, keine Verschleierung ihrer Fehler und Mängel. Das trifft auch auf William Petty zu. Die Geschichte der menschlichen Kultur gedenkt seiner nicht als des irischen Grundbesitzers und gewandten (wenngleich durchaus nicht immer erfolgreichen) Höflings, sondern als eines kühnen Denkers, der der Wissenschaft von der Gesellschaft neue Wege geebnet hat. Noch heute, dreihundert Jahre nach dem Erscheinen von Pettys Hauptwerken, finden seine Persönlichkeit und seine Ideen großes Interesse. Allein in den Nachkriegsjahren sind in der UdSSR, Großbritannien, in den USA, in der Schweiz und in Japan bis zu einem Dutzend Bücher über ihn erschienen.

Der Marxismus und die bürgerliche politische Ökonomie der Gegenwart haben ein unterschiedliches Verhältnis zu Petty. Für uns ist er vor allem der Initiator einer Richtung, die zu einer Quelle des Marxismus wurde. Die bürgerlichen Ökonomen dagegen erkennen Petty wohl als großen Wissenschaftler und bedeutende Persönlichkeit an, sprechen ihm aber oft die Rolle des Vorläufers von Smith, Ricardo und Marx ab. Pettys Platz in der Wissenschaft reduziert man oft auf die Schaffung der Grundlagen der wirtschaftsstatistischen Untersuchungsmethoden. Schumpeter behauptet, daß sich bei Petty keine Arbeitswerttheorie (und überhaupt kein Wertbegriff), keine irgendwie bemerkenswerte Lohntheorie und somit auch kein Hinweis auf den Mehrwertbegriff finde. Seinen Ruf verdanke er lediglich Marx, der Petty zum Begründer der ökonomischen Wissenschaft erklärt habe, sowie der Begeisterung [69] einiger bürgerlicher Wissenschaftler, die wohl nicht voraussehen konnten, auf wessen Mühle sie ihr Wasser gossen.[3]

[3] Schumpeter, J. A., Geschichte der ökonomischen Analyse, Göttingen 1965, S. 275.

In zahlreichen Arbeiten bürgerlicher Wissenschaftler wird Petty nur als ein Vertreter des Merkantilismus dargestellt, der vielleicht einer ihrer begabtesten und fortschrittlichsten, aber nicht mehr gewesen sei. Bestenfalls räumt man ihm das Verdienst ein, neben der Entdeckung der statistischen Methode noch ökonomische Teilprobleme und wirtschaftspolitische Fragen wie beispielsweise der Besteuerung und des Zollwesens abgehandelt zu haben. Es wäre falsch zu behaupten, daß dieser Standpunkt die ganze bürgerliche Wissenschaft der Gegenwart beherrscht. Es gibt auch andere Auffassungen, die Pettys Rolle in der ökonomischen Wissenschaft, seine Verbindung zu Smith, Ricardo und Marx in einer richtigeren historischen Perspektive sehen. Der vorherrschende Standpunkt ist jedoch der von Schumpeter.

Vom Schiffsjungen zum Gutsbesitzer

Sicher kennt der Leser die Geschichte, wie der junge Robinson Crusoe, der Held des Romans von Defoe, gegen den Willen des Vaters und die flehentlichen Bitten der Mutter heimlich das Haus verließ und zur See ging. So hatten all seine Abenteuer begonnen. Eine ähnliche Geschichte hat sich vielleicht in der Familie des Tuchwebers Anthony Petty im Städtchen Romsey, Grafschaft Hampshire (Südengland), ereignet. Der vierzehnjährige William schlug den väterlichen Beruf aus und verdingte sich in Southampton als Schiffsjunge. Defoes Romanfigur Robinson und William Petty gehörten einer Generation an: Defoe ließ seinen Helden im Jahre 1632 zur Welt kommen, Petty wurde 1623 geboren. Sie gehörten auch ein und derselben Klasse, dem Kleinbürgertum, an, wenngleich der gestrenge Vater Crusoe vielleicht wohlhabender war als der einfache Tuchmacher Petty.

Die Flucht zur See war im England des 17. und 18. Jahrhunderts eine durchaus übliche Form des Protestes vieler junger Menschen gegen das graue Alltagsleben und auch Ausdruck des Hangs, den die Jugend von alters her zu Abenteurertum und Unabhängigkeit hat. Das lebendige Vorbild des Robinson, der Schotte Alexander Selkirk, war vor der erdrückenden Willkür und Eintönigkeit der puritanischen Kirche aus der Heimatstadt geflohen. All dies war kein Protest gegen die bürgerliche Lebensweise. Im Gegenteil, bei diesen jungen Menschen verband sich der Wunsch nach Abenteuern mehr oder weniger bewußt mit dem Streben nach Reichtum und Bestätigung der Persönlichkeit in der neuen bürgerlichen Welt. Diese Merkmale trafen voll und ganz auch auf den jungen Petty zu.

Vielleicht wäre Petty auch Kapitän oder Kaufmann geworden, vielleicht hätte es ihn auch auf eine unbewohnte Insel verschlagen, wenn [70] er sich auf dem Schiff nicht ein Bein gebrochen hätte. Die rauhen Sitten jener Zeit verlangten, ihn an der nächsten Küste auszusetzen. Es war die Küste der Normandie im Norden Frankreichs. Sein ihm angeborener praktischer Sinn, seine Fähigkeiten und Glück halfen ihm aus der Not. In seiner Autobiographie erzählt Petty mit der Präzision eines Buchhalters, die ebenfalls des tüchtigen Robinsons würdig gewesen wäre, mit wieviel Geld (es war ein sehr unbedeutender Betrag) man ihn an Land gebracht, wie er es verwendet und wie er sein „Vermögen“ durch Kauf und profitablen Wiederverkauf der verschiedensten Kleinigkeiten vergrößert hat. Auch Krücken mußte er kaufen, von denen er sich aber sehr bald befreite.

Petty war eine Art Wunderkind. Trotz seiner bescheidenen Bildung, die ihm die Stadtschule in Romsey vermitteln konnte, war er des Lateinischen soweit mächtig, daß er die Jesuitenpater, die in der Stadt Caen ein College unterhielten, mit einem in lateinischen Versen abgefaßten „Gesuch“ um Aufnahme bat. Ob nun aus reiner Bewunderung für die Fähigkeiten des jungen Mannes oder ob man sich einen Gewinn für die katholische Kirche versprach, jedenfalls nahmen ihn die Jesuiten in ihr College auf und sorgten für seinen Unterhalt. Petty hat dort etwa zwei Jahre verbracht, in denen er, nach seinen eigenen Worten, „Kenntnisse in Latein, Griechisch und Französisch, in der gesamten herkömmlichen Arithmetik und Astronomie, wie sie für die Navigationskunst wichtig sind, erwarb ...“[4] Er war ein ausgezeichneter Mathematiker und blieb bis zu seinem Lebensende auf der Höhe der damaligen wissenschaftlichen Erkenntnisse.

Im Jahre 1640 erwirbt sich Petty in London seinen Lebensunterhalt mit dem Zeichnen von Seekarten. Dann dient er drei Jahre in der Kriegsmarine, wo ihm seine Fähigkeiten in der Navigation und in der

[4] Zitiert in: E. Strauss, Sir William Petty. Portrait of a Genius, London 1954, p. 24 (engl.).

Kartographie sehr zugute kommen. Als er im Jahre 1643 die Marine verläßt, hat er sechzig Pfund Sterling in der Tasche, einen für jene Zeit recht ansehnlichen Betrag.

Es sind die Jahre des Ausbruchs der Revolution, eines erbitterten politischen und ideologischen Kampfes. Der Bürgerkrieg nimmt seinen Lauf. Im Prinzip steht der zwanzigjährige Petty auf der Seite der bürgerlichen Revolution und der Puritaner, doch verspürt er keine Lust, sich selbst in den Kampf einzumischen. Ihn zieht es zur Wissenschaft. Er reist nach Holland und Frankreich, wo er hauptsächlich Medizin studiert. Diese Vielseitigkeit ist nicht nur Pettys Talent zu verdanken. Im 17. Jahrhundert hatte die Verselbständigung der Wissensgebiete gerade erst begonnen, und enzyklopädische Bildung war nichts Seltenes.

Drei glückliche Jahre Wanderschaft, rastloser Arbeit, unermüdlichen Lernens folgen. In Amsterdam verdient sich Petty seinen Lebensunter-[71]halt bei einem Juwelier und Optiker. In Paris ist er Sekretär des Philosophen Hobbes, der dort in der Emigration lebt. Mit vierundzwanzig Jahren steht Petty schon zehn Jahre auf eigenen Füßen. Er ist gereift, besitzt ein universelles Wissen, große Energie, Lebensfreude und Charme. Zwar hat er noch keine feste Lebensstellung, doch ist sie sein Ziel, das er unbeirrbar verfolgt.

Nach England zurückgekehrt, wird Petty bald in Oxford, wo er seine Medizinstudien fortsetzt, und in London, wo er arbeitet, um Geld zu verdienen, zum angesehenen Mitglied einer Gruppe junger Gelehrter. Diese Männer nannten sich scherzhaft „unsichtbares Kollegium“, dann erhielten sie den Namen „die Experten“, und bald nach der Restauration gründeten sie die Royal Society, die Königliche Gesellschaft, die erste Akademie der Wissenschaften der Neuzeit. Als ihm die Universität Oxford im Jahre 1650 den Grad eines Doktors der Physik verleiht und er Professor für Anatomie sowie Viceprincipal (eine Art Prorektor) eines College wird, versammelt sich das „unsichtbare Kollegium“ in Pettys Junggesellenwohnung, die er im Hause eines Apothekers gemietet hat.

Die politischen Ansichten dieser Gelehrten und auch Pettys waren nicht besonders radikal. Doch war ihre gesamte Tätigkeit vom Geist der Revolution geprägt, die in dieser Zeit (Mai 1649) zur Ausrufung der Republik geführt hatte. In der Wissenschaft kämpften sie gegen die alte Scholastik und für die Einführung experimenteller Methoden. Petty hatte diesen Geist der Revolution und der Demokratie in sich aufgenommen und trug ihn während seines ganzen weiteren Lebens in sich. In dem späteren wohlhabenden Grundbesitzer und Edelmann kam dieser Geist mitunter auf recht unpassende Weise zum Vorschein und war Pettys Erfolg bei Hofe nicht gerade zuträglich.

Petty muß ein guter Arzt und Anatom gewesen sein. Dafür sprechen seine Erfolge in Oxford, die Werke des jungen Professors über Medizin und die folgende hohe Berufung. In dieser Zeit geschah etwas, das ihn zum ersten Mal einer mehr oder weniger großen Öffentlichkeit bekannt machen sollte. Dieses Geschehnis ist auch vom Standpunkt des Mediziners bemerkenswert, denn hierbei handelte es sich um den vielleicht ersten Versuch, den klinischen Tod zu „heilen“.

Im Dezember 1650 war in Oxford, den barbarischen Gesetzen und Sitten jener Zeit folgend, eine gewisse Anne Green gehenkt worden. Sie war ein armes Bauernmädchen. Ein junger Squire hatte sie verführt, und sie war des Kindesmords schuldig gesprochen worden. (Später stellte sich heraus, daß sie unschuldig gewesen war: das Kind war als Frühgeburt zur Welt gekommen und eines natürlichen Todes gestorben.) Nachdem man den Tod festgestellt hatte, legte man sie in einen Sarg. In diesem Augenblick erschien Doktor Petty mit seinem Gehilfen, um die Leiche für anatomische Untersuchungen mitzunehmen. Zu ihrem Erstaunen mußten die Arzte feststellen, daß noch [72] Leben in der Gehenkten war. Sie schritten sofort zur Tat und ließen sie tatsächlich „von den Toten auferstehen“. Interessant ist der weitere Gang der Ereignisse. Petty tat drei Dinge, die drei verschiedene Seiten seines Wesens kennzeichnen. Erstens stellte er eine Serie von Beobachtungen über den physischen und auch über den psychischen Zustand seiner ungewöhnlichen Patientin an und machte genaue Aufzeichnungen darüber. Zweitens bewies er nicht nur ärztliche Kunst, sondern auch Menschlichkeit, indem er bei Gericht die Begnadigung der Anne Green durchsetzte und eine Geldsammlung zu ihren Gunsten ins Leben rief. Drittens war er geschäftstüchtig genug, dieses Ereignis für Reklamezwecke auszunutzen: Einige Tage später erschien auf seine Veranlassung ein Flugblatt (Zeitungen gab es damals noch

nicht) mit der sensationellen Überschrift „Neuigkeiten aus der Welt der Toten oder der wahre und genaue Bericht über die Erlösung der Anne Green von den Toten“. Die gleiche Aktion organisierte er auch in London. Im Jahre 1651 gab Doktor Petty überraschend seinen Lehrstuhl auf und wurde als Arzt beim Oberkommandierenden der englischen Armee in Irland angestellt. Im September 1652 verließ Petty das Schiff und betrat zum ersten Mal irischen Boden. Was aber hat ihn bewegt, seinem Leben so plötzlich eine andere Richtung zu geben? Wahrscheinlich war das Leben eines Oxforder Professors zu ruhig und zu wenig aussichtsreich für den jungen energischen Mann gewesen, dem doch eine gehörige Portion Abenteurertum im Blute lag.

Petty sah ein Irland, das die Engländer nach erfolglosem Aufstand gerade erst wiedererobert hatten, das von einem zehnjährigen Krieg verwüstet war und in dem Hunger und Seuchen herrschten. Das Land, das den am antienglischen Aufstand beteiligten Katholiken gehört hatte, war konfisziert worden. Mit diesem Land wollte Cromwell die Londoner Geldherren, die den Krieg finanziert hatten, sowie die Offiziere und Soldaten der siegreichen Armee auszahlen. Um das Land verteilen zu können, mußte es vermessen werden, mußte man Karten für eine Landfläche von Millionen acres[5] herstellen. Und es eilte, denn die Armee war unruhig geworden, sie verlangte ihren Sold. Für die Mitte des 17. Jahrhunderts war das eine äußerst schwierige Aufgabe: Es gab weder Karten noch Instrumente, es fehlte an Fachleuten sowie an Verkehrsmitteln und -wegen. Zudem wurden die Landvermesser von den Bauern angegriffen.

Petty aber nahm sich dieser Aufgabe an, denn hier sah er die einmalige Möglichkeit, reich zu werden und vorwärts zu kommen. Seine Kenntnisse in Kartographie und Geodäsie, die er seinerzeit erworben hatte, kamen ihm sehr zugute. Doch verlangte dieses Amt noch mehr, nämlich Energie, Hartnäckigkeit und viel Geschick. Von der Regierung und von der Armeeführung erhielt Petty den Auftrag, „die Ländereien der [73] Armee zu inspizieren“. Sein Lohn bestand hauptsächlich aus den Geldern, die man von den Soldaten, den künftigen Landbesitzern, gesammelt hatte. Petty ließ neue Geräte aus London kommen, stellte ein Heer von rund tausend Landvermessern ein und fertigte Karten von Irland an, die bis Mitte des 19. Jahrhunderts zur gerichtlichen Klärung von Landstreitigkeiten verwendet wurden. Und zu all dem brauchte Petty nur ein reichliches Jahr. Ihm gelang einfach alles.

Die „Inspektion der Armeeländereien“ erwies sich für Petty, der zu dieser Zeit Anfang dreißig war, als eine wahre Goldgrube. Als einfacher Medikus war er nach Irland gekommen, und nach wenigen Jahren gehörte er zu den wohlhabendsten und einflußreichsten Männern im Lande.

Was aber ist bei diesem schwindelerregenden Aufstieg mit rechten Dingen zugegangen und was nicht? Diese Frage hat schon zu Pettys Lebzeiten die Gemüter bewegt. Ihre Beantwortung hängt gewissermaßen vom Standpunkt ab, den man vertritt. Die Ausplünderung Irlands ist Unrecht gewesen. Petty handelte auf dieser Grundlage, blieb aber selbst stets auf dem Boden des formalen Rechts: er plünderte nicht, sondern erhielt seinen Lohn von der bestehenden Macht; er stahl nicht, sondern er kaufte; er vertrieb die Menschen nicht mit Waffengewalt von ihrem Grund und Boden, sondern auf Gerichtsbeschluß. Wohl dürfte es kaum ohne Bestechung und Korruption abgegangen sein, aber das galt durchaus als normal.

Pettys unerschöpfliche Energie, sein Ehrgeiz und seine Abenteuerlust vereinigten sich eine gewisse Zeit lang zu der Manie, reich zu werden. In die Bodenspekulationen legte er die gleiche Leidenschaft, wie seinerzeit in die Wiederbelebung und Heilung der Anne Green. Natürlich sagen wir dies nicht, weil wir Petty reinwaschen wollen. Das wäre ganz sinnlos. Aber diese so vielseitige Persönlichkeit zu begreifen, ist sowohl vom wissenschaftlichen als auch vom menschlichen Standpunkt interessant.

Nachdem Petty, seinen eigenen Worten nach, neuntausend Pfund Sterling für die Ausführung seines Auftrags erhalten hatte, verwendete er dieses Geld, um den Offizieren und Soldaten, die auf ihre Anteile nicht warten und sie nicht in Besitz nehmen wollten, das Land abzukaufen. Außerdem erhielt er für seine Dienste noch Land von der Regierung. Welcher Methoden sich der findige Doktor noch bedient hat, um sein Vermögen zu vergrößern, wissen wir nicht, aber der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Er

[5] Ein acre entspricht etwa 0,4 Hektar.

war schließlich Eigentümer mehrerer Zehntausend acres Land in den verschiedensten Gegenden der Insel. Später haben sich seine Besitzungen noch mehr vergrößert. Außerdem wurde er Assistent und Sekretär des Lord-Statthalters Henry Cromwell, des jüngsten Sohnes des Protektors. [74]

Sir William

Zwei oder drei Jahre lang eilt Petty trotz der Intrigen seiner Gegner und Neider von Erfolg zu Erfolg. Aber im Jahre 1658 stirbt Oliver Cromwell, und die Stellung seines Sohnes Henry gerät immer mehr ins Schwanken. Der Lord-Statthalter muß gegen seinen Willen eine Sonderkommission zur Untersuchung der Tätigkeit von Doktor Petty einberufen. Zu Pettys Glück gehören zur Kommission auch viele seiner Freunde. Zudem kämpft er um seinen Besitz und Ruf mit nicht weniger Energie, Brillanz und Geschick als für seine Ideen. So gelingt es ihm, sich nicht nur vor der Kommission, sondern auch vor dem Parlament in London (zu dessen Mitglied er kurz vorher gewählt worden ist) zu rechtfertigen. Zwar geht er nicht als Triumphator aus diesem Kampf hervor, auf jeden Fall aber ohne etwas einzubüßen. In den politischen Wirren der letzten Monate vor der Restauration im Jahre 1660 ist die Akte Petty im Schatten geblieben, was ihm nur recht sein konnte.

Kurz vor der Restauration hatten Henry Cromwell und William Petty, sein Vertrauter, einflußreichen Royalisten, die nach der Rückkehr Karls II. aus der Verbannung an die Macht kamen, große Dienste erweisen können. Dem Sohn des Protektors verhalf dies dazu, daß er sich mit Würde in das Privatleben zurückziehen konnte. Petty aber öffnete es die Pforten zum Hof. Im Jahre 1661 wurde der Sohn des Tuchmachers in den Ritterstand erhoben und nannte sich von nun an Sir William Petty. Damit hatte er den Gipfel seiner Erfolge erreicht. Karl II. gefiel dieser Sir William, der seine Gegner bloßgestellt hatte und reich, unabhängig und einflußreich war.

Was Pettys Titel betrifft, so müssen wir hier einiges klarstellen, denn zu diesem Thema gibt es bei uns unterschiedliche und oft falsche Auffassungen. In der Großen Sowjetenzyklopädie (zweite Auflage) heißt es, daß Petty den „Titel eines Pairs of England“ erhalten habe. Quelle dieser unkorrekten Feststellung ist wahrscheinlich ein Buch von Rosenberg, das bis Ende der fünfziger Jahre nahezu das einzige marxistische Werk zur Geschichte der politischen Ökonomie von größerer Bedeutung war. Aus der Enzyklopädie oder aus Rosenbergs Buch sind diese Informationen dann auch in andere Bücher übernommen worden. Ein Pair of England ist jemand, der einen Sitz im House of Lords[6] hat. Gregory King, ein englischer Statistiker, der zu den ersten Anhängern Pettys gehörte, hat im Jahre 1688 nur 186 Pairsfamilien gezählt. Ebenso wie damals gibt es auch heute noch fünf Ränge der Pairswürde: Duke, Marquis, Earl, Viscount und Baron. Petty besaß keinen dieser Titel und war auch nicht Mitglied des House of Lords.

Er gehörte zur zweiten Kategorie des Adels, der wiederum zwei Ränge umfaßt (Baronet und Knight) und zu dem Titel „Sir“ berechtigt. Von diesen Familien zählte King 1.400. Petty besaß also in der Hierarchie des Adels den niedrigsten Titel.

[75] Aus Dokumenten und Pettys Schriftwechsel wissen wir, daß ihm der König zweimal die Pairswürde angeboten hat. Doch hat er hinter diesen Angeboten wohl nicht ohne Grund nur den Wunsch gesehen, daß er mit seinen Gesuchen und Eingaben aufhören möge, mit denen er den König und den Hof tatsächlich langweilte. Man wollte ihm ein solides Amt geben, in dem er seine kühnen ökonomischen Projekte verwirklichen konnte. Typisch für Pettys Persönlichkeit und Stil ist, wie er in einem Brief seine Beweggründe darlegt, warum er auf die königliche Gnade verzichtet hat: „Ich möchte lieber ein kupferner Farthing[7] sein, der einen inneren Wert hat, als eine halbe Krone aus Messing, so schön sie auch geprägt und vergoldet sein mag.“[8] Bei all seinem Ehrgeiz und seiner Gewinnsucht war Petty doch ein bis zur Dickköpfigkeit gehender prinzipienfester Mensch.

Erst Sir William Pettys Tod beseitigte alle Hindernisse. Ein Jahr später wurde sein ältester Sohn Charles zum Baron von Shelburne ernannt. Allerdings galt dieser Titel nur für Irland, zu einem Sitz

[6] Oberhaus im britischen Parlament.
[7] Kleinste Münze.
[8] Zitiert in: Dictionary of National Biography, ed. by L. Stephen and S. Lee, vol. 45, p. 116 (engl.).

im House of Lords in London berechtigte er nicht. Erst Pettys Urenkel hat diesen Sitz erhalten und ist unter dem Namen Marquis of Lansdowne als bedeutender Politiker und Führer der Whigs in die Geschichte Englands eingegangen.

Übrigens hat man im England des 20. Jahrhunderts die bedeutendsten Ökonomen, die den herrschenden Klassen große Dienste erwiesen haben, für ihre wissenschaftlichen Werke zu Pairs ernannt. Der erste „Lord von der politischen Ökonomie" war Keynes.

Der Kolumbus der politischen Ökonomie

Kolumbus hat bekanntlich Amerika gar nicht entdecken wollen, er hatte nur den Seeweg nach Indien gesucht. Und er hat auch bis zu seinem Tode nicht erfahren, daß er der Entdecker eines neuen Kontinents gewesen ist.

Ebenso wie alle Ökonomen jener Zeit hat auch Petty mit seinen Schriften ganz bestimmte, mitunter sogar eigennützige Ziele verfolgt. Die größte Leistung, die er sich selbst zuschrieb, war die Erfindung der politischen Arithmetik (der Statistik). Auch Pettys Zeitgenossen sahen darin sein Hauptverdienst. In Wirklichkeit aber hat er etliches mehr geleistet: Mit seinen gewissermaßen nebenher geäußerten Gedanken über Wert, Grundrente, Arbeitslohn, Arbeitsteilung und Geld hat er Grundlagen der wissenschaftlichen politischen Ökonomie geschaffen. Sie sind auch das eigentliche „ökonomische Amerika", das der neue Kolumbus entdeckt hat.

Das erste große ökonomische Werk Pettys trägt den Titel „A treatise of taxes and contributions" (Traktat von den Steuern und Abgaben) [76] und ist 1662 erschienen. Es ist wohl auch sein wichtigstes Werk: Mit ihm wollte er der neuen Regierung zeigen, auf welche Weise (zweifellos mit seiner persönlichen Beteiligung und sogar unter seiner Leitung) die Steuereinnahmen vergrößert werden könnten, wobei er seine ökonomischen Ansichten am ausführlichsten darlegte.

Zu dieser Zeit hat Petty fast vergessen, daß er eigentlich Arzt ist. Mit Mathematik, Mechanik und Schiffbau befaßt er sich nur in den selten gewordenen Stunden der Muße oder wenn er sich mit seinem akademischen Freundeskreis austauscht. Sein erfinderischer und wendiger Geist neigt mehr und mehr zur Ökonomie und Politik. In seinem Kopf entstehen Projekte, Pläne, Vorschläge: eine Steuerreform, die Einrichtung eines Amtes für Statistik, die Verbesserung des Handels... Von all dem schreibt er in seinem „Traktat". Und nicht nur davon. Vielleicht ist Pettys „Traktat" die bedeutendste ökonomische Leistung des 17. Jahrhunderts, so wie Adam Smith' „Reichtum der Nationen" das bedeutendste Werk des 18. Jahrhunderts ist.

Zweihundert Jahre später schrieb Marx über Pettys „Traktat": „In dieser Schrift bestimmt er in der Tat den *Wert der Waren* durch die comparative[9] *Quantität von Arbeit*, die in ihnen enthalten ist."[10] Und das war besonders deshalb wesentlich, weil „von der *Wertbestimmung* die Bestimmung des surplus value[11] abhängt".[12] Über Petty ist viel geschrieben worden. Aber diese wenigen Worte von Marx drücken in komprimiertester Form das Wesen der wissenschaftlichen Leistung dieses englischen Denkers aus.

Interessant ist es, seinem Gedankengang zu folgen.

Mit dem feinen Spürsinn eines Menschen des neuen Zeitalters, der Epoche des Bürgertums, stellt er schon ganz am Anfang dem Wesen nach die Frage nach dem Mehrwert: „Aber ehe wir zuviel von Renten sprechen, müssen wir ihre geheimnisvolle Natur zu erklären trachten, sowohl in bezug auf das Geld, dessen Rente wir Zins nennen, als auch in bezug auf Ländereien und Häuser."[13] Im 17. Jahrhundert ist der Grund und Boden noch das Hauptobjekt für die Anlage menschlicher Arbeit. Deshalb erscheint der Mehrwert bei Petty ausschließlich in Form der Grundrente, in der sich auch der industrielle Profit verbirgt. Auch den Zins leitet er aus der Rente ab. Der kommerzielle Profit

[9] verhältnismäßige
[10] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 331.
[11] Mehrwert.
[12] Marx, K., ebenda.
[13] Petty, W., A treatise of taxes and contributions ... Zitiert bei Marx, ebenda, S. 332.

interessiert Petty kaum, was ihn deutlich von allen Merkantilisten seiner Zeit unterscheidet. Bemerkenswert ist auch, daß Petty von der geheimnisvollen Natur der Rente spricht. Petty spürt, daß er vor einem [77] wissenschaftlichen Problem von großer Tragweite steht und daß sich die äußere Erscheinung hier vom Wesen unterscheidet.

Dann folgt eine berühmt gewordene, häufig zitierte Stelle. Angenommen, jemand (dieser Jemand wird später nicht nur zum Helden von Aufgabenbüchern zur Arithmetik, sondern auch von ökonomischen Traktaten!) befasse sich mit der Produktion von Korn. Ein Teil des erzeugten Produkts diene wieder für die Aussaat, ein weiterer Teil werde für den Eigenbedarf (einschließlich Austausch) verbraucht, während „das, was *an Korn übrigbleibt, die natürliche und wirkliche Bodenrente* ... ist".[14] Hier werden das Produkt und folglich die es schaffende Arbeit und der Wert in drei Hauptteile aufgegliedert: Der erste Teil bildet den Ersatz der verbrauchten Produktionsmittel, hier in Gestalt von Saatgut;[15] der zweite Teil wird gebraucht, um den Arbeitenden und seine Familie am Leben zu erhalten, und der dritte Teil stellt den Überschuß oder das Reineinkommen dar. Dieser dritte Teil entspricht dem von Marx eingeführten Begriff des Mehrprodukts und Mehrwertes.

Dann stellt Petty folgende Frage: „*Wieviel englisches Geld ist* dieses *Korn oder* diese *Rente wert*? Ich erwidere, *soviel wie das Geld*, das ein anderer einzelner Mann *in der gleichen Zeit* über seine Ausgaben hinaus ersparen kann, wenn er sich ganz darauf wirft, es zu produzieren. Nehmen wir also an, ein anderer Mann reise in ein Land, wo es Silber gibt, er grabe dort nach Silber, reinige es, bringe es an denselben Ort, wo der erste Mann sein Korn anbaut, präge dort Münzen usw.; wenn dieser Mann während der ganzen Zeit, in der er das Silber produzierte, sich gleichzeitig auch die zu seinem Unterhalt notwendige Nahrung und Kleidung erwarb, *muß* – sage ich – das Silber des einen *an Wert dem Korn des anderen gleich geschätzt werden*. Das eine beläuft sich etwa auf zwanzig Unzen und das andere auf zwanzig Bushel. Daraus folgt, daß der Preis eines Bushel von diesem Korn eine Unze Silber ist."[16]

In letzter Zeit sind Modelle zu einem festen Begriff in der Wirtschaft geworden, und die Methode der ökonomischen Modellierung gewinnt immer mehr an Bedeutung. Ein Modell ist das gedankliche Abbild ökonomischer Verbindungen, das bestimmte Grundbedingungen und -voraussetzungen enthält. Vielleicht stellt die von Petty beschriebene Situation eines der ersten ökonomischen Modelle in der Geschichte der Wissenschaft dar.

[78] Die wertmäßige Gleichsetzung der Korn- und Silbermengen, die das Mehrprodukt verkörpern, steht für die Gleichsetzung des gesamten Bruttoprodukts. Denn diese letzten zwanzig Bushel Korn unterscheiden sich durch nichts von den übrigen, sagen wir, dreißig Busheln, die als Saatgut und für den Lebensunterhalt des Bauern verbraucht werden. Das gleiche trifft auch auf die zwanzig Unzen Silber zu, von denen oben die Rede war. An einer anderen Stelle drückt Petty den Arbeitswertgedanken ganz klar aus: „Wenn jemand eine Unze Silber aus dem Innern der Erde Perus in derselben Zeit nach London bringen kann, die er zur Produktion eines Bushel Korn brauchen würde, dann ist das eine der natürliche Preis des andern ..."[17]

So hat Petty dem Wesen nach bereits das *Wertgesetz* formuliert. Er begreift, daß dieses Gesetz auf sehr komplizierte Weise und nur als allgemeine Tendenz wirkt. Das läßt sich an den folgenden wahrhaft erstaunlichen Worten erkennen: „Dies, behaupte ich, ist die Grundlage der Ausgleichung und Abwägung der Werte; jedoch in dem Überbau und der praktischen Anwendung davon, gestehe ich, gibt es viel Mannigfaltiges und Verwickeltes."[18]

---

[14] Ebenda, S. 333.

[15] Petty läßt die anderen Aufwendungen an Produktionsmitteln, sagen wir Dünger, Verschleiß der Pferde, des Pflugs, der Sichel usw. aus. Diese Aufwendungen werden nicht durch Korn in Naturalform ersetzt (deshalb hat sie Petty vielleicht auch nicht berücksichtigt), doch müssen sie wertmäßig ersetzt werden. Sagen wir, ein Bauer braucht zur Bearbeitung des Bodens alle 10 Jahre ein neues Pferd. Dann muß er aus jeder Jahresernte einen bestimmten Teil ihres Wertes für den späteren Kauf des Pferdes zurücklegen.

[16] Marx, K., ebenda.

[17] Ebenda, S. 332.

[18] Ebenda, S. 337.

Zwischen dem Tauschwert, dessen Größe sich nach dem Arbeitsaufwand richtet, und dem eigentlichen Marktpreis liegen zahlreiche Bindeglieder, die den Preisbildungsprozeß sehr komplizieren. Übrigens haben auch wir noch ständig mit diesem Problem zu tun, wenn wir bei der Lösung konkreter Zielsetzungen in der Preisbildung das Wertgesetz ausnutzen. Mehr noch: Petty erkennt mit ungewöhnlichem Scharfblick einige Faktoren der Preisbildung, denen auch die heutigen Wirtschaftspraktiker Rechnung tragen müssen: den Einfluß von Ersatzwaren und neuen Waren, der Mode, der Nachahmung, der Verbrauchertraditionen.

Petty geht die ersten Schritte zur Analyse der eigentlichen wertschaffenden Arbeit. Denn jede konkrete Art von Arbeit schafft nur ein konkretes Gut, nur einen Gebrauchswert: die Arbeit des Landwirts schafft Korn, die des Webers Tuche usw. Aber in jeder Art von Arbeit gibt es etwas Allgemeines, das alle Arbeiten vergleichbar und diese Güter zu Waren, Tauschwerten macht. Das ist der Aufwand an Arbeitszeit schlechthin, der Aufwand an produktiver Energie des Arbeitenden überhaupt.

Petty war in der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft der erste, der den Weg zum Begriff der abstrakten Arbeit geebnet hat, einem Begriff, der Marx' Arbeitswerttheorie zugrunde liegt.

Natürlich finden wir bei Petty keine streng in sich abgeschlossene ökonomische Theorie. Er war noch in merkantilistischen Anschauungen befangen und konnte sich nicht von der Illusion lösen, daß die Arbeit, die bei der Förderung von Edelmetallen auf gewandt wird, eine [79] besondere, eine auf direktem Wege Wert schaffende Arbeit sei: Petty konnte den Tauschwert, der sich in diesen Metallen am deutlichsten verkörpert, noch nicht von der eigentlichen Wertsubstanz, dem Aufwand an allgemeiner, abstrakter menschlicher Arbeit, trennen. Petty hat auch noch keine klare Vorstellung darüber, daß die Wertgröße vom Aufwand an durchschnittlich gesellschaftlich notwendiger Arbeit bestimmt wird, der für den jeweiligen wirtschaftlichen Entwicklungsstand typisch ist. Was über das gesellschaftlich notwendige Maß an Arbeit aufgewandt wird, findet keine Anerkennung, schafft keinen Wert. Vieles, was Petty geschrieben hat, mag aus der Sicht der nachfolgenden Wissenschaftsentwicklung schwach und sogar falsch erscheinen. Aber darum geht es nicht. Wichtig ist, daß Petty fest zu der selbst gewählten Position der Arbeitswerttheorie steht und sie mit Erfolg auf viele konkrete Probleme anwendet.

Wir haben schon gesehen, wie Petty die Natur des Mehrprodukts verstand. Doch handelte es sich noch um den einfachen Warenproduzenten, der sich das von ihm geschaffene Mehrprodukt selbst aneignete. Petty konnte einfach nicht übersehen, daß zu seiner Zeit ein erheblicher Teil der Produktion bereits auf kapitalistischer Grundlage, unter Anwendung von Lohnarbeit betrieben wurde.

So mußte er auch zu dem Gedanken kommen, daß das Mehrprodukt nicht nur und weniger für den Produzenten selbst als vielmehr für den Eigentümer von Boden und Kapital produziert wird. Daß er auf diesen Gedanken gekommen ist, beweisen seine Überlegungen zum Arbeitslohn. Seiner Ansicht nach wird der Arbeitslohn nur von dem notwendigen Minimum an Substizenzmitteln bestimmt. Der Arbeiter dürfe nicht mehr erhalten als er brauche, um „zu leben, zu arbeiten und sich zu vermehren". Petty begreift aber auch, daß der Wert, den der Arbeiter mit seiner Arbeit schafft, eine ganz andere Größe und in der Regel viel mehr ist. Diese Differenz ist die Quelle des Mehrwerts, der bei ihm die Form der Rente hat.

Petty hat, wenngleich in noch recht einfacher Form, den wissenschaftlichen Leitgedanken der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie ausgesprochen. Im Preis einer Ware, der letztlich vom Arbeitsaufwand bestimmt wird, befinden sich Arbeitslohn und Mehrwert (Rente, Profit, Zins) in einem umgekehrten Abhängigkeitsverhältnis. Bei ein und demselben Produktionsniveau kann der Lohn nur auf Kosten des Mehrwerts steigen und umgekehrt. Von dieser Erkenntnis ist es nur noch ein Schritt bis zur Anerkennung des prinzipiellen Gegensatzes der Klasseninteressen der Arbeiter einerseits und der Grundeigentümer sowie Kapitalisten andererseits. Zu diesem Schluß kommt die klassische bürgerliche politische Ökonomie mit Ricardo. Petty kommt dieser Auffassung nicht im „Traktat", sondern erst in der berühmt gewordenen und in den siebziger Jahren geschriebenen [80] „Politischen Arithmetik" sehr nahe, wenngleich wir diesen Gedanken dort nur in der Keimform finden.

Im großen und ganzen aber hat ihn seine Leidenschaft für die politische Arithmetik daran gehindert, seiner ökonomischen Theorie mehr auf den Grund zu gehen und die wesentlichen Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Wirtschaft besser zu begreifen. Viele geniale Hypothesen, die er im „Traktat" aufstellt, sind unentwickelt geblieben. Jetzt zog es ihn zu den Zahlen, in denen er den Schlüssel zu allem zu sehen glaubte. Schon im „Traktat" finden wir den charakteristischen Satz: „Rechnen ist das erste, was man tun muß ..." Er wird zu Pettys Leitgedanken, zu seinem Zauberspruch: Man braucht nur zu rechnen und alles wird klar. Die Begründer der Statistik waren von einem etwas naiven Glauben an deren Kraft befangen.

Natürlich ist der Inhalt von Pettys ökonomischen Hauptwerken mit dem hier Gesagten nicht erschöpft. Er ist sehr viel reicher. Die Summe von Pettys Ideen ist die Weltanschauung der progressiven Bourgeoisie gewesen. Petty untersucht zum ersten Mal die kapitalistische Produktion selbst und beurteilt die ökonomischen Erscheinungen vom Standpunkt der Produktion. Darin besteht auch das entscheidende Merkmal, das ihn über die Merkantilisten erhebt. Und hieraus folgt auch sein kritisches Verhältnis gegenüber den unproduktiven Bevölkerungsschichten, zu denen er besonders die Pfaffen, Advokaten und Beamten zählt. Er meint, daß man die Zahl der Kaufleute und Krämer, „die selber keinerlei Produkt hervorbringen", wesentlich verringern könne. Dieses kritische Verhältnis zu den unproduktiven Bevölkerungsgruppen geht der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie in Fleisch und Blut über.

Am Stil erkennt man den Menschen, lautet ein altes französisches Sprichwort. Pettys Art zu schreiben ist ungewöhnlich frisch und originell, ja sympathisch. Und das nicht etwa, weil er mit den Schönheiten und Feinheiten der Sprache umzugehen verstand. Im Gegenteil, Petty drückt sich lakonisch, direkt und genau aus. Seine kühnen Gedanken äußert er auch kühn und kompromißlos. Stets sagt er nur das Wichtigste und dies mit einfachen Worten. Seine umfangreichste Arbeit hat in russischer Übersetzung kaum 80 Buchseiten. Das Statut der Royal Society, zu deren Gründern Petty gehörte, forderte, „in allen Berichten über Erfahrungen ... ohne jegliche Vorreden, Rechtfertigungen oder rhetorische Schnörkel nur zur Sache zu sprechen". Diese goldene Regel hielt Petty nicht nur auf die Naturwissenschaften für anwendbar, sondern auch auf die Gesellschaftswissenschaften, und er bemühte sich, sie zu befolgen. Viele seiner Arbeiten erinnern auch an diese „Berichte über Erfahrungen". Übrigens würde es auch den heutigen Ökonomen und Vertretern der anderen Gesellschaftswissenschaften nicht schaden, diese Regel zu kennen und von ihr Gebrauch zu machen.

[81] Trotz der einfachen Ausdrucksweise lassen Pettys Werke eine klare Persönlichkeit, ein unbändiges Temperament und politische Leidenschaft erkennen. Dieser wohlhabende Grundbesitzer mit seiner riesigen gepuderten Perücke und seinem kostbaren Seidenkaftan (so stellt sich Sir William auf einem späteren Porträt vor) ist in vieler Hinsicht stets der etwas grobe und leicht zynische Medikus geblieben. Trotz seines Reichtums und seiner Titel hat Petty unermüdlich gearbeitet, und zwar nicht nur geistig, sondern auch körperlich. Seine Leidenschaft war der Schiffbau, und er hat immer wieder ganz ungewöhnliche Schiffe projektiert und gebaut. Seine Persönlichkeit läßt uns auch etwas verstehen, warum ihm alle Nichtstuer und Parasiten zuwider gewesen sind. Zum königlichen Hof hat er sich eine feste Meinung gebildet. Wohl sucht er sich dessen Gunst zu bewahren, schreibt aber zugleich Dinge, die dem König und der Regierung gar nicht gefallen wollen: Könige neigen zu Aggressionskriegen, und die beste Methode, sie davon abzuhalten, besteht darin, ihnen kein Geld für Kriege zu bewilligen.

Politische Arithmetik

Der englische König Karl II. wollte um alles in der Welt seinen Verwandten, den französischen König Ludwig XIV., übertreffen. Er veranstaltete Bälle und Feuerwerke, um Versailles nachzuahmen. Aber er hatte viel weniger Geld als der französische Herrscher. Einige seiner unehelichen Söhne machte er zu Herzögen. Ludwig aber machte seine Bastarde zu Marschällen von Frankreich. Das konnte der Stuart nicht: Seine absolute Monarchie war schon nicht mehr so absolut.

So blieb die Wissenschaft. Bald nach der Restauration wurde auf seinen Erlaß hin und unter der Schirmherrschaft der ganzen königlichen Familie die Royal Society begründet, auf die Karl mit Recht stolz sein durfte. Das hatte Ludwig noch nicht! Der König selbst befaßte sich mit chemischen

Experimenten und mit der Seewirtschaft. Das lag ganz im Geist der Zeit. Es gehörte, wie übrigens die gesamte Royal Society, zu den Vergnügungen des „heiteren Monarchen".

Der interessanteste und geistreichste Mann in der Royal Society war Sir William Petty. Im engen Kreise gebärdeten sich der König und die hohe Aristokratie als Freidenker, aber niemand konnte die Scheinheiligkeit des Pfaffentums besser verspotten als Petty. Einmal hatte ihn der Lord-Statthalter von Irland, der Herzog von Ormonde, in fröhlicher und wohl auch nicht mehr ganz nüchterner Runde gebeten, seine Kunst vorzuführen. Unter allgemeinem Gelächter bestieg Petty zwei zusammengerückte Stühle und ahmte Prediger der verschiedenen Kirchen und Sekten nach. Schließlich war er von seiner Rolle so hingerissen, daß er, wie ein Augenzeuge berichtet, angeblich noch immer die Pfaffen nachahmend, „einige Herrscher und Gouverneure" wegen ihrer schlechten Regierungsmethoden, ihrer Günstlingswirt-[82]schaft und Habgier zu beschimpfen begann. Das Gelächter verstummte. Der Herzog wußte nicht, wie er den Geist, den er selbst gerufen hatte, wieder zum Verstummen bringen sollte.

Der König und auch die irischen Statthalter hörten Petty nur so lange gern zu, wie er nicht von Politik und Handel sprach. Aber er mußte darüber sprechen! Alle anderen Gespräche waren für ihn nur Vorwand, um ein neues ökonomisches Projekt zu unterbreiten. Ein Projekt war kühner und radikaler als das andere. Aber das schien gefährlich, lästig und überflüssig. Ein anderer irischer Statthalter, der Lord of Essex, sagte, daß Sir William „der galligste Mensch aller drei Königreiche" (England, Schottland und Irland) wäre. Der Herzog von Ormonde hatte ihm eines Tages ins Gesicht gesagt, daß ihn einige für „einen Taschenspieler, für einen Menschen, der mit phantastischen und ungereimten Ideen angefüllt ist, und für einen Fanatiker" halten.

Petty hatte kein leichtes Leben. Sein angeborener Optimismus wich bald bitterer Melancholie, bald ohnmächtiger Wut.

Warum aber waren Pettys Projekte fast nie hofgemäß? Einige sind wohl bei all ihrer genialen Kühnheit einfach utopisch gewesen. Viele aber waren aus der Sicht seiner Epoche durchaus vernünftig. Aber alle waren sie bewußt und direkt auf die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft in England und Irland, auf den entschiedenen Bruch mit den Feudalverhältnissen gerichtet. Doch die Monarchie Karls II. und seines Bruders Jakobs II. hielten an dem, was von diesen Verhältnissen geblieben war, fest. Bestenfalls erklärten sie sich unter dem Druck der Bourgeoisie zu Halbheiten bereit. Und so war ihr Sturz, der ein Jahr nach Pettys Tod folgte, unvermeidlich.

Petty hat Englands Reichtum und Gedeihen stets mit dem der Nachbarländer verglichen. Holland war für ihn eine Art Musterland. In seinen Werken kam er immer wieder auf das vielschichtige Problem zurück, worin wohl die Ursachen für Hollands Gedeihen zu suchen waren. Aber mit den Jahren mußte er sich immer mehr davon überzeugen, daß nicht Holland, sondern eine größere und aggressivere Macht, nämlich Frankreich, Englands Positionen unmittelbar bedrohte. So nehmen seine ökonomischen Ideen immer deutlicher antifranzösischen, politischen Charakter an.

Im Jahre 1676 beendet Petty die Arbeiten an seinem zweiten großen ökonomischen Werk, der „Politischen Arithmetik". Noch zögerte er, es zu veröffentlichen. Das Bündnis mit Frankreich ist der Grundpfeiler der Außenpolitik Karls II. Ludwig XIV. läßt dem englischen König heimlich eine Finanzhilfe zukommen. Das Parlament knausert, es enthält dem König die Steuern vor, und so muß man sich anpassen. Sir William ist kein Feigling, aber er hat keine Lust, die Gnade des Hofes aufs Spiel zu setzen.

Die „Politische Arithmetik" kursiert in Flugschriften. Im Jahre 1683 veröffentlicht jemand Pettys Werk anonym, ohne sein Wissen und unter [83] einem anderen Titel. Erst nach der „ruhmreichen Revolution" 1688–1689 und der damit verbundenen Veränderung von Englands Politik gibt Pettys Sohn (der Baron von Shelburne) die „Politische Arithmetik" vollständig und unter dem Namen des Verfassers heraus. Im Vorwort schreibt er, daß das Buch seines verstorbenen Vaters nicht eher veröffentlicht werden konnte, weil „die Doktrinen dieses Werkes Frankreich verletzt hätten".

Als Gegner Frankreichs ist Petty natürlich ein würdiger und weitblickender Vertreter der englischen Bourgeoisie gewesen. Während des gesamten folgenden Jahrhunderts bis zu Beginn des 19.

Jahrhunderts steht England im erbitterten Kampf mit Frankreich und festigt in diesem Kampf seine Stellung als erste Industriemacht der Welt. Aber in der „Politischen Arithmetik“ verdienen vor allem die Methoden Beachtung, mit denen Petty seine Grundsätze beweist. Sie ist die erste Arbeit in der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft, die auf wirtschaftsstatistischen Untersuchungsmethoden beruht.

Ein Staat ohne Statistik ist heute gar nicht mehr denkbar. Kann man sich eine moderne ökonomische Forschung ohne Statistik vorstellen? Vielleicht, aber es fällt schwer. Und auch wenn ein Verfasser mit „reiner Theorie“ in textlicher oder mathematischer Form operiert und keinerlei statistische Daten verwendet, geht er doch immer davon aus, daß sie vorhanden und dem Leser mehr oder weniger bekannt sind.

Aber im 17. Jahrhundert war es anders. Eine Statistik gab es nicht (und natürlich gab es auch dieses Wort noch nicht, es tauchte erst im 18. Jahrhundert auf). Von der Größe und Verteilung, von der Alters- und Berufsstruktur der Bevölkerung war kaum etwas bekannt. Noch weniger wußte man von den ökonomischen Hauptkennziffern: Produktion und Konsumtion der wichtigsten Waren, Bevölkerungseinkommen, Vermögensverteilung. Nur über die Steuern und den Außenhandel gab es ein paar Daten.

Ein großes Verdienst Pettys besteht auch darin, daß er als erster die Einrichtung eines statistischen Amtes für notwendig gehalten und einige Hauptlinien für das Sammeln von Daten vorgezeichnet hat. Er kommt in seinen Arbeiten des öfteren auf die Schaffung eines statistischen Amtes zurück, wobei er sich gewissermaßen ganz nebenbei zum Leiter dieses Amtes macht. Er gibt diesem Posten die verschiedensten, mehr oder weniger hochtönenden Titel, je nachdem, in welcher Stimmung er ist und wie er seine Chancen abwägt. Außerdem hofft er, nicht nur zu erfassen, zu rechnen, sondern in bestimmtem Maße auch zu „planen“. So stellt er für seine Zeit erstaunliche Berechnungen der „Arbeitskräftebilanz“ an: wieviel Ärzte und Advokaten (andere Berufe mit Hochschulbildung hat es im 17. Jahrhundert noch nicht gegeben) das Land braucht und wieviel Studenten folglich jedes Jahr in die Universitäten aufgenommen werden müssen. Petty hat nicht nur von der Notwendigkeit der Statistik gesprochen, [84] sondern er hat sich der wenigen und nicht allzu zuverlässigen statistischen Daten, über die er verfügte, auch auf glänzende Weise bedient, um seine ökonomischen Thesen zu beweisen. Petty hatte sich eine ganz konkrete Aufgabe gestellt: Er wollte mit objektiven Zahlen nachweisen, daß England nicht ärmer und schwächer war als Frankreich. Daraus folgte dann eine noch weitergehende Aufgabe – die wirtschaftliche Situation des damaligen Englands in Zahlen auszudrücken.

Im Vorwort zu seiner Arbeit schreibt Petty, daß seine Methode „nicht die herkömmliche“ sei. Statt die Worte nur in komparativer und superlativer Weise zu gebrauchen und sich in spekulative Argumente zu fliehen, habe er danach getrachtet, seine Ansichten in der Sprache der Zahlen, Gewichte und Maße auszudrücken (übrigens habe er sich stets bemüht, diesen Weg zu gehen, um der politischen Arithmetik ein Beispiel zu geben), sich einzig aus sinnlicher Erfahrung abgeleiteter Argumente zu bedienen und nur solche Ursachen zu betrachten, die sichtbare Grundlagen in der Natur haben. Der Betrachtung anderer überlasse er die Ursachen, die abhängen von den veränderlichen Ansichten, Meinungen, Neigungen und Leidenschaften einzelner Menschen.[19]

Von einem der bedeutendsten Anhänger Pettys, Charles Davenant, stammt die folgende einfache Definition: „Unter politischer Arithmetik verstehen wir die Kunst, mit Hilfe von Zahlen Angelegenheiten zu beurteilen, welche die Staatsverwaltung betreffen.“ Und er fügt hinzu, daß diese Kunst eigentlich schon sehr alt sei. Petty aber habe ihr erstmals den Namen sowie die Regeln und Methoden gegeben.

Pettys politische Arithmetik war das Vorbild der Statistik, und seine Methode hat eine ganze Reihe wichtiger Richtungen in der ökonomischen Wissenschaft vorweggenommen. Seiner Zeit weit voraus, schrieb er über die Bedeutung der Berechnung des Nationaleinkommens und des Nationalreichtums, von Kennziffern also, die in der heutigen Statistik und Ökonomie eine entscheidende Rolle spielen.

[19] Vgl. Marx, K., Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 38.

Er war auch der erste, der Berechnungen über Englands Nationalreichtum anstellte. Pettys demokratische Gesinnung und außergewöhnliche Kühnheit sind deutlich zu erkennen, wenn er schreibt, daß man genau zwischen dem Reichtum des Landes und dem Reichtum des absoluten Monarchen, der vom Volk dort, dann und so viel nehme, wie es ihm genehm sei, unterscheiden müsse. Er hatte damit zwar Ludwig XIV. gemeint, doch konnte auch Karl II. in dieser Äußerung eine ernste Warnung sehen. Wenn wir Pettys statistische Berechnung des Nationalreichtums aus heutiger Sicht betrachten, so mag sie uns recht seltsam erscheinen: Für den wichtigsten Teil dieses Reichtums hielt er die Bevölkerung des Landes, der er einen in Geld ausgedrückten Taxwert verlieh. Den Wert [85] der Bevölkerung Englands in dieser Epoche veranschlagte er auf 417 Millionen Pfund Sterling. Den gesamten stofflichen Reichtum bewertete er mit 250 Millionen Pfund Sterling. Aber dieser Gedanke war gar nicht so paradox. Hier geht es um eine für die damalige Zeit sehr originelle und fortschrittliche Theorie. Petty war der Meinung, daß die arbeitende Bevölkerung der größte Reichtum des Landes sei, und darin hatte er zweifellos recht.

Marx schreibt über Petty: „Unser Freund Petty hat ganz andre ‚Populationstheorie' als Malthus... *Bevölkerung*, der Reichtum."[20] Der optimistische und fortschrittliche Standpunkt zum Wachstum der Bevölkerung war für die frühen Vertreter der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie typisch.

Malthus hat Anfang des 19. Jahrhunderts die Grundlagen für eine der apologetischen Richtungen in der bürgerlichen politischen Ökonomie gelegt, als er erklärte, daß die Hauptursache für das Elend der arbeitenden Klassen in der Natur der Dinge liege und in der zu schnellen Vermehrung bestehe (Näheres dazu vgl. Kap. 13).

William Petty hat auch die ersten Berechnungen über Englands Nationaleinkommen angestellt. Damit schuf er die Grundlagen für die Statistik und für die Analyse der Ökonomik des gesamten Landes. Aus diesen Anfängen entstand das moderne System der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, das uns in bestgeeigneter und zusammenfassender Form ermöglicht, ein ziemlich genaues Urteil darüber zu fällen, wie hoch die Produktion im jeweiligen Land ist, wie die Produktion auf Konsumtion, Akkumulation und Export aufgeteilt wird, wie hoch die Einkommen der wichtigsten Gesellschaftsklassen und -gruppen sind usw.

Allerdings hafteten Pettys Berechnungen wesentliche Mängel an. Das Nationaleinkommen errechnete er als Summe der Verbraucherausgaben der Bevölkerung, meinte also, daß man den zur Akkumulation bestimmten Teil vom Einkommen, der für die Errichtung von Gebäuden, für die Herstellung von Maschinen, für die Verbesserung der Böden usw. dient, unbeachtet lassen könne. Für das 17. Jahrhundert war das noch möglich, denn die Akkumulationsrate war sehr niedrig und der materielle Reichtum des Landes wuchs nur langsam. Außerdem sollten Pettys Nachfolger in der politischen Arithmetik, besonders Gregory King, der ausgangs des 17. Jahrhunderts in ihrer Vollkommenheit und Gründlichkeit verblüffende Berechnungen über Englands Nationaleinkommen angestellt hat, diese Ungenauigkeit bald berichtigen. Und das wäre nicht möglich gewesen, wenn Petty nicht vorher die Grundlagen für die wirtschaftsstatistische Methode geschaffen und Beispiele für ihre Anwendung gegeben hätte.

[86] Petty hat sich während seines ganzen Lebens für die Bevölkerungsstatistik und für die Probleme des Wachstums, der Verteilung und der Beschäftigungslage der Bevölkerung sowie für andere Probleme interessiert. Seine in den letzten Lebensjahren entstandenen Werke sind vor allem diesen Problemen gewidmet. Das Verdienst, Begründer der Bevölkerungsstatistik gewesen zu sein, teilt er mit seinem Freund John Graunt. Aus den bescheidenen Werken dieser Pioniere ist später das ganze Instrumentarium der modernen Bevölkerungsstatistik mit regelmäßigen Volkszählungen, aussagefähigen Stichprobenuntersuchungen und der elektronischen Rechentechnik entstanden.

Der Mensch und sein Zeit

Die Merkantilisten hatten in den wirtschaftlichen Vorgängen noch keine objektiven Gesetzmäßigkeiten gesehen. Sie meinten, daß der Staat diese Vorgänge nach seinem Gutdünken lenken könnte. Auf sie traf das zu, was wir heute Voluntarismus in der Ökonomie nennen.

[20] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 330–331.

Petty gehörte zu den ersten, die auf den Gedanken kamen, daß in der Wirtschaft objektive und erkennbare Gesetzmäßigkeiten herrschen, die er mit den Gesetzen der Natur verglich und deshalb als natürliche Gesetze bezeichnete. Damit war ein bedeutender Fortschritt in der Entwicklung der politischen Ökonomie getan: Sie hatte eine wissenschaftliche Basis erhalten.

Die Idee von den ökonomischen Gesetzen konnte erst entstehen, als die wesentlichen ökonomischen Prozesse, nämlich Produktion, Distribution, Zirkulation und Konsumtion, zu einer regelmäßigen, massenhaften Erscheinung geworden waren, als die Verhältnisse zwischen den Menschen hauptsächlich von den Ware-Geld-Beziehungen geprägt wurden. Der Kauf und Verkauf von Waren, das Dingen von Arbeitskräften, die Verpachtung von Land und die Geldzirkulation mußten erst weit genug als Beziehungen zwischen den Menschen entwickelt sein, ehe man auf den Gedanken kommen konnte, daß in all dem eine bestimmte, elementare Ordnung herrscht.

Die Merkantilisten hatten sich fast nur für einen Bereich der Wirtschaft, nämlich für den Außenhandel, interessiert. Aber in diesem Bereich waren die unberechenbaren Elemente des Risikos, der Spekulation, des nichtäquivalenten Austausches und der außerökonomischen Bereicherung (oder Verluste) durch Wegelagerei oder Seeräuberei zu groß, als daß man aus seiner Beschreibung oder unausgereiften Analyse auf zuverlässige Gesetzmäßigkeiten schließen konnte.

Dagegen hat sich Petty kaum mit dem Außenhandel beschäftigt. Ihn interessieren die ständig wiederkehrenden, gesetzmäßigen Vorgänge. Er fragt nach den Gesetzen, die auf natürliche Weise den Lohn, die Grundrente und auch die Besteuerung regeln.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist England schon das am weitesten entwickelte bürgerliche Land. Die kapitalistische Produktion steht im [87] wesentlichen noch im Manufakturstadium, in dem sie weniger durch die Einführung von Maschinen und neuer Methoden wächst als durch die Erweiterung der kapitalistischen Arbeitsteilung auf der Basis der alten Technik: Ein Arbeiter, der sich auf eine bestimmte Operation spezialisiert, erreicht darin größere Fertigkeiten, so daß die Arbeitsproduktivität steigt. Die Lobpreisung der Arbeitsteilung in der politischen Ökonomie beginnt mit einigen Bemerkungen Pettys, der ihre Effektivität am Beispiel der Herstellung von Uhren nachweist, und sie erreicht ihren Höhepunkt bei Adam Smith, der sie seinem System zugrunde legt.

Zu Pettys Zeiten wurde die Industrie wie auch die landwirtschaftliche Produktion (und das unterschied England von den anderen Ländern) schon weitgehend kapitalistisch geführt. Nur sehr langsam und in den verschiedenen Zweigen und Gebieten auf unterschiedliche Weise konnte sich das Kapital das Handwerk und die kleine Bauernwirtschaft unterwerfen. Noch existierten vielerorts vorkapitalistische Produktionsformen. Aber deutlich zeichneten sich neue Entwicklungstendenzen ab, und Petty gehörte zu den ersten, die dies bemerkten.

Neben der Wollindustrie, die die Grundlage von Englands Wirtschaft und Handel geblieben war, wuchsen auch solche Industriezweige heran wie der Kohlenbergbau sowie die Eisen- und Stahlgießerei. In den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts wurden in England bereits etwa 3 Millionen Tonnen Kohle jährlich gefördert. Mitte des 16. Jahrhunderts waren es 200.000 Tonnen gewesen. (Aber die Kohle wurde noch fast ausschließlich als Brennstoff verwendet: die Verkokung war noch nicht entdeckt, und Metall schmolz man noch mit Holzkohle, wobei man die Wälder ausrottete.) Diese Zweige entwickelten sich von Anfang an auf kapitalistischer Grundlage.

Auch auf dem Lande gab es Veränderungen. Die Klasse der kleinen Landbesitzer, die noch Naturalwirtschaft oder kleine Warenproduktion betrieben, verschwand allmählich. Ihre Parzellen und auch die Gemeindeländereien konzentrierten sich immer mehr bei den Landlords, die den Boden in Pacht gaben. Die wohlhabendsten Pächter betrieben bereits eine kapitalistische Wirtschaft, indem sie Lohnarbeit ausbeuteten.

Wir erinnern uns, daß auch Petty Gutsbesitzer war. Doch hat er in seinen Werken mit wenigen Ausnahmen nicht die Interessen der Landaristokratie vertreten.

Lenin hat über Lew Tolstoi gesagt, daß es vor diesem Grafen keinen echten Bauern in der Literatur gegeben habe. Auf Petty bezogen, können wir sagen, daß es vor diesem Landlord in der politischen

Ökonomie keinen echten Bourgeois gegeben hat. Petty hatte begriffen, daß der „Reichtum der Nation“ nur durch die Entwicklung des Kapitalismus steigen konnte. In gewissem Maße hat er diese Ideen auch auf seinen Gütern in die Tat umgesetzt. Er verpachtete sein Land und erreichte [88] damit, daß die Pächter den Boden und die Methoden zu seiner Bearbeitung verbesserten. Auf seinen Besitzungen richtete er eine Siedlung für englische Handwerker ein, die nach Irland übergesiedelt waren.

Als Mensch verkörpert Petty die schreiendsten Widersprüche. Dem unvoreingenommenen Biographen tritt der große Denker bald als leichtsinniger Abenteurer, bald als unersättlicher Geldraffer und eigensinniger Ränkeschmied, dann wieder als gewandter Höfling oder etwas naiver Prahlhans gegenüber. Unersättliche Lebensgier ist wohl sein hervorstechender Charakterzug gewesen. Und sie äußerte sich so, wie es die gesellschaftlichen Verhältnisse vorschrieben. Reichtum und Ehrungen waren für ihn gewissermaßen nicht Selbstzweck. Er empfand wohl eine innere Befriedigung, wenn er auf die für seine Epoche und seine Verhältnisse so typische Weise Energie, Geschick und Sinn für die Praxis offenbaren konnte. Sein Wohlstand und sein Titel haben seine Lebens- und Denkweise wenig beeinflußt.

John Evelyn, ein Bekannter Pettys aus London, beschreibt in seinem Tagebuch für das Jahr 1675 eine luxuriöse Abendgesellschaft in Pettys Haus am Piccadilly: „Wie ich in seinem prachtvollen Schloß bin, erinnere ich mich, daß ich ihn von ganz belanglosen Umständen her kenne, und er wundert sich selbst, wie alles so gekommen ist. Er macht sich nicht allzu viel aus schicken Möbeln und all diesem heutigen Tand, doch seine elegante Lady[21] kann alles, was zu direkt und nicht vortrefflicher Qualität ist, nicht ausstehen. Er selbst aber steht all dem ganz gleichgültig und philosophisch gegenüber. ‚Was soll’s, sagt er ganz unvermittelt ... ‚Ich würde ebenso gern auf Stroh liegen.‘ In der Tat, zu sich selbst verhält er sich recht nachlässig.“[22]

Petty hatte während seines ganzen Lebens Feinde, offene und versteckte. Es waren Neider, politische Gegner und Menschen, die ihn wegen seines beißenden, schonungslosen Spotts haßten, denn darin war er ein Meister. Die einen versuchten sich gegen ihn mit physischer Gewalt, die anderen spannen Intrigen. Eines Tages überfiel ihn auf einer Straße von Dublin ein Oberst, der von zwei „Gehilfen“ begleitet war. Sir William schlug sie in die Flucht, büßte aber durch einen Schlag mit des Obersten Spazierstock beinahe das linke Auge ein. Der Schlag traf Petty an einer sehr empfindlichen Stelle. Er litt von Kindheit an unter schlechtem Sehvermögen, was ihm recht komische, mitunter aber auch unangenehme Ereignisse beschert hatte, über die er sich oft selbst lustig machte. Als Petty eines Tages zum Duell herausgefordert worden war, teilte er dem Sekundanten seines Gegners mit, er wolle von seinem Recht der Waffenwahl Gebrauch machen und fordere, daß das Duell im Dunklen mit Zimmermannsäxten ausgetragen werde, denn er sei [89] „sehr schwachsichtig“ und könne nur so auf gleiche Chancen hoffen. Das Duell fand nicht statt.

Mehr Kummer bereiteten ihm die Gegner, die am Hofe, bei den irischen Statthaltern und bei Gericht Ränke gegen ihn schmiedeten. In den Briefen, die Petty in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens an seine Freunde geschrieben hat, finden wir bittere Klagen und Worte der Enttäuschung. Mitunter wird er kleinlich, schimpft und klagt wegen jeder Kleinigkeit. Doch mit dem ihm angeborenen Optimismus und Humor bezwingt er schließlich alles. Er schmiedet wieder Pläne, reicht wieder Berichte ein, um erneut Mißerfolge zu erleiden.

Im Jahre 1660 findet man ihn bald in Irland, bald in London. An Irland binden ihn seine Güter, Geschäfte und Rechtsstreitigkeiten. Nach London ziehen ihn die Freunde, die Wissenschaft und der Hof. Erst im Jahre 1685 läßt er sich mit seiner Familie und seiner ganzen beweglichen Habe, die vor allem aus dreiundfünfzig Kisten mit Manuskripten und Dokumenten besteht, endgültig in London nieder. In diesem Jahr stirbt Karl II., und Jakob II. besteigt den Thron. Der neue König scheint Petty zunächst geneigt zu sein und seine Projekte, an denen er nun mit neuer Kraft arbeitet, mit Wohlwollen aufzunehmen. Aber bald zeigt sich, daß auch dies eine Illusion ist.

Im Sommer 1687 leidet Petty an starken Beinschmerzen. Wundbrand stellt sich schließlich heraus, an dem er im Dezember desselben Jahres stirbt. Man beerdigt ihn in Romsey, seiner Geburtsstadt.

[21] Pettys Frau, die sehr schöne und energische Witwe eines wohlhabenden Gutsbesitzers. Petty hatte fünf Kinder.
[22] „The Diary of John Evelyn“, ed.by E. S. de Beer, London 1959, p. 610 (engl.).

Bemerkenswert sind die letzten Briefe, die Petty an seinen engsten Freund Southwell geschrieben hat. Sie stammen aus den letzten zwei oder drei Monaten vor seinem Tode. Sie sind Symbol seines schon nicht mehr von Habgier, kleinlichem Gehabe und persönlichen Interessen getrübten Glaubens. Er antwortet Southwell, der ihm mit freundschaftlichen Worten vorwirft, daß er sich mit lebensfremden Dingen beschäftige, statt für seine Familienangelegenheiten Sorge zu tragen. (Der halbblinde und von Krankheit geplagte Petty hatte sich aus dem gerade erschienenen, berühmt gewordenen Buch Newtons „Die mathematischen Grundlagen der Naturphilosophie“ vorlesen lassen.)

Aber auch hier bleibt Sir William sich selbst treu. Er hätte, wie er einmal sagte, zweihundert Pfund dafür gegeben, daß Charles (sein ältester Sohn) das Buch verstanden hätte. Über seine Kinder, die er sehr geliebt und deren Erziehung er sich viel gewidmet hat, schreibt Petty: „Mich stört es nicht, die Mitgift der Tochter zu erhöhen, und ich werde mich auch bei Schmarotzern nicht einschmeicheln. Ich will, daß sich mein Sohn mit der Mitgift der Frau zufrieden gibt, die er liebt.“ Und weiter schreibt er über den Sinn seines Lebens: „Du fragst mich, weshalb ich mich noch immer mit diesen fruchtlosen Arbeiten befasse. Ich antworte, daß diese Arbeiten Freude bereiten und die Denkarbeit die erhabenste und glückseligste Arbeit ist.“[23]

[90] Sir William Petty erfreute sich bei seinen Zeitgenossen eines dreifachen Rufes: Erstens galt er als ein glänzender Wissenschaftler, Schriftsteller und belesener Mensch; zweitens hielt man ihn für einen unbelehrbaren Plänemacher und Phantasten; drittens sah man in ihm einen geschickten Ränkeschmied, einen habsüchtigen, in seinen Mitteln nicht sehr wählerischen Menschen. Dieser dritte Ruf hat Petty von seinen „Heldentaten“ bei der Aufteilung der irischen Ländereien bis zu seinem Tod verfolgt. Und er war nicht ganz ungerechtfertigt.

Sehen wir uns Pettys zweite Lebenshälfte als Biographie eines Gutsbesitzers und Geschäftsmannes an. Die Wende in seinem Leben tritt in den Jahren 1656–1657 ein, als er vom Intellektuellen zunächst zum Spekulanten und Abenteurer und dann zum wohlhabenden Gutsbesitzer wird. Diese Wende hat seine Londoner und Oxforder Studienfreunde unangenehm berührt. Petty beunruhigt das, er leidet darunter, und er schreibt Boyle, dessen Meinung er besonders schätzt. Petty beschwört ihn, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen, er solle ihm die Möglichkeit geben, den Verlauf der Ereignisse persönlich zu erklären. Manchmal verwischt die Zeit eine Entfremdung, aber ihre Spuren bleiben.

Gleich nach der Restauration muß Petty hart um seine Besitzungen kämpfen. Die ehemaligen Besitzer, von denen einige bei der neuen Regierung Gehör finden, machen ihre Ansprüche geltend. Er stürzt sich mit all seiner Energie und Leidenschaft in diesen Kampf, verschwendet dabei ungeheuer viel Geisteskraft und Zeit. Im wesentlichen gelingt es ihm, seine in den verschiedensten Landesgebieten gelegenen Besitzungen zu behalten, er triumphiert. Aber nun verfolgen ihn nicht endenwollende Landstreitigkeiten. Er besitzt viele Zehntausend acres Land, klammert sich aber mit Händen und Füßen an jeden Flecken Erde, er schimpft, prozessiert, klagt. Seinen eigenen Worten nach hat er einmal dreißig Prozesse zugleich am Halse gehabt.

Aber das reicht ihm noch nicht. Entgegen seinen Grundsätzen, trotz der mahnenden Worte seiner Freunde stürzt er sich in ein neues Abenteuer: Er schließt sich einer Gesellschaft von Steuerpächtern an – reichen Finanziers, die der Regierung das Recht der Steuereinziehung abkauften und das Land ausplünderten. Petty wendet sich in seinen Werken mit aller Schärfe gegen das Steuerpachtsystem, das Unternehmertum und Produktion erstickt, und seine Compagnons nennt er unverblümt Gauner und Blutsauger. Aber trotzdem zahlt er Einlagen! Bald hat er sich mit den „Blutsaugern“ zerstritten, aber sein Geld erhält er nicht zurück. Nun hat er noch einen Prozeß am Hals, den härtesten und sinnlosesten. Petty verstrickt sich in ihm, wie in einem Netz, er wütet, erregt Mitleid bei seinen Freunden und Schadenfreude bei seinen Gegnern. Im Jahre 1677 sitzt er gar wegen „Mißachtung des Gerichts“ für kurze Zeit im Gefängnis. Diese Skandale machen Pettys letzte Chancen auf eine politische Karriere, nach der er immer getrachtet hat, [91] zunichte. Man versperrt ihm auch die Ämter, die er angestrebt hat, um seine Projekte Wirklichkeit werden zu lassen.

[23] Zitiert in: E. Strauss, a. a. O., p. 168–170.

Der Eigentümer wird zum Sklaven seines Eigentums. Petty hat sich in einem seiner Briefe selbst mit einem Sklaven verglichen, der an den Galeerensitz gefesselt ist und dem die Kräfte versagen, wenn er gegen den Wind rudert. Es ist die Tragödie eines sehr begabten Menschen, dessen Lebensmut und Kraft in der von den Wolfsgesetzen des Geldes, der Grundrente und der Pacht beherrschten Welt verzehrt wird. Es ist die Tragödie der *bürgerlichen Welt*.

Seine Zeitgenossen haben diese Tragödie wohl wahrgenommen, aber sie nahmen sie natürlich anders auf als wir. Sie wunderten sich nur über die Kluft zwischen den phänomenalen Fähigkeiten Pettys und seinen nur unbedeutenden Erfolgen in der Politik und im Staatswesen. Evelyn schrieb, daß man sich schwerlich einen Menschen vorstellen könne, der sich in den Staatsangelegenheiten besser ausgekannt habe: „Auf der ganzen Welt findet sich kein Mensch, der so geeignet wäre, für die Industrie und das Wachstum des Handels Sorge zu tragen ... Wenn ich Herrscher wäre, dann würde ich ihn zumindest zu meinem zweiten Berater machen."

Aber Petty hat es nicht weiter gebracht als bis zu einem Beamten ohne Entscheidungsbefugnis im Ministerium für Seewirtschaft.

Er hat das Armselige seines täglichen Tuns, das seine Geisteskräfte, seine Energie aufzehrte, wohl erkannt. Und er hat sich mitunter selbst verspottet. Aber er kam aus diesem Teufelskreis nicht heraus. Der äußerste Lakonismus, den wir an Pettys Werken schätzen und der seinen Charakter auszeichnet, mag vielleicht auch eine Folge seiner Belastung mit anderen Dingen gewesen sein.

Anläßlich von Auseinandersetzungen um die Neuprägung der englischen Münzen verfaßte Petty im Jahre 1682 eine kleine Schrift mit dem Titel „Quantulumcunque concerning money" (Verschiedenes oder Einiges über das Geld). Sie hat die Form von zweiunddreißig Fragen mit kurzen Antworten dazu. Dieses „Einiges" ist gewissermaßen das Skelett der wissenschaftlichen Geldtheorie, das noch der Ergänzung durch weitere Materialien – Präzisierungen, Einzelheiten, Illustrationen – bedarf und dessen Teile und Probleme noch voneinander abgegrenzt werden müssen.

Marx schreibt über diese kleine Schrift, die an Lord Halifax adressiert ist und erst nach dem Ableben ihres Autors erschien: „Eine ganz abgerundete, aus einem Stück gegossene Arbeit ... Die letzten Spuren merkantilistischer Anschauungen, die man in andern Schriften von ihm antrifft, sind hier völlig verschwunden. Es ist ein kleines Meisterwerk nach Inhalt und Form ..."[24]

[92] Da Petty auf dem Boden der Arbeitswerttheorie steht, behandelt er das Geld wie eine besondere Ware, welche die Funktion des allgemeinen Äquivalents erfüllt. Ihr Wert wird ebenso wie der anderer Waren durch Arbeit geschaffen, und ihr Tauschwert wird quantitativ durch die bei der Förderung der Edelmetalle verausgabte Arbeit bestimmt. Die Menge des für die Zirkulation erforderlichen Geldes richtet sich nach dem Umfang des Handels- und Zahlungsverkehrs, also nach der Menge der zu realisierenden Waren, ihren Preisen und der Häufigkeit des Umlaufs der verschiedenen Geldeinheiten in den Handelsgeschäften (der Umlaufsgeschwindigkeit) In gewissen Grenzen kann vollwertiges Geld durch Papiergeld ersetzt werden, das die Bank herausgibt.

Die Geld- und Kredittheorie hat in den folgenden zwei Jahrhunderten weitgehend auf den Gedanken, die William Petty hier (oder in anderen Werken) geäußert hat, oder die aus der Polemik gegen diese Ideen hervorgegangen sind, aufgebaut.

Aber auch diese bescheidene Schrift, die viele Gedanken nur grob skizziert, zeigt uns, welche Möglichkeiten des theoretischen Denkens in diesem Menschen verborgen waren. Er hat nur ein Teil von dem leisten können, zu dem er fähig gewesen Wäre. Vielleicht trifft das auf jeden Menschen zu, aber hier, auf Petty scheint uns dieses Wort ganz besonders zutreffend zu sein.

[93]

[24] Marx. K., Aus der „Kritischen Geschichte", a.a.O., S. 218.

4. Kapitel: Boisguillebert, seine Epoche und seine Bedeutung

[94] In einer Erinnerung an Marx' Jugend schrieb Engels im Jahre 1892 an Franz Mehring, den späteren Biographen des großen Revolutionärs und Wissenschaftlers über Marx' Studentenjahre in Bonn und Berlin (1835–1841): „... von Ökonomie wußte er absolut nichts."[1]

Nach einem Zeugnis Engels' begann Marx „seine ökonomischen Studien 1843 in Paris mit den großen Engländern und Franzosen."[2] Eigenartig muten diese Frühkonspekte von Marx an, die erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts veröffentlicht worden sind. Der fünfundzwanzigjährige Marx entdeckt hier Smith und Ricardo für sich. Er kommt bis zu dem ersten „großen Franzosen" – Boisguillebert. Wie Marx auf diesen Ökonomen des frühen 18. Jahrhunderts gestoßen ist, der zu dieser Zeit schon ziemlich in Vergessenheit geraten war, ist schwer zu sagen. Vielleicht hat hier sogar der Zufall mitgespielt: Im Jahre 1843 erschien in Paris ein Sammelband von Werken französischer Ökonomen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und nach einer Pause von hundertdreißig Jahren wurden auch die Werke Boisguilleberts wieder aufgelegt. Vom deutsch-französischen Konspekt zu Boisguilleberts Schriften ging Marx zu kurzen Anmerkungen und dann zu Betrachtungen über. Ihr Anlaß waren die bemerkenswerten und der damaligen Zeit weit vorauseilenden Gedanken des Richters von Rouen aus der Zeit Ludwig XIV.

Wahrscheinlich hat Marx auf dieses Konspekt wieder zurückgegriffen, als er mehr als zehn Jahre später an seinem Werk „Zur Kritik der politischen Ökonomie" arbeitete. Hier gab er zum ersten Mal ein gründliches Urteil über die „mehr als anderthalbhundertjährigen Forschungen der klassischen politischen Ökonomie, die in England mit William Petty, in Frankreich mit Boisguillebert beginnt, in England mit Ricardo, in Frankreich mit Sismondi abschließt".[3]

Boisguillebert hat Marx nicht nur als Gelehrter und Schriftsteller gereizt. Dieser kluge und ehrliche Mann, der selbst ein „Schräubchen" in der Staatsmaschine der absoluten Monarchie war, hatte sich zum Verteidiger des geknechteten französischen Volkes gemacht, und er mußte dafür bezahlen.

Das arme Frankreich

Die Herrschaft Ludwigs XIV. schien kein Ende zu nehmen. Schon vierzig Jahre war es her, seit der junge König im Jahre 1661 nach dem Ableben des allmächtigen Ministers Mazzarin absoluter Herrscher geworden war. Das 18. Jahrhundert brach an. Und immer wieder stellte [95] man sich im Volk heimlich die bange Frage: Was soll aus Frankreich werden, wenn Gott die Tage des „Sonnenkönigs" noch endlos ausdehnt?

In den ersten zwei Jahrzehnten von Ludwigs Herrschaft hatte Colbert die Wirtschaft des Landes verwaltet. Er hatte verstanden, wie wichtig die Industrie war, und viel für ihre Entwicklung getan. Doch das Wachstum verschiedener Industriezweige schadete der Landwirtschaft, in der Colbert nur eine Quelle der Staatseinnahmen sah. Der Hauptmangel von Colberts Politik bestand darin, daß sie die Feudalverhältnisse, die den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt des Landes hemmten, nicht antastete. Vielleicht wären Colberts Bemühungen mehr Erfolg beschieden gewesen, wenn es ihm der König nicht zur Hauptaufgabe gemacht hätte, um jeden Preis Geld für Kriege, die unter dem ehrgeizigen Ludwig kein Ende fanden, und für seinen unerhört prunkvollen Hofstaat aus dem Volk herauszupressen.

Nach Colberts Tod waren die wenigen Erfolge, die er mit seiner Politik erreicht hatte, schnell dahin, ihre Mängel aber traten um so deutlicher hervor. Im Jahre 1701 begann der sogenannte Spanische Erbfolgekrieg, in dem England, Holland, Österreich und einige Kleinstaaten gegen Frankreich antraten. Für Frankreich war es ein auf der ganzen Linie erfolgloser und verheerender Krieg.

Der altgewordene Ludwig XIV. hatte seine Fähigkeit, tüchtige Männer mit den Regierungsgeschäften zu betrauen, verloren. Die Nachfolger des energischen und fleißigen Colbert waren nur Mittelmaß.

---

[1] Engels an Franz Mehring. 28. September 1892, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 38, Berlin 1968, S. 481.
[2] Engels, F., Vorwort zum zweiten Band des „Kapital", in: Marx/Engels, Werke, Bd. 24, Berlin 1963, S. 14.
[3] Marx, K., Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 37.

Unter den Ministern Ludwigs XIV. und der beiden ihm folgenden Bourbonen war der Generalkontrolleur der Finanzen der ranghöchste Minister. In seinen Händen konzentrierte sich die Verwaltung der Staatsfinanzen, der Volkswirtschaft, der inneren Angelegenheiten, der Justiz und mitunter auch des Militärwesens. Dem Wesen nach war er Premierminister, der allerdings nur den Willen des Monarchen erfüllte.

Jede Reform in der Wirtschaft mußte erst vom Generalkontrolleur genehmigt werden. Boisguillebert wußte das, und er hat immer wieder versucht, Pontchartrain und Chamillard, die dieses Amt Ende des 17. Jahrhunderts beziehungsweise zu Beginn des 18. Jahrhunderts bekleideten, vom Nutzen seiner Projekte zu überzeugen. Aber diese Männer waren nicht einmal in der Lage, ihn bis zu Ende anzuhören. Als Boisguillebert einmal eine Audienz bei Pontchartrain erhalten hatte, begann er sein Anliegen mit folgenden Worten vorzutragen: Der Herr Minister werde ihn zunächst für verrückt halten. Aber er werde seine Meinung rasch ändern, sobald er das Wesen des Gedankens erkannt habe, den Boisguillebert vorbringe. Pontchartrain hörte ihm ein paar Minuten zu. Dann begann er zu lachen und sagte, daß er bei seiner ursprünglichen Meinung bleibe und das Gespräch als beendet betrachte.

Die Regierung wollte von Reformen, die die Interessen der pri-[96]vilegierten Stände (des Adels und der Geistlichkeit) und der neuen Blutsauger – der Steuerpächter und Finanziers – berühren könnten, nichts wissen. Doch konnten nur solche Reformen die Wirtschaft des Landes von der Dauerkrise befreien, und auf sie liefen auch die Projekte des zudringlichen Roueners hinaus.

Boisguilleberts Werke gehören zu den wichtigsten Zeugnissen von der elenden wirtschaftlichen Situation Frankreichs in jener Zeit, von der schweren Lage des Volkes, das zu drei Vierteln aus Bauern bestand. Aber darüber haben viele geschrieben. So schrieb beispielsweise François Fénelon, der Erzieher des Dauphins und ein bedeutender Schriftsteller: „Die Bodenbearbeitung wird vernachlässigt, die Städte und Dörfer sind entvölkert. Die Handwerke liegen danieder und können ihre Arbeiter nicht mehr ernähren. Aller Handel ist tot.“ Marschall Vauban, der Verfasser bedeutender politischer und ökonomischer Schriften, schrieb im Jahre 1707, daß ein Zehntel der Bevölkerung im Elend vegetierte, fünf Zehntel lebten am Rande des Elends, drei Zehntel in sehr bescheidenen Verhältnissen und nur ein Zehntel lebte gut, einige Tausend davon im Luxus.

Boisguillebert unterschied sich von diesen Kritikern dadurch, daß er in gewissen Grenzen die Ursachen für diese Lage sah. Deshalb konnte er viel für die Bereicherung des ökonomischen Gedankengutes tun. Nicht von ungefähr war sein Blick auf die Landwirtschaft gerichtet. Hier lag der Schlüssel zur Entwicklung einer fortschrittlichen bürgerlichen Wirtschaft in Frankreich. Der König, der Adel und die Kirche hielten diesen Schlüssel hartnäckig unter Verschluß, bis die Revolution am Ende des Jahrhunderts alle Schlösser zerbrach. Der französische Bauer war schon seit mehreren Jahrhunderten persönlich frei. Aber er war nicht freier Eigentümer des Bodens, auf dem er lebte und arbeitete. Der mittelalterliche Grundsatz „Kein Land ohne Senior“ galt noch in vollem Umfang, wenn auch in veränderten Formen. Und in Frankreich gab es noch keine so starke neue Klasse von kapitalistischen Pächtern, wie sie sich in England herausgebildet hatte. Die Bauern waren einem dreifachen Druck ausgesetzt: Sie mußten Grundrente zahlen und die Bürde der verschiedensten Feudalabgaben gegenüber den Grundbesitzern tragen; sie mußten ein riesiges Heer von Pfaffen und Mönchen unterhalten, indem sie der Kirche ein Zehntel ihrer Erträge abgaben (den sogenannten „Zehnten“); schließlich waren sie im Grunde genommen des Königs einzige Steuerzahler. Der Adel und die Geistlichkeit zahlten keine Steuern. Die Bourgeoisie war einerseits noch verhältnismäßig schwach und konnte sich andererseits mit viel größerem Erfolg als die Bauern der Steuerzahlung entziehen.

Boisguillebert schrieb mehrfach in seinen Schriften und Aufzeichnungen davon, daß dieses Wirtschaftssystem jeden inneren Antrieb des Bauern zur besseren Bodenbearbeitung und zur Ertragssteigerung tötete.

[97] Der Staat hatte seine ganze Wirtschaftspolitik darauf abgestellt, Steuern einzunehmen, er nutzte dazu die Überbleibsel der Feudalordnung und verzögerte deren Zerstörung. Ganz Frankreich war in Provinzen eingeteilt, an deren Grenzen für alle Waren Zölle erhoben wurden. Dadurch wurde die Entwicklung des Binnenmarktes und des kapitalistischen Unternehmertums gehemmt. Ein anderes

Hindernis war das Weiterbestehen der Handwerkerzünfte in den Städten mit ihren Privilegien, ihrer strengen Reglementierung und Beschränkung der Produktion. Auch das war der Regierung genehm, weil sie den Zünften immer wieder die gleichen Privilegien verkaufen konnte. Selbst die wenigen Manufakturen, die Colbert eingerichtet hatte, gerieten zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Verfall. Im Jahre 1685 hob Ludwig XIV. das Edikt von Nantes auf, das eine gewisse Glaubensfreiheit gestattet hatte. Tausende Hugenottenfamilien, vor allem Handwerker und Kaufleute, verließen Frankreich und nahmen ihr Geld, ihr Körnen und ihren Unternehmergeist mit sich.

Der Richter aus Rouen

Menschen, die sich über die Verbesserung der Wirtschaft Gedanken machen, hat es wohl schon immer und in jedem Land gegeben. Sie sind ein besonderer Menschenschlag und ähneln darin den Erfindern und Entdeckern, denn oft sehen sie sich den gleichen Hindernissen gegenüber: den egoistischen Interessen der Creme der Gesellschaft, Konservatismus und ganz gewöhnlicher Dummheit.

Boisguillebert gehörte zu den leidenschaftlichsten, ehrlichsten und uneigennützigsten ökonomischen Pläneschmiedern. Das Frankreich Ludwigs XIV. hielt für ihn nur Mißerfolge bereit, und diese Mißerfolge waren für ihn noch eine größere Tragödie als selbst für Petty. Vielleicht ist Boisguilleberts Persönlichkeit nicht so vielseitig, so interessant wie die von Sir William gewesen. Aber unsere Achtung verdient er um so mehr. Schon Zeitgenossen suchten bei der Charakteristik des mutigen Mannes aus Rouen im klassischen Altertum nach Beispielen für ähnlich tugendhafte Männer. Marx schrieb über die beiden Ökonomen: „Während aber Petty ein frivoler, plünderungslustiger und charakterloser Abenteurer war, trat Boisguillebert ... mit ebensoviel Geist als Kühnheit für die unterdrückten Klassen auf.“[4] Marx hat Boisguillebert nur aus den veröffentlichten Werken gekannt und in dieser Phase über den Charakter dieses Menschen schon das vorweggenommen, was erst später, in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als man Boisguilleberts Briefwechsel fand, offenbar wurde.

[98] Pierre le Pesant Sieur de Boisguillebert[5] wurde im Jahre 1646 in Rouen geboren. Seine Familie gehörte zum normannischen „Amtsadel“ – so nannte man im alten Frankreich die Adligen, die in Erbfolge Gerichts- und Verwaltungsämter bekleideten; außerdem gab es noch den „Adel des Degens“, der dem König mit der Waffe diente. Im 17. und 18. Jahrhundert stießen viele reichgewordene Bourgeois zum „Amtsadel“. Von ihnen stammte auch Boisguillebert ab.

Der junge Pierre le Pesant hatte eine für seine Zeit ausgezeichnete Bildung erhalten, nach deren Abschluß er sich in Paris niederließ, wo er sich mit Literatur befaßte. Er veröffentlichte mehrere Übersetzungen aus antiken Sprachen und im Jahre 1674 eine Chronik über die schottische Königin Maria Stuart. Damit brach jedoch seine Karriere als Literat ab.

Er wandte sich dem in seiner Familie traditionellen Juristenberuf zu und erhielt 1677 nach der Heirat mit einem Mädchen aus seinen Kreisen einen Posten am Gericht in der Normandie. Aus irgendwelchen Gründen zerstritt er sich mit seinem Vater, wurde zugunsten seines jüngeren Bruders enterbt und sah sich so gezwungen, sich um eine gute Lebensstellung zu bemühen. Und darin hatte er so viel Erfolg, daß er sich schon 1689 für sehr viel Geld das einträgliche und einflußreiche Amt eines Generalleutnants des Gerichtsbezirks von Rouen kaufen konnte. Im damaligen Verwaltungssystem war dies soviel wie ein Stadtoberrichter, dem zugleich die Funktionen des obersten Polizeibeamten und des Bürgermeisters oblagen. Dieses Amt hat Boisguillebert bis an das Ende seiner Tage ausgeübt. Zwei Monate vor seinem Tode hat er es seinem ältesten Sohn übertragen.

Der Verkauf von Ämtern gehörte zu den schreiendsten gesellschaftlichen Übeln der Bourbonenherrschaft. Auf diese Weise pumpte der Fiskus aus der Bourgeoisie Geld heraus und schränkte so deren Möglichkeiten ein, es in Produktion und Handel anzulegen. Oft dachte man sich neue Ämter aus, oder man teilte die alten auf und zwang die Bourgeoisie so, sie erneut zu kaufen. Ein Minister

[4] Marx, K., Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 40.

[5] Le Pesant ist der eigentliche Familienname des Ökonomen: Boisguillebert war der Name des Landgutes, das seine Vorfahren erworben hatten. Derartige Ergänzungen zum Familiennamen waren üblich, wenn ein Bürgerlicher geadelt wurde. Pierre le Pesant kannte man jedoch immer nur unter dem Namen de Boisguillebert.

Ludwigs XIV. sagte einmal scherzhaft: Sobald Seine Majestät neue Ämter entstehen läßt, finden sich auch Dummköpfe, die sie kaufen.

Mit ökonomischen Fragen beginnt sich Boisguillebert wahrscheinlich in den siebziger Jahren zu befassen. Er lebt unter der Landbevölkerung der Normandie, bereist auch andere Provinzen und sieht die verzweifelte Lage der Bauern. Bald kommt er zu dem Schluß, daß dies die Ursache für den allgemeinen Verfall der Wirtschaft des Landes ist. Der Adel und der König lassen dem Bauern nur so viel, daß er nicht Hun-[99]gers stirbt, und manchmal nehmen sie auch das Letzte. So bleibt kaum noch Hoffnung, daß der Bauer seine Erträge steigert. Und die schreckliche Not der Bauern ist wiederum die Hauptsache für den Verfall der Industrie, denn sie hat ja kaum einen Absatzmarkt.

Allmählich reifen diese Gedanken im Kopf des Richters. Im Jahre 1691 spricht er schon von seinem „System“ und bringt es wohl auch zu Papier. Das „System“ besteht aus einer Serie von Reformen bürgerlich-demokratischen Typs, wie wir sagen würden. Dabei macht sich Boisguillebert weniger zum Interessenvertreter der Bourgeoisie als zum Verteidiger der Bauernschaft. „Man verfährt mit Frankreich wie mit einem eroberten Land“ – dieser Refrain zieht sich durch all seine Werke.

Boisguilleberts „System“ bestand in seiner ursprünglichen wie auch in der abgeschlossenen Form, die es im Jahre 1707 erhielt, aus drei Hauptelementen.

Erstens hielt er eine grundsätzliche Steuerreform für unumgänglich. Wie diese Vorstellungen im einzelnen aussahen, wollen wir hier nicht erläutern. Jedenfalls wollte er anstelle der alten, ausgesprochen regressiven Besteuerung eine proportionale oder leicht progressive Besteuerung. Da diese Problematik auch heute noch sehr aktuell ist, wollen wir sie etwas näher erläutern. Bei regressiver Besteuerung ist die prozentuale Steuerbelastung um so niedriger, je höher das Einkommen ist; bei proportionalem Besteuerung bleibt der Prozentsatz des von der Steuer beanspruchten Teils vom Einkommen gleich groß; bei progressiver Besteuerung steigt der Steuersatz mit zunehmendem Einkommen. Boisguilleberts Vorschlag war für die damalige Zeit sehr kühn, denn Adel und Kirche zahlten im Grunde genommen überhaupt keine Steuern. Er aber wollte, daß sie mindestens im gleichen Verhältnis zu ihrem Einkommen Steuern zahlten wie die kleinen Bauern.

Zweitens schlug er vor, den Binnenhandel von allen Schranken zu befreien, das heißt, er wollte, wie er selbst sagte, „die Straßen säubern“ (von den Zollschranken). Er hoffte, daß mit dieser Maßnahme der Binnenhandel erweitert werden, die Arbeitsteilung zunehmen und die Waren- und Geldzirkulation intensiver werden könnte.

Drittens schließlich forderte Boisguillebert, dem Kornhandel einen freien Markt zu eröffnen und das natürliche Steigen der Kornpreise nicht aufzuhalten. Er hielt eine Politik, bei der die Kornpreise künstlich niedrig gehalten wurden, für äußerst schädlich, weil diese Preise die Produktionskosten nicht deckten und deshalb dem Wachstum der Landwirtschaft hinderlich wären.

Boisguillebert meinte, daß sich die Wirtschaft am besten in freier Konkurrenz entwickle, bei der die Waren auf dem Markt ihren „wahren Wert“ finden können. Doch verfolgte er dieses Ziel nicht konsequent. So meinte er, daß die Einfuhr von Korn nach Frankreich verboten werden müsse.

[100] Boisguillebert hielt diese Reformen für die Grundbedingung des wirtschaftlichen Aufschwungs und der Erhöhung des Wohlstandes von Land und Volk. Nur auf diesem Wege könne man die Staatseinnahmen vergrößern, – suchte er die Herrscher zu überzeugen. Diese Vorstellungen wollte er dem Minister Pontchartrain unterbreiten. Der völlige Mißerfolg, von dem wir bereits berichtet haben, entmutigte ihn nicht, machte ihn in seinem Glauben nicht schwankend. So versuchte er, seine Ideen der Öffentlichkeit zu unterbreiten, und veröffentlichte in den Jahren 1695–1696 unter einem Anonym sein erstes Buch mit dem charakteristischen Titel: „Eine ausführliche Beschreibung der Lage Frankreichs,[6]

[6] Franz.: „Le détail de la France“. In den Werken von Marx und Engels (Bd. 13, S. 40, 77, 84, 105, 123) ist nur dieser Titel angegeben, der auch heißen könnte: „Der Einzelhandel Frankreichs“. Möglicherweise hat Boisguillebert mit seinem feinen Sprachgefühl bewußt einen Doppelsinn in den Titel gelegt. Im Altfranzösischen bedeutete das Wort détail auch Verfall, Zerrüttung. Ebenso originell ist der Titel seines späteren Werkes: „Factum de la France“. Factum ist ein juristischer Begriff, der (gerichtliche) Klage, Anklage bedeutet. Wahrscheinlich wollte er damit ausdrücken, daß er im Namen Frankreichs gegen die Klage erhebt, die das Land zugrunde richten.

der Ursache des Niedergangs seines Wohlstandes und einfache Methoden zu seiner Wiederherstellung oder Wie man in einem Monat dem König alles Geld zustellen kann, das er braucht, und das ganze Volk reich machen kann."

Von einfachen Methoden und von der Möglichkeit, in einem Monat alles zu erreichen, hat Boisguillebert wohl vor allem gesprochen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Doch drücken diese Worte auch seinen tiefen Glauben daran aus, daß man nur ein paar Gesetze erlassen müsse (und dazu brauchten, wie er schrieb, die Minister nur zwei Stunden zu arbeiten), und die Wirtschaft würde „wie Hefe aufgären".

Aber die Kette der Enttäuschungen beginnt erst. Das Buch bleibt fast unbeachtet. Im Jahre 1699 nimmt Chamillard den Posten Pontchartrains ein. Er kennt Boisguillebert und sympathisiert auch mit seinen Ideen. Wieder ist der Rouener voller Hoffnungen, er arbeitet mit neuer Energie, schreibt an neuen Arbeiten. Aber sein Hauptprodukt in den folgenden fünf Jahren ist eine Serie von langen Memoranden für den Minister. Diese bewundernswürdigen Dokumente sind nicht nur Berichte, sondern auch ganz persönliche, aus tiefster Seele geschriebene Briefe. Was tut Boisguillebert nicht alles, um Chamillard zu überzeugen, seinen Plan anzunehmen und praktisch zu erproben!

Boisguillebert beweist und versucht zu überzeugen, er droht mit einer wirtschaftlichen Katastrophe, er bittet und beschwört. Schließlich merkt er, daß er vor einer Wand von Unverständnis, ja Spott steht und, seiner Würde eingedenk, schweigt er schließlich. Aber er hat seinen persönlichen Stolz dem Vaterland geopfert, und so ruft er erneut die Mächtigen dieser Welt an: Beeilt euch, tut etwas, rettet! Ein Brief aus dem Jahre 1702 schließt so ab: „Damit will ich schließen. Dreißig Jahre [101] Fleiß und Mühen geben mir die Kraft der Voraussicht, und ich habe öffentlich geschrieben, daß die Art und Weise, wie Frankreich regiert wird, zu seinem Untergang führt, wenn dem nicht Einhalt geboten wird. Ich sage nur das, was alle Kaufleute und Landwirte sagen."[7]

In einem anderen Brief, der vom Juli 1704 datiert, schreibt er, daß die Vorgänger Chamillards auf dem Ministerposten „annahmen, daß Macht alles ersetze und die Gesetze der Natur, der Gerechtigkeit und der Vernunft nur für die gelten, die nicht über die absolute Macht verfügen ... Sie handelten wie ein Dummkopf, der erklärt: um ein Pferd zum Gehen zu bringen, braucht man keinen Hafer; dazu genügen die Peitsche und die Sporen. Dieses Pferd läßt sich nur für einen Ritt gebrauchen, an dem es zugrunde geht, und sein Herr wird zu Fuß gehen müssen. Ihre Vorgänger hielten sich an die Regel von der Peitsche und den Sporen; Sie bleiben nur dann an der Spitze, wenn Sie dem Pferd Hafer geben ... Nur unter dieser Voraussetzung biete ich Ihnen meine Dienste an."[8]

Schuld und Sühne

Die Jahre vergehen. Der Minister untersagt Boisguillebert, neue Werke zu veröffentlichen, und der wartet und hofft auf die Verwirklichung seiner Ideen. Schließlich erhält Boisguillebert im Jahre 1705 einen Kreis in der Provinz Orléans für ein „ökonomisches Experiment". Wir wissen wenig darüber, wie und unter welchen Bedingungen dieses Experiment stattgefunden hat. Jedenfalls endete es schon im nächsten Jahr mit einem Mißerfolg. In einem kleinen, isolierten Kreis und unter der Gegnerschaft einflußreicher Kräfte mußte es so kommen.

Jetzt ist Boisguillebert durch nichts mehr zu halten. Im Jahre 1707 veröffentlicht er zwei Bände seiner Werke. Neben theoretischen Abhandlungen enthalten sie auch scharfe politische Angriffe auf die Regierung, harte Beschuldigungen und ernste Warnungen. Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten: Die Bücher werden verboten, ihr Verfasser wird in die Provinz geschickt. Aber auch hier gibt er nicht auf und schweigt nicht. Aus der Verbannung wendet er sich erneut mit einem Brief an Chamillard und erhält eine grobe Antwort.

Boisguillebert ist schon einundsechzig Jahre alt. Seine Geschäfte liegen danieder. Er hat eine große Familie: fünf Kinder. Die Verwandten beschwören ihn, Ruhe zu geben. Sein jüngerer Bruder, ein in

[7] Zitiert in: H. van D. Roberts: Boisguillebert, Economist of the Reign of Louis XIV., New York 1935, p. 40 (engl.).
[8] Ebenda, p. 51.

wohlgeordneten Verhältnissen lebender Parlamentsrat (beim Provinzgericht) in Rouen setzt sich für ihn ein. Er hat genügend Fürsprecher, und auch Chamillard sieht das Unsinnige der Bestrafung ein. Aber der nicht zu bändigende Pläneschmieder soll endlich Ruhe geben! Zäh-[102]neknirschend erklärt sich Boisguillebert einverstanden: Es ist sinnlos, weiter mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Er darf nach Rouen zurückkehren. Der Herzog de Saint-Simon[9], der seine Memoiren über jene Zeit geschrieben hat, und dem wir viele Einzelheiten aus dieser Geschichte verdanken, berichtet, daß die Bürger der Stadt Boisguillebert mit Hochachtung und Freude empfangen haben.

Von nun an war Boisguillebert keinen direkten Repressalien mehr ausgesetzt. Noch drei Auflagen seiner Werke erschienen, jetzt allerdings ließ er die schärfsten Angriffe weg. Aber seine Moral war gebrochen. Im Jahre 1708 wurde der kluge und tüchtige Desmarets, ein Neffe Colberts, zum Nachfolger Chamillards ernannt. Er hatte ein gutes Verhältnis zu dem in Ungnade gefallenen Boisguillebert und versuchte sogar, ihn zur Verwaltung der Finanzen heranzuziehen. Aber es war schon zu spät: Boisguillebert war nicht mehr der alte, und die Finanzen näherten sich immer mehr dem Abgrund. So wurde der Boden für das Experiment des John Law vorbereitet. Im Oktober 1714 stirbt Boisguillebert in Rouen.

Welch große und starke Persönlichkeit Boisguillebert darstellt, erkennen wir aus seinen Werken, Briefen und aus den Zeugnissen seiner Zeitgenossen. In seinen Geschäften wie auch in seinem Privatleben war er kein leichtfertiger Mensch. Energie, Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit gehörten zu seinem Wesen. Saint-Simon sagt von ihm, daß „sein lebensbejahender Charakter in seiner Art einzigartig war“. Ganz offensichtlich hat er wohl gegenüber Boisguillebert Hochachtung empfunden, die bis zur Bewunderung ging. Arthur Boislille, der den Briefwechsel Boisguilleberts entdeckt und veröffentlicht hat, kommt aus dem Studium der Dokumente zu folgender Einschätzung: „Boisguillebert stiftete ständig Unruhe, er stritt und kämpfte, und überall zeigte sich sein rastloser, ungestümer, unversöhnlicher Charakter.“

Seine ungesellige Art hatte eine ganz bestimmte Ursache: Er vertrat seine Prinzipien im Großen wie im Kleinen stets mit grimmigem Eifer. Und weil diese Prinzipien für die damalige Zeit zumindestens ungewöhnlich waren, konnten Zusammenstöße nicht ausbleiben. Zwanzig Jahre lang hat der einfache Richter aus Rouen seinen schweren Kampf ausgetragen und ihm seine Ruhe, sein Glück und seine materiellen Interessen geopfert (Chamillard hatte ihn wegen seines Starrsinns mit einer eigenartigen Strafe belegt, indem er ihn zwang, für die früher gekauften Ämter immer wieder neu zu zahlen). Bei den Ministern war er unbeliebt, ja sie fürchteten ihn sogar ein wenig (vielleicht auch nicht nur ein wenig): In seiner respektlosen Aufrichtigkeit und Überzeugtheit, mit der er seine Ideen und Prinzipien vertrat, war ihnen der Rouener überlegen. [103]

Der Theoretiker

Ebenso wie alle anderen früheren Ökonomen hat auch Boisguillebert seine theoretischen Konstruktionen der Praxis gewidmet, hat er mit ihnen seine Vorschläge zur Wirtschaftspolitik begründet. Er zählt deshalb zu den Begründern der ökonomischen Wissenschaft, weil er seinen Reformen ein für die damalige Zeit geschlossenes und tiefgreifendes System theoretischer Ansichten zugrunde gelegt hat. Boisguilleberts Gedankengang dürfte der Logik Pettys verwandt gewesen sein. Er fragte sich, was das wirtschaftliche Wachstum des Landes bestimme. Besonders interessierten ihn die Ursachen für die Stagnation und den Niedergang der französischen Wirtschaft. Von hier kam er dann zu der allgemeinen theoretischen Frage, welche Gesetzmäßigkeiten in der Volkswirtschaft wirken.

Wir hatten schon Lenins Gedanken erwähnt, daß sich das Streben, das Gesetz der Bildung und Veränderung der Preise zu ergründen, seit Aristoteles durch die ganze ökonomische Theorie zieht. Boisguillebert hat zu diesem jahrhundertelangen Suchen in ganz eigentümlicher Weise beigetragen. Er betrachtete diese Aufgabe aus der Sicht der „optimalen Preisbildung“, wie wir heute sagen würden. Boisguillebert schrieb, daß proportionale oder normale Preise eine wesentliche Voraussetzung für das ökonomische Gleichgewicht seien.

[9] Ein Vorfahr des großen utopischen Sozialisten.

Welche Preise sollten das sein? Es sollten vor allem Preise sein, die im Durchschnitt in jedem Zweig die Deckung der Produktionskosten und einen bestimmten Gewinn, ein bestimmtes Reineinkommen gewährleisten. Außerdem sollten es Preise sein, bei denen die Waren reibungslos verkauft werden und eine stabile Nachfrage aufrechterhalten wird. Schließlich sollte das Geld bei diesen Preisen „seinen Platz kennen", den Zahlungsverkehr vermitteln und keine tyrannische Macht über die Menschen gewinnen.

Die Erkenntnis, daß das Gesetz der Preise, also eigentlich das Wertgesetz, Ausdruck der Proportionalität der Volkswirtschaft sei, war ein völlig neuer und kühner Gedanke. Auch andere theoretische Erwägungen Boisguilleberts gehen davon aus. Bei der schon erwähnten Interpretation der Preise stellte er natürlich die Frage: Wie lassen sich in der Wirtschaft „optimale Preise" herstellen? Boisguillebert meinte, daß sich eine solche Preisstruktur bei freier Konkurrenz von selbst herausbilde.

In der Festlegung von Höchstpreisen für Getreide sah er den gröbsten Verstoß gegen die freie Konkurrenz. Boisguillebert glaubte, daß mit der Aufhebung der Höchstpreise die Marktpreise für Getreide steigen und sich so die Einnahmen der Bauern und ihre Nachfrage nach Erzeugnissen der Industrie erhöhen würden. So würde wiederum die Produktion dieser Erzeugnisse steigen usw. Diese Kettenreaktion würde zugleich auch die allgemeine Entstehung von „proportionalen Preisen" und das Aufblühen der Wirtschaft mit sich bringen.

Noch immer streiten sich die Gelehrten darüber, wer den berühmt [103] gewordenen Ausspruch „Laissez faire, laissez passer"[10] geprägt hat, der später zur Losung für die Freiheit des Handels und die Nichteinmischung des Staates in die Wirtschaft und damit zum Grundsatz der klassischen Schule in der politischen Ökonomie geworden ist. Man schreibt ihn ganz oder teilweise bald François Legendre, einem Großkaufmann aus der Zeit Ludwig XIV., bald der Marquise d'Argenson (in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts), bald dem Handelspräfekten Vincent de Gournay, einem Freund Turgots, zu. Aber wenn dieser Ausspruch schon nicht von Boisguillebert stammt, dann hat dieser doch den darin enthaltenen Gedanken sehr deutlich ausgedrückt, als er schrieb: „Man braucht nur der Natur freien Lauf zu lassen ..."

Marx schrieb, daß sich der Begriff laissez faire, laissez passer bei Boisguillebert noch nicht durch jenen Individualismus des kapitalistischen Unternehmers auszeichnet, den man ihm später verliehen hat.

„Bei ihm, wie später bei den Physiokraten, hat diese Lehre noch etwas *Menschliches* und *Bedeutendes*. *Menschliches* im Gegensatz zu der Wirtschaft des alten Staats, der seine Kasse durch die unnatürlichsten Mittel zu bereichern suchte. *Bedeutendes* als erster Versuch, das bürgerliche Leben zu emanzipieren. Es mußte aber emanzipiert werden, um zu zeigen, *was es ist*."[11]

Doch war Boisguillebert nicht dagegen, daß der Staat ökonomische Funktionen ausübe. Einem Realisten und Praktiker wie ihm wäre das ganz sinnlos erschienen. Er meinte, daß der Staat besonders mit einer vernünftigen Steuerpolitik Nachfrage und Verbrauch fördern könne. Boisguillebert verstand, daß Absatz und Produktion der Waren ins Stocken geraten müßten, wenn die Verbraucherausgaben stagnierten. Und das geschähe nicht, wenn die kleinen Bauern mehr verdienten und weniger Steuern leisten müßten, denn sie neigten dazu, ihre Einnahmen schnell auszugeben. Dagegen neigten die Reichen dazu, ihre Einnahmen zu sparen, so daß die Schwierigkeiten im Absatz der Erzeugnisse zunähmen.

Diese Ansicht Boisguilleberts spielt für die Entwicklung des ökonomischen Denkens in den folgenden Jahrhunderten eine bedeutende Rolle. Geschichtlich betrachtet, bildeten sich in der bürgerlichen politischen Ökonomie zur Frage nach den Hauptfaktoren des Wachstums von Produktion und Reichtum in der kapitalistischen Gesellschaft zwei [105] Grundpositionen heraus. Die erste Position lief

[10] Frei übersetzt läßt sich diese Redewendung ungefähr so interpretieren: „Laßt die Menschen ihren Geschäften nachgehen und gebt den Geschäften freien Lauf". Der deutsche Gelehrte August Oncken hat Ende des 19. Jahrhunderts die Vermutung geäußert, daß sich die erste Hälfte dieser Redewendung auf die Freiheit der Produktion und die zweite auf die Freiheit des Handels beziehe.

[11] Aus den Exzerptheften von Marx, in: Marx/Engels, Gesamtausgabe, Erste Abteilung, Band 3, Berlin 1932, S. 575.

darauf hinaus, daß das Produktionswachstum ausschließlich von der Höhe der Akkumulation (das heißt der Ersparnisse und Investitionen) bestimmt werde. Die zahlungsfähige Nachfrage ergebe sich gewissermaßen „von selbst“. Diese Konzeption mußte später ganz logisch dazu führen, daß man die Möglichkeit von allgemeinen Überproduktionskrisen leugnete. Die andere Position sah in der Verbrauchernachfrage den Faktor, der hohes Wachstumstempo der Produktion aufrechterhalten konnte. Ihr Vorläufer war in gewissem Sinne Boisguillebert gewesen. Diese Interpretation mußte gesetzmäßig zum Problem der Wirtschaftskrisen führen.

Allerdings hat Boisguillebert die „Krisen“ (oder richtiger, die Erscheinungen, die den erst in einem späteren Stadium des Kapitalismus aufkommenden Krisen ähnelten) weniger aus den inneren Gesetzmäßigkeiten der Wirtschaft als aus einer schlechten Staatspolitik abgeleitet. Man kann ihn auch so verstehen, daß sich bei einer guten Politik mangelnde Nachfrage und Krisen vermeiden lassen.[12] Wie dem auch sei, jedenfalls hat Boisguillebert in seinem Hauptwerk „Eine Untersuchung über die Natur des Reichtums, des Geldes und der Abgaben“ recht deutlich und bildhaft dargestellt, was in einer Wirtschaftskrise geschieht. Menschen sterben nicht nur am Mangel, sondern auch am Überfluß! Man stelle sich zehn oder zwölf Menschen vor, schrieb er, die durch Ketten daran gehindert werden zusammenzukommen. Der eine hat viel Speise, aber weiter nichts; ein anderer Überfluß an Kleidern, ein dritter viel Getränke usw. Aber sie können nicht miteinander tauschen; denn die Ketten sind äußere, den Menschen unbegreifliche ökonomische Kräfte, die Krisen hervorrufen. Dieses Bild vom Untergang im Überfluß ruft Bilder vom 20. Jahrhundert wach: Milch wird ins Meer geschüttet, Mais in den Kesselanlagen von Dampfschiffen verheizt – und das alles inmitten von Arbeitslosigkeit, Not und Elend.

Ebenso wie in der Theorie unterscheidet sich Boisguilleberts Position auch in der Politik von den Auffassungen der Merkantilisten und ist [106] in vieler Hinsicht gegen sie gerichtet. Er suchte die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten nicht in der Zirkulationssphäre, sondern in der Produktion, wobei er die Landwirtschaft für die eigentliche Grundlage der Wirtschaft hielt. Boisguillebert sah den Reichtum des Landes nicht im Geld und bemühte sich, dem Geld den Nimbus zu nehmen, indem er ihm den wirklichen Reichtum in Warengestalt entgegenhielt. Schließlich bedeutete Boisguilleberts Eintreten für wirtschaftliche Freiheiten auch, daß er mit dem Merkantilismus gebrochen hatte.

Boisguillebert und die französische politische Ökonomie

Besonders anziehend werden Boisguilleberts Auffassungen durch ihren Humanismus. Aber seine „Bauernliebe“ hatte in seiner ökonomischen Theorie auch eine Kehrseite. In vielem blickte er nicht voraus, sondern zurück, indem er die Bedeutung von Industrie und Handel unterschätzte und die Bauernwirtschaft idealisierte. Das hat auch seine Ansichten zu ökonomischen Grundfragen beeinflußt.

Die Ursachen für Boisguilleberts Einstellung, die ihn stark von Petty unterschied, sind in den historischen Besonderheiten zu suchen, unter denen sich der französische Kapitalismus entwickelt hat. Frankreichs Industrie- und Handelsbourgeoisie war ungleich schwächer als die englische, und die kapitalistischen Verhältnisse entwickelten sich langsamer. In England hatten sie sich bereits in der Landwirtschaft durchgesetzt. Arbeitsteilung, Konkurrenz, die Mobilität des Kapitals und der Arbeitskräfte waren in Englands Wirtschaft weit stärker fortgeschritten. Hier entwickelte sich die politische Ökonomie als rein bürgerliches System von Anschauungen, während sie in Frankreich weitgehend kleinbürgerliche Züge trug.

[12] Die Lückenhaftigkeit und Widersprüchlichkeit von Boisguilleberts Auffassungen zu dieser Frage haben verschiedenen Historikern des ökonomischen Denkens Gelegenheit gegeben, die Rolle Boisguilleberts ganz anders auszulegen. Der französische Historiker Henry Denis schreibt, Boisguilleberts Konzeption laufe letztlich darauf hinaus, daß bei freier Konkurrenz Krisen unmöglich seien, und deshalb bereite sie das bekannte „Gesetz der Märkte“ vor, das Jean Baptiste Say zugeschrieben werde (wenn sie es nicht überhaupt schon enthalte). Nach diesem Gesetz könne es in einem auf freiem Produktenaustausch begründeten System niemals Überproduktion geben (vgl. Denis, H., Histoire de la pensée économique, Paris 1967, p. 151). Dagegen meint Schumpeter, daß Boisguillebert in mangelnder zahlungsfähiger Nachfrage und zu hohen Ersparnissen eine Gefahr für die Stabilität der kapitalistischen Wirtschaft und die Ursache von Krisen gesehen habe, so daß er ein Vorläufer der Kritiker des „Sayschen Gesetzes“, besonders von Keynes gewesen sei (vgl. Schumpeter, J. A., Geschichte der ökonomischen Analyse, Bd. 1. Göttingen 1965, S. 361–362).

Englands klassische politische Ökonomie, an deren Anfang Petty steht, stellte zwei wesentliche und miteinander zusammenhängende Fragen in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Analyse: Worin besteht die letztliche Grundlage der Preise der Waren? Woher kommt der Profit des Kapitalisten? Um diese Fragen beantworten zu können, mußte man die Natur des Wertes ergründen. Die Arbeitswerttheorie bildete die gesetzmäßige Grundlage für die Gedankenwelt der englischen Ökonomen. Indem sie diese Theorie entwickelten, näherten sie sich allmählich der Erkenntnis, daß zwischen der konkreten Arbeit, die die verschiedenen Gebrauchswerte schafft, und der abstrakten Arbeit, die keine qualitativen Merkmale, sondern nur eine Meßgröße, nämlich ihre Dauer, ihre Menge, besitzt, ein Unterschied besteht. Doch vor Marx hat diesen Unterschied niemand klargestellt und formuliert, aber diese Annäherung macht in gewisser Weise die Geschichte der englischen politischen Ökonomie von Petty bis Ricardo aus.

Das Wertgesetz ist der eigentliche Gegenstand ihrer Untersuchungen. Aber Marx schreibt hierzu, daß „das Gesetz des Wertes zu seiner völligen Entwicklung die Gesellschaft der großen industriellen Pro-[107]duktion und der freien Konkurrenz, d. h. die moderne bürgerliche Gesellschaft voraussetze“.[13] Diese Gesellschaft entwickelte sich in Frankreich sehr viel später als in England. So war es für Frankreichs Theoretiker schwierig, die Wirkung des Wertgesetzes zu verfolgen und zu erkennen.

Zwar löst Boisguillebert durch seine Konzeption von den „proportionalen Preisen“ „wenn nicht bewußt, so tatsächlich den Tauschwert der Ware in Arbeitszeit auf ...“[14], doch ist er vom Verstehen des Doppelcharakters der Arbeit noch weit entfernt und ignoriert deshalb überhaupt die Wertseite des Reichtums, in der sich ja die allgemeine abstrakte Arbeit verbirgt. Im Reichtum sieht er nur die stoffliche Seite und betrachtet ihn lediglich als die Masse nützlicher Güter, als Gebrauchswerte.

Besonders deutlich tritt diese Beschränktheit von Boisguilleberts Denkweise in seinen Auffassungen vom Geld zutage. Er versteht nicht, daß Ware und Geld in einer Gesellschaft, in der das Wertgesetz wirkt, eine untrennbare Einheit bilden. Denn eben im Geld, diesem absoluten Träger des Tauschwertes, findet die abstrakte Arbeit ihren vollendeten Ausdruck. Boisguillebert kämpft fanatisch gegen das Geld an und stellt ihm die Ware gegenüber, denn allein sie erkennt er als nützliches Gut an. Da das Geld selbst kein Verbrauchsgegenstand ist, sieht er in ihm etwas Fremdartiges, Künstliches. Das Geld nimmt eine widernatürliche tyrannische Macht an, und darin sieht er die Ursache der wirtschaftlichen Kalamitäten. Seine „Untersuchung über die Natur des Reichtums ...“ beginnt er mit wütenden Angriffen auf das Geld: „Die Verderbtheit der Herzen hat ... Gold und Silber ... zu Idolen gemacht. Man hat sie zu Gottheiten gemacht, denen man mehr Gut, Werte und selbst Menschen geopfert hat und noch opfert als das unwissende Altertum diesen Gottheiten, die seit Urzeiten der einzige Kult und die einzige Religion der meisten Völker sind, opferte.“[15]

Das utopische Streben, die kapitalistische Produktion von der Macht des Geldes zu befreien, ohne dabei ihre Grundlagen zu verändern, bezeichnete Marx als „nationales Erbübel“ der französischen politischen Ökonomie, das mit Boisguillebert beginnt und mit dem Sozialismus Proudhons aufhört.

Boisguillebert konnte den Klasseninhalt, das ausbeuterische Wesen der bürgerlichen Gesellschaft nicht erkennen, denn zu seiner Zeit war sie im Schoße der Feudalordnung gerade erst im Entstehen begriffen. Aber die ökonomische und soziale Ungleichheit, Unterdrückung und Gewalt griff er mit scharfen Worten an: Boisguillebert gehörte zu den ersten [108] Theoretikern, deren Werke den Untergang der „alten Ordnung“ vorbereiteten, der Revolution den Weg ebneten. Das hatten die Verteidiger der absoluten Monarchie schon im 18. Jahrhundert begriffen. Fast ein halbes Jahrhundert nach Boisguilleberts Tod schrieb einer von diesen Verteidigern, daß seine „scheußlichen Schriften“ Haß auf die Regierung erwecken, zu Raub und Aufruhr aufstacheln und besonders die junge Generation gefährden. Aber gerade das gehört zu den Gründen, die uns heute die Werke und die Persönlichkeit Boisguilleberts besonders wertvoll und interessant erscheinen lassen. [109]

[13] Marx, K., Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 46.
[14] Ebenda, S. 40.
[15] „Economistes financiers du XVIII-e siècle“, publ. par E. Daire, Paris 1843, p. 394–395. (franz.)

5. Kapitel: John Law – Abenteurer und Prophet

[110] Über Petty und Boisguillebert ist viel geschrieben worden. Aber es ist noch wenig, wenn man es mit der Literatur vergleicht, die sich mit John Law befaßt. Die erste Biographie des großen Schotten ist noch zu seinen Lebzeiten erschienen. Nachdem „Laws System“ in Frankreich geplatzt war, wurde über ihn in allen europäischen Sprachen geschrieben. Kein französischer Schriftsteller zu politischen Themen hat im 18. Jahrhundert John Law vergessen.

Als im 19. Jahrhundert die modernen Banken entstehen, das Kreditwesen und die Börsenspekulation riesige Ausmaße annehmen, erhebt sich eine neue Welle des Interesses am Schaffen und an den Ideen dieses leidenschaftlichen Apostels des Kredits. Man sieht ihn jetzt schon nicht mehr nur als genialen Abenteurer, sondern auch als großen Ökonomen. Im Jahre 1843 werden seine Werke in einem Band mit Boisguilleberts und Vaubans Schriften veröffentlicht. Andererseits ist Laws Leben so merkwürdig, daß man Romane über ihn schreibt. Goethe gibt im zweiten Teil des „Faust“ eine bösartige Satire über „Laws System“ mit dessen Bacchanal des Papiergeldes.

Das 20. Jahrhundert mit ständiger Inflation hebt eine neue Seite dieser erstaunlichen Persönlichkeit hervor. John Law hatte gehofft, durch viel Kredite und Papiergeld die Wirtschaft ständig am Blühen halten zu können. Der gleiche Gedanke liegt (natürlich in neuer Form) der Antikrisenpolitik des bürgerlichen Staates der Gegenwart zugrunde. Bürgerliche Theoretiker sehen eine geradezu mystische Verwandtschaft zwischen Law und Keynes: „Die Parallele zwischen John Law of Lauriston (1671–1729), dem Generalkontrolleur der Finanzen Frankreichs, ... und John Maynard Keynes ist so deutlich und umfaßt ein so weites Gebiet, wobei sie sogar einige Aspekte ihres persönlichen Lebens berührt, daß mancher Spiritualist in Keynes die Wiedergeburt Laws nach zwei Jahrhunderten erkennen könnte.“[1]

Aufschlußreich sind selbst die Titel einiger Bücher über Law, die in den letzten Jahren erschienen sind: „Der Vater der Inflation“, „Der Zauberer des Kredits“, „Das ungewöhnliche Leben des Bankiers Law“. Zugleich hat Law in den voluminösen Büchern zur Geschichte des ökonomischen Gedankengutes einen Ehrenplatz erhalten.

Gefährliche Karriere und kühne Ideen

Im Jahre 1717 weilte Peter I. in Paris. Er besuchte dort die ein Jahr zuvor eröffnete Allgemeine Bank und sprach mit deren Direktor, dem Schotten John Law, über die Prinzipien, auf denen die Bank beruhte. Zar Peter war offenbar von dem energischen und klugen Bankier beeindruckt. Rußland hatte bis dahin weder Banken noch Wertpapiere, noch Papiergeld. Doch wie alles, was der wirtschaftlichen Entwicklung [111] seines Landes dienlich sein konnte, zog auch dies die Aufmerksamkeit Peters auf sich. Und Law, der noch im Hochgefühl der ersten Erfolge schwebte und neue, gewaltige Unternehmungen vorbereitete, hat Peter zweifellos sein System in den schönsten und lebhaftesten Farben erläutert.

Im Jahre 1721, als der in Ungnade geratene und aus Frankreich ausgewiesene Law in Venedig lebte und sich auf die Reise nach London vorbereitete, um dort sein Glück zu versuchen, kam ein savoyischer Adliger zu ihm, der sich als Abgesandter der russischen Regierung vorstellte. Er händigte Law einen Brief aus, den ein Ratgeber Peters auf dessen Anweisung geschrieben hatte. Der Brief enthielt die Einladung, in russische Dienste zu treten, und ein Angebot über einen ansehnlichen Geldvorschuß. Doch alle Hoffnungen Laws lagen beim englischen Hof, der Rußland um so feindlicher gesinnt war, je mehr es an Stärke gewann (gerade erst hatte es als Sieger Frieden mit Schweden geschlossen). Law befürchtete deshalb, seine Chancen in London zu verlieren. Er wich der Antwort aus und reiste plötzlich aus Venedig ab.

John Law wurde 1671 in Edinburgh, Schottlands Hauptstadt, geboren. Sein Vater war Meister der Goldschmiedekunst, der den Gepflogenheiten jener Zeit folgend, auch Geld gegen Zinsen verlieh. Im Jahre 1683 kaufte er das kleine Gut Lauriston und erwarb so den Adelstitel. John Law verfügte über

[1] Zweig, F., Economic Ideas. A Study in Historical Perspectives, New York 1950, p. 87 (engl.)

Geld, ein ansehnliches Äußeres und gute Manieren. So begann er schon sehr früh das Leben eines Spielers und Lebemanns. Als Law zwanzig Jahre alt und, nach den Worten eines seiner Bekannten, „schon mit allen Arten von Ausschweifungen vertraut war“, empfand er Edinburgh als zu steif und übersiedelte nach London. Obgleich Schottland und England einen gemeinsamen König hatten, war Schottland doch in jeder anderen Hinsicht noch ein unabhängiger Staat mit eigenen Gesetzen und einem eigenen Geldsystem.

In London kannte man den jungen Schotten bald unter dem Spitznamen Beau Law (der schöne Law). Im April 1694 tötete er einen Mann im Duell. Das Gericht qualifizierte das Duell als Mord und verurteilte Beau Law zum Tode. Dank der Fürsprache bestimmter einflußreicher Kreise begnadigte König Wilhelm III. den Schotten, aber die Familie des Getöteten begann einen neuen Prozeß. Law wartete den Ausgang dieses Prozesses nicht ab. Mit Hilfe von Freunden entfloh er aus dem Gefängnis, wobei er sich nach einem Sprung aus dreißig Fuß Höhe ein Bein verrenkte. Er kannte nur noch einen Weg: die Grenze. Dann tauchte er in Holland auf.

Während der drei Jahre, die Law in London verbrachte, hatte er nicht nur mit Zechgenossen und Frauen Umgang. Da er über eine ausgezeichnete, praxisverbundene Bildung sowie Fähigkeiten im Rechnen und in den verschiedensten Geldangelegenheiten verfügte, war er mit

111 verschiedenen Finanziers, von denen es in London nach der Revolution

[112]

John Law

[113] 1688–1689 wimmelte, eng bekannt. Einige Jahre später fand ein großes Ereignis in der Geschichte des englischen Kapitalismus statt: Die Bank von England wurde gegründet.

Law war ein Romantiker des Bankwesens. Heute mag die Verbindung von Bank und Romantik recht seltsam klingen. Aber zur damaligen Zeit, als die Entwicklung des kapitalistischen Kredits gerade erst begann, meinten viele, daß seine Möglichkeiten unbegrenzt und wahrhaft wunderbar seien. Law hat deshalb in seinen Werken die Gründung der Banken und die Entwicklung des Kredits oft mit der „Entdeckung Indiens“, das heißt mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien und Amerika verglichen, von wo Europa Edelmetalle und seltene Waren erhielt. Er hat während seines ganzen Lebens fest daran geglaubt, daß er mit seiner Bank mehr verrichten könne, als Vasco da Gama, Kolumbus und Pizarro erreicht hatten. In John Law fand die zu jener Zeit noch nicht erprobte Macht des Kredits ihren größten Verehrer, Poeten und Propheten.

In England hatte es begonnen, und in Holland, wo Law die im damaligen Europa solideste und größte Bank, die Bank von Amsterdam, aufmerksam studierte, ging es weiter. Im Jahre 1699 taucht Law in Paris auf. Von dort geht er nach Italien, zusammen mit Catherine Seignieur, einer verheirateten

jungen Engländerin. Von nun an begleitet sie ihn auf all seinen Reisen. Ganz von dem Gedanken beherrscht, eine Bank neuen Typs zu gründen, läßt sich Law mit Catherine und seinem ein Jahr alten Sohn in Schottland nieder, um hier seine Idee ausführen zu können.

Schottland ist von wirtschaftlichen Schwierigkeiten bedrängt. Der Handel stagniert, in den Städten herrscht Arbeitslosigkeit, und jeder Unternehmergeist liegt danieder. Um so besser! Law beschreibt sein Projekt, wie diese Schwierigkeiten bewältigt werden können, in einem kleinen Buch, das 1705 in Edinburgh unter dem Titel „Geld und Handel in Verbindung mit einem Vorschlag betrachtet, der die Nation mit Geld versorgt“ erscheint.

Law ist kein Theoretiker im weiteren Sinne gewesen. Sein ökonomisches Interesse ging kaum über das Geld- und Kreditproblem hinaus. Aber indem er sich leidenschaftlich für sein Projekt einsetzte, äußerte er zu diesem Problem Gedanken, die später eine große und sehr widersprüchliche Rolle in der ökonomischen Wissenschaft spielen sollten. Natürlich sind die ökonomischen Auffassungen Laws im Zusammenhang mit seiner praktischen Tätigkeit zu sehen, deren Auswirkungen gewaltig waren. Aber sowohl in dieser Tätigkeit als auch in seinen folgenden Werken hat er nur die Grundideen, die in seinem Edinburgher Büchlein dargelegt sind, verwirklicht und weiterentwickelt.

„Er war ein Mensch des Systems“, hat der Herzog de Saint-Simon, der uns interessante Zeugnisse über Law hinterließ, mehrmals wiederholt.

[114] Nachdem Law zu den Grundthesen seines Systems gekommen war, hat er es mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit und Konsequenz verfochten und verwirklicht.

Law behauptete, daß der Schlüssel zum wirtschaftlichen Gedeihen ein Geldüberfluß im Lande sei. Das bedeutete nicht, daß er den Reichtum nur im Geld sah. Er hatte sehr wohl begriffen, daß den wirklichen Reichtum die Waren, die Betriebe und der Handel darstellten. Aber Geldüberfluß, meinte er, sichert die volle Verwertung des Bodens, der Arbeitskräfte und des Unternehmergeistes.

So schrieb er: „Der Binnenhandel bedeutet Beschäftigung und Warenaustausch ... Der Binnenhandel hängt vom Geld ab. Eine größere Menge Geld gibt mehr Menschen Beschäftigung als eine geringere Menge ... Gute Gesetze können die Geldzirkulation zu der Vollkommenheit bringen, zu der sie fähig ist, und das Geld in die Zweige lenken, die dem Land die größten Vorteile bringen; aber kein Gesetz ... kann den Menschen Arbeit geben, wenn nicht eine Geldmenge im Umlauf ist, mit der mehr Menschen entlohnt werden können.“[2]

Law unterscheidet sich deutlich von den alten Merkantilisten: Obgleich auch er die Triebfeder der wirtschaftlichen Entwicklung in der Zirkulationssphäre sucht, singt er nicht das Loblied des Metallgeldes, sondern will ihm auf jede Weise seinen Nimbus nehmen. Zweihundert Jahre später nennt Keynes das Goldgeld ein „barbarisches Überbleibsel“, das gleiche hätte auch Law gesagt haben können. Nicht Metallgeld, sondern Kreditgeld, das von der Bank entsprechend dem Bedarf der Wirtschaft herausgegeben wird, also Papiergeld, wird gebraucht. „Die Ausnutzung der Banken ist die beste von allen bisherigen Methoden zur Vergrößerung der Geldmenge.“[3]

Laws System wird noch von zwei weiteren Prinzipien gekrönt, deren Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Erstens sah er für die Banken eine Politik der Kreditexpansion vor, bei der wesentlich mehr Kredite vergeben werden als die Bank Bestände an Metallgeld hat. Zweitens forderte er, daß die Bank staatlich sein und die Wirtschaftspolitik des Staates betreiben sollte.

Wir müssen dies etwas erklären, um so mehr, als diese Probleme – wenngleich unter anderen Bedingungen und in anderen Formen – auch heute noch stehen. Man stelle sich vor, die Besitzer einer Bank haben ein Grundkapital von 1 Million Pfund Sterling in Gold beigebracht. Außerdem haben sie noch Einlagen in Höhe von 1 Million Pfund angenommen. Die Bank druckt für 1 Million Banknoten und reicht mit ihnen Darlehen (Kredite) aus. Für jeden, der nur ganz simple Kenntnisse von Buchhaltung hat, ist klar, daß die Bilanz dieser Bank so aussehen muß: [115]

[2] Law, J., Œuvres complètes, publ. par P. Harsin, t. 1, Paris 1934, p. 14–16 (franz.).
[3] Law, J., ebenda, p. 46.

Aktiv		*Passiv*	
Gold	2 Mill.	Eigenkapital	1 Mill.
Darlehen	1 Mill.	Einlagen	1 Mill.
		Banknoten	1 Mill.
	3 Mill.		3 Mill.

Natürlich ist eine solche Bank absolut vertrauenswürdig, weil ihr Goldfonds die Einlagen und Banknoten, die jederzeit zur Einlösung vorgelegt werden können, völlig deckt. Aber, so fragt Law nicht ohne Grund, kann eine solche Bank großen Nutzen bieten? Natürlich bringt sie einen gewissen Nutzen: Sie erleichtert den Zahlungsverkehr und bewahrt das Gold vor Verlust und Abnutzung. Doch wäre der Nutzen ungleich größer, wenn die Bank für, sagen wir, 10 Millionen Banknoten ausgäbe und damit die Wirtschaft versorgte. Dann würden wir folgendes Bild erhalten:

Aktiv		*Passiv*	
Gold	2 Mill.	Eigenkapital	1 Mill.
Darlehen	10 Mill.	Einlagen	1 Mill.
		Banknoten	10 Mill.
	12 Mill.		12 Mill.

Eine solche Bank würde ein gewisses Risiko auf sich nehmen: Was würde zum Beispiel geschehen, wenn die Inhaber der Banknoten drei Millionen davon einlösen wollten? Die Bank würde platzen oder, wie man zu Laws Zeiten sagte und auch heute noch sagt, sie würde die Zahlungen einstellen. Aber Law glaubte, daß dies ein gerechtfertigtes und notwendiges Risiko wäre. Mehr noch: Er meinte, daß es kein übermäßiges Unglück wäre, wenn eine Bank für gewisse Zeit die Zahlungen einstellen müßte.

In unserem Beispiel beträgt der Goldvorrat der Bank nur 20 Prozent der ausgegebenen Banknoten. Noch weniger wird es, wenn wir zu den Banknoten die Einlagen hinzunehmen. Hier haben wir es mit dem sogenannten Prinzip der Teilreserve zu tun, das dem gesamten Bankwesen zugrunde liegt. Durch dieses Prinzip sind die Banken in der Lage, ihre Kredite auszudehnen und die Zirkulation aufzufüllen. Der Kredit [116] spielt in der Entwicklung der kapitalistischen Produktion eine bedeutende Rolle, und Law gehörte zu den ersten, die das erkannten. Aber dieses Prinzip enthält auch eine Gefahr für das Banksystem. Die Banken neigen dazu, „zu weit zu gehen“, des Profits wegen ihre Kredite zu sehr aufzublähen. Hieraus entsteht dann die Möglichkeit des Bankrotts, der für die Wirtschaft sehr folgenschwer sein kann.

Eine andere Gefahr oder besser, ein anderer Aspekt dieser Gefahr besteht im Mißbrauch dieser Möglichkeiten der Bank durch den Staat. Was geschähe, wenn die Bank die Ausgabe ihrer Banknoten nicht zur Befriedigung der wirklichen Bedürfnisse der Wirtschaft erhöhen muß sondern, um ein Defizit im Staatshaushalt zu decken? Das Wort „Inflation“ war noch nicht erfunden, aber gerade sie drohte sowohl Laws Bank als auch dem Land, wo sie gewirkt hätte.

Law sah zwar die Vorteile des Kredits, aber die Gefahren sah er nicht oder wollte sie nicht sehen. Darin lag auch die schwächste Stelle seines Systems, was die Praxis betraf, und an ihr ist es schließlich auch gescheitert. Der theoretische Mangel von Laws Ansichten bestand darin, daß er Kredit und Geld mit Kapital identifizierte. Er glaubte, daß die Bank nur ihre Darlehen und Geldauflagen erweitern brauchte, um Kapital zu schaffen und so Wohlstand und Beschäftigung zu bieten. Aber kein Kredit kann Arbeit und Material ersetzen, die nun einmal für die Erweiterung der Produktion notwendig sind.

Die Kreditoperationen, die Law in seinem ersten Buch beschrieben und 10–15 Jahre später in großem Ausmaß in die Praxis umgesetzt hat, waren nichts weniger als abenteuerlich. Marx zählte John Law zu den „Hauptverkündern des Kredits“, vermerkte aber zugleich sarkastisch den diesen Persönlichkeiten eigenen „angenehmen Mischcharakter von Schwindler und Prophet ...“[4]

[4] Marx, K., Das Kapital, Dritter Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 25, Berlin 1964, S. 457.

Die Eroberung von Paris

Das schottische Parlament lehnte das Projekt einer Bankgründung ab. Die Regierung hatte Laws Gnadengesuch wegen des vor zehn Jahren begangenen Verbrechens zweimal zurückgewiesen. Da die Union (Vereinigung) Englands mit Schottland vorbereitet wurde, sah er sich erneut gezwungen, auf dem Kontinent Zuflucht zu suchen. Die folgenden zehn Jahre führt Law das Leben eines beinahe professionellen Spielers. Bald allein, bald mit seiner Familie lebt er in Holland und Italien, in Flandern und Frankreich. Überall spielt er und spekuliert mit Wertpapieren, Wertsachen und Gemälden alter Meister. Montesquieu legt in seinen „Persischen Briefen“ (1721) einem durch Europa reisenden Perser folgende ironische Bemerkung in den Mund: „Das Spiel ist in Europa die große Mode: Spieler ist eine Art [117] gesellschaftlicher Stellung. Dieser Ruf ersetzt den Adel der Herkunft, Stellung, Ehrbarkeit, und jeden, der ihn genießt, erhebt er in den Rang eines geachteten Mannes.“

Auf diese Weise hat sich auch Law eine gesellschaftliche Stellung und ein Vermögen geschaffen. Sein Spielertalent wurde zur Legende. Kaltblütigkeit, Berechnung, ein ungewöhnliches Gedächtnis und schließlich auch Glück brachten ihm hohe Gewinne ein. Als Law den Entschluß faßte, sich endgültig in Paris niederzulassen, hatte er ein Vermögen von 1.600.000 Livre. Aber nicht nur des Spiels und der Spekulation wegen zog es ihn nach Paris. Je mehr die Finanzkrise ihrem Höhepunkt zustrebte, spürte er, daß man hier sein Projekt schließlich aufgreifen würde. Die Staatskasse war leer, die Staatsschulden waren ins riesenhafte gestiegen, das Kreditwesen lag danieder, und in der Wirtschaft herrschten Verfall und Stagnation. Law bot an, all dies durch die Gründung einer Bank mit dem Recht der Emission von Banknoten aus der Welt zu schaffen.

Als im September 1715 Ludwig XIV. starb, war seine Stunde gekommen. Law hatte seine Idee schon mehrere Jahre lang Stück für Stück einem Mann eingeimpft, der Chancen hatte, für den minderjährigen Thronfolger die Regentschaft zu übernehmen: dem Herzog Philipp von Orléans, einem Neffen des alten Königs. Philipp faßte Zutrauen zu dem Schotten. Als er die anderen Bewerber für die Regentschaft verdrängt und die Macht übernommen hatte, rief er sofort Law zu sich.

Noch über ein halbes Jahr mußte vergehen, ehe der Widerstand der aristokratischen Ratgeber des Regenten und des Parlaments in Paris, die vor radikalen Maßnahmen zurückschreckten und dem Ausländer nicht trauten, überwunden war. Law mußte seine Idee von einer Staatsbank aufgeben und sich mit einer privaten Aktionärsbank einverstanden erklären. Übrigens war das nur ein Umgehungsmanöver: Von Anfang an war die Bank eng mit dem Staat liiert. Nachdem die Allgemeine Bank im Jahre 1716 gegründet worden war, hatte sie in den ersten zwei Jahren riesige Erfolge. Law war ein sehr tüchtiger Verwalter, ein geschickter Geschäftsmann, Politiker und Diplomat, und mit Unterstützung des Regenten beherrschte er das gesamte Geld- und Kreditsystem des Landes kühn und in überzeugender Manier. Die Banknoten der Allgemeinen Bank, deren Auflage Law in dieser Zeit mit Erfolg regelte, setzten sich durch und wurden häufig mit einem Prämienaufschlag sogar statt Münzen angenommen. Im Vergleich zu den Pariser Wucherern lag der Kreditzins der Bank niedrig, und man lenkte die Kredite bewußt in Industrie und Handel. In der Volkswirtschaft zeichnete sich eine gewisse Belebung ab. [118]

Der große Krach

Law war nicht Patriot eines Landes, er war Patriot seiner Idee. Er hatte diese Idee zunächst Schottland und England, dann dem Herzog von Savoyen und der Republik Genua angeboten und keinen Erfolg damit gehabt. Als Frankreich sie schließlich angenommen hatte, fühlte er sich ganz als Franzose. Er nahm sogleich die französische Staatsbürgerschaft an und trat später, als es für den Erfolg seines Systems notwendig schien, zum Katholizismus über.

Ohne Zweifel hat Law tatsächlich an seine Idee geglaubt und sich ihrer Verwirklichung in Frankreich nicht nur mit seinem Geld, sondern mit ganzem Herzen gewidmet. Er war kein gewöhnlicher Gauner, der danach trachtete, soviel wie möglich zusammenzustehlen, um sich dann vor den Bestohlenen zu verbergen. Später hat er in seinen „Memoranden zur Rechtfertigung“ mehrmals wiederholt, daß er nicht sein ganzes Vermögen nach Frankreich gebracht und jedenfalls etwas außer Landes geschafft

hätte, solange er noch an der Macht war, wenn er derartige Pläne gehegt hätte. Wir können Saint-Simon glauben, wenn er über Law schreibt: „In seinem Charakter lag weder Habgier noch Betrug." Zum Schurken hat ihn erst die unerbittliche Logik seines Systems gemacht.

In einem Brief Laws an den Regenten, den er im Dezember 1715 geschrieben hat und in dem er noch einmal seine Idee erläutert, gibt es eine recht rätselhafte Stelle, die geradezu an Mystifikation grenzt: „Aber die Bank ist nicht die einzige und nicht die größte meiner Ideen, ich schaffe eine Institution, die Europa durch Veränderungen in Erstaunen versetzen wird, die sie zugunsten Frankreichs bewirkt. Diese Veränderungen werden bedeutender sein als jene Wandlungen, die sich aus der Entdeckung Indiens oder der Einführung des Kredits ergeben haben. Seine Königliche Hoheit können das Königreich aus jenem traurigen Zustand befreien, in den es geraten ist, es mächtiger als je zuvor machen, Ordnung in die Finanzen bringen, Landwirtschaft, Industrie und Handel beleben, unterstützen und entwickeln."[5]

Weltverbesserer haben den Herrschern schon immer goldene Berge versprochen, aber hier verspricht ein Alchimist der Ökonomie so etwas wie den Stein der Weisen. Zwei Jahre später sollte sich herausstellen, was sich hinter diesen nebelhaften Vorstellungen verbarg. Ende des Jahres 1717 begründete Law sein zweites gigantisches Unternehmen – die Indische Handelsgesellschaft (Compagnie des Indes). Weil sie ursprünglich zur Erschließung des seinerzeit Frankreich gehörenden Mississippibeckens gegründet worden war, nannte man sie damals meist Mississippi-Gesellschaft.

Rein oberflächlich betrachtet, stellte sie kaum etwas Neues dar: In England stand schon seit über einem Jahrhundert die Ostindische [119] Handelsgesellschaft in hoher Blüte, und eine ähnliche Gesellschaft gab es auch in Holland. Aber Laws Handelsgesellschaft war etwas anderes. Sie war keine Vereinigung einer kleinen Gruppe von Kaufleuten, die ihre Gründeranteile beigebracht hatten. Die Aktien der Mississippi-Gesellschaft waren zum Verkauf an einen sehr großen Kreis von Kapitalisten bestimmt und sollten auf der Börse rege gehandelt werden. Die Gesellschaft war eng mit dem Staat verbunden, und das nicht nur in dem Sinne, daß sie von ihm sehr weitreichende Privilegien und das Monopol auf allen Gebieten erhalten hatte. Im Geschäftsvorstand saß neben dem unerschütterlichen Schotten auch Philipp von Orléans, Frankreichs Regent. Die Gesellschaft war mit der Allgemeinen Bank liiert, die Anfang des Jahres 1719 an den Staat überging und von da an Königliche Bank hieß. Die Bank reichte den Kapitalisten Geld zum Kauf von Aktien der Gesellschaft aus und führte ihre Finanzgeschäfte. Alle Fäden in der Leitung beider Institutionen liefen bei Law zusammen.

Die zweite „große Idee" Laws war somit die Idee der Zentralisation, der Assoziierung der Kapitalien. Und auch hier erwies sich der Schotte als ein Prophet, der seiner Zeit hundert, ja hundertfünfzig Jahre voraus war. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts sollte in Westeuropa und Amerika das stürmische Wachstum der Aktiengesellschaften einsetzen. Heute haben sie in den kapitalistischen Ländern fast die gesamte Volkswirtschaft und besonders die Großindustrie erfaßt. Großbetriebe übersteigen die Kraft eines und selbst mehrerer Kapitalisten, so reich sie auch sein mögen. Sie verlangen den Zusammenschluß der Kapitalien vieler Besitzer. Natürlich geben Kleinaktionäre nur ihr Geld, irgendwelchen Einfluß auf den Gang der Dinge haben sie nicht. In Wirklichkeit regiert nur die Oberschicht, die in der Mississippi-Gesellschaft von Law und einigen seiner Mitstreiter vertreten wurde. Marx schreibt über die positive Rolle der Aktiengesellschaften: „Die Welt wäre noch ohne Eisenbahnen, hätte sie solange warten müssen, bis die Akkumulation einige Einzelkapitale dahin gebracht hätte, dem Bau einer Eisenbahn gewachsen zu sein. Die Zentralisation dagegen hat dies, vermittelst der Aktiengesellschaften, im Handumdrehn fertiggebracht."[6]

Ein unvermeidlicher Begleiter des Aktienwesens ist die Agiotage und Spekulation im Aktienhandel. Laws System verlieh dieser Agiotage für die damalige Zeit unerhörte Ausmaße. Nachdem sich innerhalb eines Jahres die Gesellschaft konsolidiert hatte, ging Law zu entschlossenen Aktionen über, um den Kurs der Aktien zu erhöhen und ihren Absatz auszudehnen. Zunächst kaufte er „befristet" zweihundert 500-Livre-Aktien, für die er je Stück 250 Livre zahlte und sich verpflichtete, nach sechs

[5] Law, J., Œuvres complètes, publ. par P. Harsin, t. 2, Paris 1934, p. 266.
[6] Marx, K., Das Kapital, Erster Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 656.

Monaten für jede Aktie den Nennwert von 500 Livre zu zahlen, [120] soviel sie dann auch kosten möge. In diesem Geschäft, das vielen unsinnig erschien, lag kluge Berechnung, mit der er dann auch recht behalten sollte.

Nach einem halben Jahr lag der Preis der Aktien um das Mehrfache über dem Nennwert, und Law steckte einen riesigen Gewinn ein.

Aber das war nicht das Wichtigste: Die hunderttausend zusätzlichen Livre hatten jetzt für ihn keine besondere Bedeutung mehr. Sein Ziel bestand darin, die Aufmerksamkeit auf die Aktien zu lenken, Käufer zu interessieren. Zu dieser Zeit erweiterte er die Geschäfte der Gesellschaft mit viel Energie und in großem Ausmaß. So verband er realen Geschäftssinn mit geschickter Reklame und nahm dabei die ferne Zukunft schon vorweg.

Law begann, das Mississippibecken zu kolonisieren und gründete dort eine Stadt, die zu Ehren des Regenten den Namen New Orleans erhielt. Weil es nicht genügend freiwillige Übersiedler gab, begann die Regierung auf Ersuchen der Gesellschaft Diebe, Landstreicher und Prostituierte nach dort zu verbannen. Zugleich bewirkte Law, daß verlockende Nachrichten über das sagenhaft reiche Land, dessen Bewohner angeblich die Franzosen begeistert empfangen und Edelsteine sowie andere Reichtümer zum Tausch gegen wertlosen Tand anbieten, gedruckt und verbreitet wurden. Außerdem entsandte er Jesuiten, die die Indianer zum Katholizismus bekehren sollten.

Laws Gesellschaft schluckte mehrere französische Kolonialgesellschaften, die bis dahin ein kümmerliches Dasein geführt hatten, und wurde zum allmächtigen Monopol. Dabei wurden in Laws Reden und unter der Feder seiner Mitstreiter einige Dutzend alte Schiffe, die Eigentum der Gesellschaft waren, zu mächtigen Flotten, die Silber und Seide, Gewürze und Tabak nach Frankreich brachten. In Frankreich selbst übernahm die Gesellschaft die Steuerpacht und – das sei der Gerechtigkeit halber hinzugefügt – führte dieses Geschäft wesentlich vernünftiger und wirksamer als ihre raubgierigen Vorgänger. Und überhaupt war all dies eine eigenartige Mischung von glänzender Organisation, kühnem Unternehmergeist, hemmungslosem Abenteurertum und direktem Betrug.

Obgleich die Gesellschaft recht bescheidene Dividenden ausschüttete, gingen seit dem Frühjahr 1719 ihre Aktienkurse in die Höhe wie ein Luftballon. Darauf hatte Law nur gewartet. Geschickt den Markt lenkend, begann er neue Aktien aufzulegen und sie zu immer höheren Preisen zu verkaufen. Die Nachfrage nach Aktien überstieg die Auflage, und wenn an den Türen der Gesellschaft Aufrufe zum Zeichen von Aktien erschienen, dann standen die Bewerber Tag und Nacht zu Tausenden davor. Und das alles, obgleich die Gesellschaft schon im September 1719 ihre Aktien von 500 Livre Nennwert zu 5.000 Livre verkaufte. Einflußreiche und vornehme Männer waren in diesen Schlangen nicht zu finden. Sie belagerten Law und seine Direktoren aus [121] nächster Nähe und durften Aktien zeichnen. Denn eine Aktie, die zu 5.000 Livre ausgegeben wurde, konnte man morgen schon zu 7.000 oder 8.000 Livre weiterverkaufen.

Die Mutter des Regenten Philipp, eine alte, giftige Dame, die in Briefen an ihre Verwandten in Deutschland diese eindrucksvolle Epoche festgehalten hat, schrieb: „Hinter Law ist man so sehr her, daß er Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommt. Eine Herzogin hat ihm öffentlich die Hände geküßt. Wenn schon eine Herzogin seine Hände küßt, welche Körperteile sind dann andere Frauen bereit zu küssen.“ In einem Brief vom 9. November 1719 berichtet sie: „Kürzlich waren ein paar Damen bei ihm, und er mußte mal hinaus. Sie hielten ihn zurück, und er mußte sagen, was los war, ‚Oh, das macht gar nichts‘, meinten sie, ‚das ist halb so schlimm, leeren Sie Ihre Blase ruhig hier, wir können dabei unser Gespräch fortsetzen!‘ Und sie blieben bei ihm.“

Noch seltsamere Dinge ereigneten sich in der Rue Quincampoix, wo sich die Börse befand. Hier brodelte die Menge vom Morgen bis zum Abend, man verkaufte und kaufte, fragte nach Preisen und rechnete. Die 500-Livre-Aktie stieg auf 10.000, dann auf 15.000 und schließlich auf 20.000 Livre. Riesige Vermögen entstanden; in diesen Tagen kam auch das heute so wohlbekannte Wort „Millionär“ auf. Die Orgie der Bereicherung verwischte alle Standesunterschiede, was sonst nirgends, nicht einmal in der Kirche möglich war. Die vornehme Dame drängte sich neben einen Kutscher, der

Herzog feilschte mit dem Lakaien, der Abbé leckte an den Fingern, um mit einem Krämer abzurechnen. Hier herrschte nur ein Gott, und dieser Gott war das Geld.

Gold und Silber nahm man nur ungern gegen Aktien in Kauf. Als der Boom seinen Höhepunkt erreicht hatte, kosteten zehn Aktien 14 oder 16 Zentner Silber! Fast alle Zahlungen wurden in Banknoten abgewickelt. Und dieser ganze papierne Reichtum war das Werk des Finanzzauberers John Law (so nannten ihn die Franzosen).

Im Winter 1719–1720 erreichten Laws Einfluß und Ruhm den Höhepunkt. Wenn er an der Börse auftauchte, rief die Menge: „Es lebe der König und Monseigneur Law!“ Man wählte ihn in die Akademie. Seine Vaterstadt Edinburgh trug ihm die Ehrenbürgerschaft an, und in der ihm übersandten Urkunde hieß es, er sei in der Welt so berühmt geworden, daß er nicht nur der Stadt, sondern der ganzen schottischen Nation zur Ehre gereiche. Law kaufte sich ein Landgut, das ihm das Recht auf den Titel eines Marquis gab.

Am 5. Januar 1720 wurde Law offiziell zum Generalkontrolleur der Finanzen ernannt. De facto hatte er die Finanzangelegenheiten des Landes schon lange verwaltet. Aber gerade zu dieser Zeit waren unter der Oberfläche seines Systems die ersten Erschütterungen zu spüren.

Wohin ging das viele Geld, das die Gesellschaft durch die Auflage von Aktien einnahm? Ein verschwindend kleiner Teil wurde in Schiffen und Waren angelegt, der Hauptteil aber in Staatsanleihen. Die Gesell-[122]schaft übernahm fast die gesamte Staatsschuld (etwa 2 Milliarden Livre), indem sie die Obligationen von ihren Inhabern aufkaufte. Das war eben jene Ordnung in den Finanzen, die Law versprochen hatte. Aber wie brachte man immer neue und neue Hunderte Millionen Livre Aktien unter? Das war nur möglich, weil Laws Bank zugleich immer neue Hunderte Millionen in Banknoten druckte und in Umlauf setzte.

Diese Ordnung konnte nicht lange währen. Law wollte das nicht sehen, aber seine zahlreichen Gegner und Neider und auch weiterblickende Spekulanten hatten es bereits erkannt. Natürlich beeilten sie sich, ihre Aktien und Banknoten loszuwerden. Law reagierte darauf mit der Stabilisierung des Aktienkurses und begrenzter Einwechselung von Banknoten gegen Metallgeld. Aber da man zur Stützung der Aktien Geld brauchte, druckte Law immer mehr davon. Die vielen Verordnungen, die er in diesen Monaten erlassen hat, tragen die Spuren seiner Verwirrung. Law war in die Enge getrieben, das System zerbröckelte ... Im Herbst 1720 zahlte man für die Banknoten, die zu inflationärem Papiergeld geworden waren, kaum noch ein Viertel ihres Nennwertes in Silber. Alle Warenpreise gingen steil in die Höhe. In Paris wurden die Lebensmittel knapp, die Unruhe im Volk nahm zu. Ab November galten die Banknoten nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel. Der Untergang des Systems hatte begonnen.

Law kämpfte noch immer verzweifelt. Im Juli konnte er sich gerade noch vor der wütenden Menge, die für das wertlose Papier vollwertiges Geld verlangte, am Hofe des Regenten in Sicherheit bringen. Allen fiel auf, wie abgemagert Law war, daß er sein übliches Selbstbewußtsein und seine Höflichkeit abgelegt hatte. Nervenkrisen befielen ihn.

In Paris gingen Couplets, Witze und Karikaturen um, in denen man Law und insgeheim auch den Regenten verspottete. Der Herzog von Bourbon, der, Gerüchten zufolge, 25 Millionen Livre durch Spekulationen mit Aktien erworben und sie rechtzeitig in Sachwerte angelegt hatte, versicherte Law, daß ihm jetzt keine Gefahr drohe: Die Pariser Bürger töten nicht den, über den sie Witze machen. Aber Law hatte allen Grund, anderer Meinung zu sein und so ließ er sich nur noch mit einer zuverlässigen Schutzgarde blicken, obgleich er seines Ministerpostens schon enthoben war. Das Parlament in Paris, das schon immer in Opposition zu Law gestanden hatte, forderte, ihn zu verurteilen und aufzuhängen. Die Vertrauten des Herzogs rieten, Law wenigstens in die Bastille zu stecken. Philipp begann einzusehen, daß es besser wäre, wenn er sich von seinem Liebling trennte, um die Gemüter irgendwie zu beschwichtigen. Sein letzter Gnadenerweis an Law war, daß er ihm erlaubte, Frankreich zu verlassen.

Mitte Dezember 1720 reist John Law mit seinem Sohn heimlich nach Brüssel, Frau, Tochter und Bruder in Paris zurücklassend. Sein gesamtes Vermögen hatte man bald konfisziert, um mit ihm die [123] Ansprüche der Gläubiger zu befriedigen. Als die Flucht Laws bekannt geworden war, gab es eine neue Welle von Spottliedchen. Jemand widmete ihm sogar eine „Grabschrift“:

Ein großer Schotte ruht unter dem Stein.
Die Finanzkunst bestimmte sein irdisches Sein,
Und mit dem System, das er erdacht,
Hat er ganz Frankreich zum Bettler gemacht.

Tod in Venedig

Wen hatte nun Law zum Bettler gemacht? Mit anderen Worten: Was bedeutete das System und sein Zusammenbruch vom sozialen Standpunkt? Der Streit darüber währt schon zweihundertfünfzig Jahre.

Im 18. Jahrhundert hatte man auf Law geschimpft. Aber darin lag mehr moralische Entrüstung als nüchterne Analyse. Mitte des vorigen Jahrhunderts haben Louis Blanc in seiner „Geschichte der Französischen Revolution" und andere Sozialisten vom Schlage Blancs Law „rehabilitiert" und ihn fast zum Vorläufer des Sozialismus gemacht. Louis Blanc meinte, daß Law das Gold und Silber deshalb attackiert habe, weil sie das Geld der Reichen seien, und er habe die Zirkulation mit Papiergeld, dem „Geld der Armen", anfüllen wollen. Mit seiner allumfassenden Bank und dem Handelsmonopol habe Law das sozialistische Prinzip der Assoziation gegen das bürgerliche Prinzip der erbarmungslosen Konkurrenz durchsetzen wollen. Louis Blanc stellte einige ökonomische Maßnahmen Laws als bewußte Politik hin, mit der Law das Leben des arbeitenden Volkes erleichtern wollte.

All das ist von der Wahrheit recht weit entfernt. Auch viele bürgerliche Historiker und Ökonomen haben Blanc kritisiert. Aber erst der Marxismus konnte die geschichtliche Bedeutung Laws, seiner Ideen und seines Wirkens richtig klären. In der Form, wie Law das Assoziationsprinzip praktizieren wollte, ist es ein rein bürgerliches Prinzip. Es war keineswegs gegen den Kapitalismus, sondern gegen den Feudalismus mit seiner starren Ständeordnung und seinem Mangel an sozialer Mobilität gerichtet. Law wollte alle Aktionäre seiner Gesellschaft und alle Klienten seiner Bank – Aristokrat und Bourgeois, Handwerker und Geschäftsmann – assoziieren und einander gleichstellen, aber er wollte sie *als Kapitalisten* assoziieren.

Law hat mit seinem System das vorbereitet, was der Kapitalismus später ganz verwirklichen sollte: „Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt.

Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckige Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band [124] zwischen Mensch und Mensch übriggelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung'."[7]

In diesem Sinne war Law eine progressive Persönlichkeit. Aber er war kein Beschützer der unterdrückten Klassen, nicht einmal im Sinne wie es Boisguillebert gewesen ist. Jene ehrliche Sympathie für das Volk, für die Bauernschaft, die den Rouener auszeichnet, finden wir in seinen Werken nicht. Und zu der Persönlichkeit eines Abenteurers, Spielers und Spekulanten hätte das auch nicht gepaßt. Law war der Sprecher der großen Finanzbourgeoisie. In ihrem Unternehmergeist lagen seine Hoffnungen. Das hat der Schotte auch mit seiner Politik bestätigt. Als er im Frühjahr 1720 vor dem Dilemma stand, ob er die Banknoten, die unter dem ganzen Volk verbreitet waren, oder die Aktien, die im Besitz der Kapitalisten waren, stützen sollte, wählte er das letztere.

Das System und sein Bankrott bewirkten eine erhebliche Umverteilung des Reichtums und der Einkommen. Es untergrub die Lage des Adels, der Landgüter und Villen verkauft hatte, um sich an der Spekulation zu beteiligen, noch mehr. Die Ereignisse während der Regentschaft schwächten die Positionen der Monarchie und der Aristokratie.

Andererseits hatte Laws Finanzmagie die Stadtarmut hart getroffen, die unter der Teuerung schwer leiden mußte. Als das Papiergeld für ungesetzlich erklärt worden war, zeigte sich, daß ein sehr bedeutender Teil davon in kleinen Beträgen bei den Handwerkern, Händlern, Dienstboten und selbst bei den Bauern lag, deren Ersparnisse sie bildeten.

[7] Marx, K., Engels, F., Manifest der Kommunistischen Partei, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 4, Berlin 1964, S. 464.

Ein bedeutendes Ergebnis von Laws System war die soziale Anerkennung der Emporkömmlinge, die ihren in wilden Spekulationen errafften Reichtum ganz oder wenigstens im wesentlichen retten konnten.

Nach seiner Flucht aus Paris hat Law noch acht Jahre gelebt. Er war arm geworden. Aber natürlich nicht so arm, daß er verhungert wäre, sondern nur so, wie ein Mensch, der nicht immer eine eigene Equipage besitzt und eine bescheidene Wohnung statt einer Villa mieten muß. Er war heimatlos geworden, aber er hatte ja schon sein ganzes bisheriges Leben als Verbannter und ruheloser Wanderer verbracht. Seine Lebensgefährtin (mit der er übrigens nicht verheiratet gewesen ist) und seine Tochter wiederzusehen, war ihm nicht mehr beschieden; denn ihn ließ man nicht mehr nach Frankreich, und sie durften nicht ausreisen.

Während der ersten Jahre gab er die Hoffnung nicht auf, daß er sich rechtfertigen und sein Werk fortsetzen könnte. Er überschüttete den Regenten mit Briefen, in denen er immer wieder alles zu erklären und zu begründen suchte. In diesen Briefen hat sich am Inhalt seiner [125] ökonomischen Ideen nichts geändert, er nahm sich nur vor, künftig vorsichtiger und geduldiger zu handeln.

Im Jahre 1723 starb Philipp von Orléans völlig unerwartet. Alle Hoffnungen Laws auf Wiedereinsetzung in seine Ämter und Rückgabe seines Vermögens, ja selbst auf eine bescheidene Pension, waren dahin. Die neuen Machthaber verboten, selbst seinen Namen zu erwähnen. Law lebte zu dieser Zeit in London. Die englische Regierung hielt ihn noch immer für einflußreich und geschickt genug, um ihn mit einem halb geheimen Auftrag nach Deutschland schicken zu können. Etwa ein Jahr lang hält er sich in Aachen und München auf.

Das war nur noch der Schatten des „großen“ Finanziers und allmächtigen Ministers. Er war redselig geworden und berichtete endlos über seine Taten, er verteidigte sich und schob seinen Gegnern die Schuld zu. An Zuhörern mangelte es nicht: Die Leute glaubten, daß der Schotte über ein Geheimnis verfüge, mit dem er Papier zu Gold machen könne. Viele meinten, daß er nicht so dumm gewesen sein könne, nicht einen Teil seines Reichtums außerhalb Frankreichs in Sicherheit zu bringen, und hofften auf ihren Vorteil. Die Abergläubischen hielten ihn für einen Zauberer.

Seine letzten Jahre hat Law in Venedig verbracht. Seine Muße vertrieb er mit Spiel (von dieser Leidenschaft hat ihn nur das Grab geheilt), mit Gesprächen mit den noch immer zahlreichen Gästen und mit der Arbeit an seiner umfangreichen „Geschichte der Finanzen in der Zeit der Regentschaft“. Law schrieb dieses Werk, um sich vor seinen Nachfolgern zu rechtfertigen. Aber erst zweihundert Jahre später wird es veröffentlicht. Im Jahre 1728 besuchte ihn der große Montesquieu, der auf einer Reise durch Europa war. Er fand einen etwas hinfälligen Law, der aber nach wie vor von seiner Schuldlosigkeit überzeugt und bereit war, seine Ideen zu verteidigen.

John Law starb im März 1729 an einer Lungenentzündung, fern von der Heimat, in Venedig.

Law und das 20. Jahrhundert

Zeitgenossen Laws glaubten, daß sich die ungeheuerlichen Exzesse des Lawschen Systems nie wiederholen könnten. Aber sie irrten. Laws System war keineswegs das Ende, sondern der Beginn, oder besser, der Vorbote eines Zeitalters. Laws Unternehmungen, die seinerzeit die Menschen verblüfft hatten, erscheinen uns heute wie ein Kinderspiel, wenn wir sie mit dem vergleichen, was der Kapitalismus im 19. und 20. Jahrhundert zustande gebracht hat.

Mitte des vorigen Jahrhunderts erlebten Laws Ideen, seine Allgemeine Bank und seine Mississippi-Gesellschaft im Unternehmen der Gebrüder Péreire, der Pariser Aktienbank Crédit Mobilier, gleichsam ihre Wiedergeburt. Napoleon III. spielte für diesen Riesen der Spekulation die gleiche Rolle des Schutzherrn und Nutznießers, die Philipp für Laws [126] Einrichtungen gespielt hatte. Auf die Frage, welcher Mittel sich diese Bank bediene, um ihre Operationen zu vergrößern und die ganze industrielle Entwicklung Frankreichs dem Spiel an der Börse zu unterwerfen, antwortet Marx: „Es sind dieselben Mittel, die Law angewandt hat.“[8]

[8] Marx, K., Der französische Crédit mobilier, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 12, Berlin 1961, S. 32.

Marx hat dann diese Ähnlichkeit noch näher erläutert.

Die Crédit Mobilier platzte kurz vor Ausbruch des Französisch-Preußischen Krieges, aber sie hat eine bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt; denn mit ihr begann ein neues Zeitalter im Bankwesen, das Zeitalter der Spekulationsbanken, die sich eng mit der Industrie und später auch mit dem Staat liierten. Aus der Entwicklung der großen Aktiengesellschaften, die in ganzen Industriezweigen die Herrschaft an sich rissen, aus den ins riesenhafte anwachsenden Banken und ihrer Verflechtung mit den Industriemonopolen bildete sich an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert das Finanzkapital heraus.

Aber das ist gewissermaßen eine Entwicklung „konstruktiver" Art. Und was heißt überhaupt Exzesse? Was ist schon Laws Mississippiabenteuer neben der Affäre einer Gruppe von Geschäftemachern, die von 800.000 Aktionären Geld für den Bau des Panamakanals nahmen und es veruntreuten? Das Wort „Panama" ist für betrügerische Manipulationen ebenso symbolisch geworden, wie es das Wort „Mississippi" zu Laws Zeiten gewesen ist.

Welchem Vergleich hält der Bankrott von Laws System mit dem Krach der New Yorker Börse im Jahre 1929 stand oder wie nimmt sich die Inflation eines Law neben der „Superinflation" des 20. Jahrhunderts aus, als die Geldentwertung (in Deutschland Anfang der zwanziger Jahre, in Griechenland in den vierziger Jahren) ins Millionen-, ja Milliardenfache ging? Und wenn wir die Länder aufzählen wollten, wo die bisherigen und derzeitigen Inflationen das Geld „nur" auf ein Zehntel oder Hundertstel seines Wertes abgewertet haben, so brauchten wir dazu wohl eine ganze Seite.

Auch Laws Persönlichkeit, die Persönlichkeit eines Finanziers mit großer Einbildungskraft, Schwung und Energie hat sich in der Geschichte mehrfach „wiederholt". Der Kapitalismus brauchte solche Menschen und brachte sie hervor. Es sind Menschen der Wirklichkeit, wie Isaac Péreire oder John Pierpont Morgan und es sind Romanfiguren, wie der Börsenmagnat Saccard in Zolas Roman „Geld", Dreisers Finanzier, Titan und Stoiker Cowperwood ...

Welche Rolle aber hat John Law in der Entwicklung der politischen Ökonomie zur Wissenschaft gespielt? Zunächst müssen wir feststellen, daß nicht nur oder sogar weniger Laws Theorie und seine Werke [127] bedeutungsvoll gewesen sind. Bedeutungsvoll ist seine Praxis gewesen: sein System und dessen Bankrott.

Weiter. Einigermaßen direkte Nachfolger Laws in der ökonomischen Wissenschaft ließen hundert, ja zweihundert Jahre auf sich warten. Wenn sich die politische Ökonomie des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ihrer glänzenden Entwicklung von den Ideen Laws weitgehend distanzierte, so distanzierte sie sich wie von einer gefährlichen, unheilvollen Ketzerei. In der Entstehung der Auffassungen von Quesnay, Turgot, Smith und Ricardo hat der Kampf gegen diese Ketzerei keine geringe Rolle gespielt. In seiner Analyse der Entwicklung der französischen politischen Ökonomie stellt Marx fest: „Das Aufkommen der Physiokratie hatte zu tun sowohl mit dem Gegensatz zum Colbertinismus als namentlich auch mit dem Kladderadatsch des Lawsystems."[9] Wenn Boisguillebert die positive Quelle für die Auffassungen der Physiokraten war, so war Law die negative Quelle.

Die Kritik der Klassiker an Law lag im Sinne des Fortschritts. Sie war Teil ihres Kampfes gegen den Merkantilismus, dem Law in vieler Hinsicht nahegestanden hatte. Natürlich hatte Law nichts mehr mit jenen primitiven Merkantilisten gemeinsam, die alle ökonomischen Probleme nur auf das Geld und die Handelsbilanz reduzierten. Er betrachtete das Geld hauptsächlich als Instrument, mit dem die Wirtschaft vorangebracht werden könnte. Aber er kam dabei über das Oberflächliche der Zirkulationssphäre nicht hinweg und versuchte nicht einmal, die komplizierte Anatomie und Physiologie der kapitalistischen Produktion zu begreifen. Die Klassiker der bürgerlichen politischen Ökonomie hatten sich aber gerade das zum Ziel gesetzt. Da Law auf die Geldfaktoren rechnete, hat er ganz natürlich seine Hoffnungen auf den Staat gesetzt. Er wollte von Anfang an eine Staatsbank, und nur zeitweilige Schwierigkeiten zwangen ihn, sich zunächst mit einer Privatbank zu begnügen. Sein Handelsmonopol war eine Art Anhängsel des Staates.

[9] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 30.

In seiner konkreten Wirtschaftspolitik ist Law inkonsequent geblieben: Er hat Maßnahmen der staatlichen Reglementierung, die die Wirtschaft bedrängten, aufgehoben, um andere mit der gleichen Wirkung zu veranlassen. Seine Arbeit im Ministeramt ähnelte in nichts der Tätigkeit von Turgot, der ein halbes Jahrhundert später wirkte. Aber auf ihn kommen wir noch zurück. Law fand seine Stütze im Staat der Feudalbürokratie, während sowohl die Physiokraten als auch Smith eben die unverhüllte und lästige Einmischung dieses Staates in die Wirtschaft bekämpften. In dieser Hinsicht stand ihnen Boisquillebert viel näher als Law.

[128] Doch während die Klassiker die kapitalschöpferische Konzeption des Kredits, die Law aufgestellt und praktiziert hatte, ablehnten, unterschätzten sie auch die große Rolle, die der Kredit bei der Entwicklung der Produktion spielt. Sie schütteten also das Kind mit dem Bade aus. Laws Ansichten zum Kredit sind mindestens interessanter als die Ricardos, wenngleich Law mit dem größten Vertreter der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie nicht zu vergleichen ist.

Law glaubte nicht an eine gottgewollte Harmonie der „natürlichen Ordnung“, an die Allmacht des laissez faire. Und auch darin zeigte sich sein Instinkt für die Widersprüche des Kapitalismus. Die Zuspitzung dieser Widersprüche war für die bürgerliche Wissenschaft schließlich auch der Anlaß, ihr Verhältnis zu Law zu korrigieren. Seine Rehabilitation zur Zeit Louis Blancs und Isaac Péeires sollte nicht die letzte gewesen sein. Die Anhänger Keynes’, Ideologen des staatsmonopolistischen Kapitalismus, haben ihn, wenngleich natürlich von anderen Positionen aus, erneut rehabilitiert.

Beide Ideen Laws – die Einwirkung auf die Wirtschaft über die Kredit- und Finanzsphäre und der Einfluß des Staates auf die Wirtschaft –paßten genau in ihr Konzept. Am Anfang dieses Kapitels hatten wir die Worte eines zeitgenössischen Autors über die Verwandtschaft von Law und Keynes zitiert. Sie sind nicht die einzige paradoxe Äußerung. So ist in Frankreich ein Buch mit dem Titel „John Law und die Entstehung des Dirigismus“ erschienen. Dirigismus (vom französischen dinger – lenken, verwalten) ist die französische Variante der Idee von der staatlichen Wirtschaftsregulierung.

In den USA darf die Besteuerung der kapitalistischen Unternehmen und der Privatpersonen nur mit Zustimmung des Kongresses verändert werden. Es ist eines der alten bürgerlich-demokratischen Verfahren, das die Vollzugsgewalt einschränkt. Den heutigen Wirtschaftsberatern der Regierung gefällt dieses Verfahren gar nicht, gehören doch Steuermanipulationen zu den wichtigsten Instrumenten der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik, die sie gar zu gern fest in der Hand hätten. Hier drängt sich die Erinnerung an Law auf, der entzückt darüber war, wie leicht sich im damaligen Frankreich die Probleme lösen ließen. „Welch glückliches Land, in dem jede Maßnahme in 24 Stunden erörtert, beschlossen und ausgeführt werden kann, und nicht in 24 Jahren, wie in England.“ Ihn hat es nicht gestört, daß Frankreich eine despotische absolute Monarchie und diese Situation nur deshalb möglich war.

[129]

Kapitel 6: Was vor Adam war

[130] Dieses Kapitel ist der englischen politischen Ökonomie von William Petty bis Adam Smith gewidmet. Es umfaßt ein ganzes Jahrhundert. Petty hat seine Hauptwerke in den sechziger und siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts verfaßt, und Smith' „Reichtum den Nationen" erschien im Jahre 1776.

In diesem Jahrhundert löste sich der Merkantilismus vollends auf. Die Wissenschaft legte einen weiten Weg zurück: von den ersten Keimen der klassischen Schule bis zu ihnen Herausbildung zum System, von vereinzelten, mitunter zufälligen Schriften bis zum grundlegenden „Reichtum der Nationen". Inhalt und Form dieses Werkes haben den Charakter der Schriften zur ökonomischen Theorie wenigstens für ein Jahrhundert bestimmt.

Marx schrieb über diese Zeit: „Diese Periode,[1] voll origineller Köpfe, ist daher für die Erforschung der allmählichen Genesis der politischen Ökonomie die bedeutendste."[2]

Natürlich können wir hier nur von einigen aus der großen Zahl hervorragender Wissenschaftler und Schriftsteller berichten, die Stein für Stein das Gebäude der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie in England errichtet haben. Wie wir noch sehen werden, sind einige von ihnen Ideen auch vom Standpunkt der heutigen Erscheinungen in der ökonomischen Wissenschaft interessant.

Das 18. Jahrhundert

In der Zeit vom Ende des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts festigte sich in England der Klassenkompromiß zwischen den adligen Grundbesitzern und der Bourgeoisie. Die Interessen beider Ausbeuterklassen verwuchsen und verflochten sich miteinander. Den Adel verbürgerlichte, und Bourgeois wurden zu Grundbesitzern. Das Wort „Adligen" (engl.: nobleman, gentleman) hatte im England des 18. Jahrhunderts seinen früheren Sinn weitgehend verloren.

So entstand ein politisches System, das sich in seinen Grundlagen bis heute erhalten hat und das zwei Jahrhunderte lang das bürgerlich-demokratische Ideal gewesen ist. Es ist die parlamentarische Monarchie, in den der König wohl herrscht, aber nicht regiert und in der sich zwei Parteien von Zeit zu Zeit in den Machtausübung ablösen. Für das damalige Europa war es das System einer noch nie dagewesenen Freiheit der Persönlichkeit, der Presse und des Wortes, der sich allerdings nur die privilegierten und reichen Schichten der Gesellschaft erfreuen konnten.

Die Tories, die konservative Partei der Grundbesitzer, und die Whigs, [131] die liberale Partei der aufgeklärten Hocharistokratie und der Bourgeoisie, begannen ihre endlosen Dispute im Parlament und während der Wahlkämpfe, die seitdem ein Lieblingsthema der Humoristen sind. Eine wesentliche Funktion dieser Dispute bestand darin, die „unteren Klassen" (so nannten die Autoren des 18. Jahrhunderts die Bauern, Handwerker, Fabrikarbeiter und das Gesinde) von den wirklich brennenden Fragen des Klassenkampfes abzulenken.

Der politische Kampf war viel weniger religiös verbrämt als im vorangegangenen Jahrhundert. Neben der anglikanischen Staatskirche hatten sich einige der früheren puritanischen Sekten behauptet, und England wurde zur „Insel der hundert Religionen". Aber das war für die sozialökonomische Entwicklung der bürgerlichen Nation schon kein Hindernis mehr. Der englische Historiker G. M. Trevelyan schreibt darüber: „Die Religion trennte die Nation, während der Handel sie einte, und der Handel gewann immer mehr an Bedeutung. Jetzt konkurrierte die Bibel mit dem Hauptbuch."[3]

Das Imperium wuchs rasch. Die Kolonien in Nordamerika wurden besiedelt, die Zucker- und Tabakplantagen in Westindien blühten auf, Indien und Kanada wurden in Besitz genommen und zahlreiche Inseln in den verschiedensten Teilen des Erdballs entdeckt. Die Kriege, die England gegen Frankreich

[1] Marx spricht hier von der Periode zwischen 1691 und 1752: vom Erscheinen der Arbeiten eines Locke und North, die die Ideen Pettys weiterentwickelten, bis zur Veröffentlichung der ökonomischen Hauptwerke Humes' eines direkten Vorläufers von Smith.
[2] Marx, K., Aus der „Kritischen Geschichte", a. a. O., S. 221.
[3] Trevelyan, G. M., English Social History, London, New York, Toronto 1947, p. 295 (engl.).

und Spanien geführt hatte, waren überwiegend erfolgreich ausgegangen. Jetzt war Holland der Juniorpartner und Verbündete. England war zur See und im Handel unbestritten zur Weltmacht Nummer eins geworden. So hatten englische Kaufleute beinahe das Monopol im Sklavenhandel an sich gerissen, und jedes Jahr wurden viele Tausende Sklaven nach Amerika verschifft.

Natürlich lagen all diesen Vorgängen Veränderungen in der Wirtschaft Englands zugrunde. So hatte sich besonders das Dorf, die englische Landwirtschaft gewandelt, die Mitte des Jahrhunderts noch immer dreimal mehr Erzeugnisse lieferte als die Industrie. Die Einhegungen (die gewaltsame Vertreibung der Bauern von ihrem Boden) nahm in dieser Zeit besonders große Ausmaße an. Der kleinbäuerliche und gemeindewirtschaftliche Landbesitz verschwand allmählich. Seine Stelle nahmen große Landgüter ein, die parzellenweise an wohlhabende Farmer verpachtet wurden. Auf diese Weise wurde die Entwicklung des Kapitalismus sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Industrie gefördert.

Die Klasse der Lohnarbeiter, die kein Land und kein sonstiges Eigentum, nichts mehr hatten als ihre Arbeitskraft, nahm rasch zu. Diese Klasse rekrutierte sich aus Bauern, die landlos geworden waren oder das herkömmliche Recht der halbfeudalen Pacht verloren hatten, sowie aus von der Konkurrenz ruinierten Gewerbetreibenden und [132] Handwerkern. Aber das wirkliche Fabrikproletariat machte erst einen unbedeutenden Teil der „unteren Klassen“ aus. In der kapitalistischen Ausbeutung gab es noch viele Merkmale des Patriarchalischen, von Überbleibseln der „guten alten Zeit“. Die Schrecken der Fabriksklaverei standen noch bevor.

Auf der anderen Seite schälte sich die Klasse den Industriekapitalisten heraus. Sie wurde von den zu Wohlstand gekommenen Zunftmeistern, Kaufleuten und den Plantagenbesitzern in den Kolonien, die das in Übersee erworbene Geld nach England brachten, aufgefüllt. Die Unterwerfung der Produktion unter das Kapital war dabei ein komplizierter Prozeß. Oft drangen die Kapitalisten zunächst als Aufkäufer und Rohstofflieferanten in das Hausgewerbe ein, um dann Werkstätten und Fabriken zu gründen.

Das war das Ende der Manufakturzeit, das heißt der auf Arbeitsteilung beruhenden manuellen Produktion. Die Arbeitsteilung und Spezialisierung der Arbeiter hatte selbst mit den noch üblichen primitiven Werkzeugen die Produktivität erhöhen können. Die Maschinenindustrie war gerade erst im Entstehen begriffen. Doch die industrielle Revolution stand bevor. Das Zeitalter der großen Erfindungen begann. In den dreißiger Jahren wurden die ersten Schritte zur Mechanisierung der Spinnerei und Weberei getan, wurde die Eisenschmelze mit Koks entdeckt. In den sechziger Jahren erfand Watt die Dampfmaschine. Aber man brauchte Kredite. Die Fabrikherren brauchten sie für ihre Unternehmen, die Kaufleute für den Überseehandel und die Regierung für ihre Kolonialkriege. Banken und Aktiengesellschaften, die das Geldkapital sammelten, entstanden und nahmen eine stürmische Entwicklung. Die Staatsschulden wuchsen erheblich an. Wertpapiere und die Börse gehörten bald zum Alltag. Neben den Industrie- und Handelskapitalisten, für die der Profit die Hauptform des Einkommens ist, trat völlig gleichberechtigt der Geldkapitalist, der seinen Anteil am Mehrwert in Form des Leihzins erhält.

Die Ware-Geld-Beziehungen hatten das Leben der Nation bereits durchdrungen. Nicht nur der Handel, sondern auch die Produktion wurde mehr und mehr kapitalistisch. Die Hauptklassen der bürgerlichen Gesellschaft traten noch deutlicher zutage. Mit der massenhaften Wiederholung der sozialen Erscheinungen zeichneten sich solche objektiven Kategorien wie Kapital, Zins, Grundrente und Lohn deutlich ab. All dies war geeignet, Objekt der Beobachtung und wissenschaftlichen Analyse zu sein.

Andererseits war die Bourgeoisie damals noch die progressivste Klasse der Gesellschaft. Sie hatte in der wachsenden Arbeiterklasse noch nicht ihren Hauptfeind erkannt. Der Kampf zwischen den beiden Klassen lag noch in den ersten Anfängen. So entstanden die Voraussetzungen für die Entwicklung der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie in England. [133]

Die politische Ökonomie liebt Robinsonaden

Im Jahre 1719 erschien in London Defoes Roman „Robinson Crusoe“. Sein Schicksal war ungewöhnlich. Einerseits war es ein Meisterwerk des Abenteuerromans. Andererseits könnte man heute aus der in vielen Sprachen erschienenen Literatur, in denen der „Robinson“ und Robinsonaden philosophisch, pädagogisch und politökonomisch abgehandelt werden, eine ganze Bibliothek zusammenstellen.

Eine Robinsonade ist die von der Einbildung eines Denkers oder Schriftstellers geborene Situation, in der ein einzelner (mitunter auch ein paar Menschen) in Bedingungen versetzt ist, unter denen er außerhalb der Gesellschaft leben und arbeiten muß. Die Robinsonade ist gewissermaßen ein ökonomisches Modell, in dem zwischenmenschliche Beziehungen, das heißt gesellschaftliche Beziehungen ausgeschlossen sind und der einzelne Mensch nun der Natur gegenübersteht. Die politische Ökonomie liebt Robinsonaden, stellte Marx fest. Man kann hinzufügen, daß dies auf die bürgerliche politische Ökonomie nach Marx noch mehr zutrifft als auf die vormarxsche.

Trotz des Erfolges des „Robinson“, den Defoe als fast Sechzigjährigen geschrieben hat, und des Erfolges einiger anderer Romane, die er später schrieb, hielt er sie bis zum Ende seines Lebens für Bagatellen. Defoe glaubte, daß ihm seine zahllosen politischen, ökonomischen und historischen Schriften unsterblichen Ruhm einbringen würden. Derartige Illusionen sind in der Kulturgeschichte keine Seltenheit. Wer würde Defoe ohne den „Robinson“ schon kennen? Doch nur ganz eng spezialisierte Fachleute. Seine Schriften über Wirtschaft, Handel und Geld wären in der Flut dieser Art Literatur, die sich zu dieser Zeit über England ergoß, untergegangen.

Defoes Leben selbst ähnelt einem Abenteuerroman. Er wurde im Jahre 1660 in London geboren (allerdings ist man sich über dieses Datum noch im Zweifel) und starb dort im Jahre 1731. Als Sohn eines kleinen puritanischen Kaufmanns bahnte er sich dank seinen ihm angeborenen Fähigkeiten, seiner Energie und seiner Geschicklichkeit selbst seinen Weg. Er war Teilnehmer an der Erhebung Monmouth’ gegen König Jakob II. im Jahre 1685 und entkam nur durch Zufall der Hinrichtung oder der Verbannung in die Kolonien. Mit dreißig Jahren war er ein wohlhabender Kaufmann und im Jahre 1692 mit 17.000 Pfund Sterling Schulden bankrott.

In dieser Zeit begann Defoe, politische Schriften zu verfassen und gewann das Vertrauen des aus Holland stammenden Königs Wilhelm III. und seines Hofes. Im Jahre 1698 veröffentlichte er die ökonomische Schrift „Eine Abhandlung über Projekte“, in der er eine Reihe kühner Wirtschafts- und Verwaltungsreformen vorschlug.

Bald nach dem Ableben seines Schutzherrn, Wilhelm III., im Jahre 1703 133 kam Defoe wegen einer Schmähschrift gegen die herrschende Kirche, [134]

Daniel Defoe

[135] in der er für die puritanischen Dissenters[4] eintrat, an den Pranger und ins Gefängnis. Nachdem er eineinhalb Jahre im Gefängnis verbracht und sich dort sehr eifrig seinem literarischen Schaffen gewidmet hatte, wurde er von Robert Charly, dem Führer der Tory-Partei, befreit. Als Dank lieh

[4] Dissenters sind die Mitglieder aller protestantischen Kirchen in England, die sich von der herrschenden Staatskirche abgesondert haben.

Defoe dieser Partei und Charly persönlich seine Feder als bester Journalist der Epoche. Er wurde zu Charlys Geheimagenten und bereiste mit wichtigen und geheimen Aufträgen Schottland und verschiedene Gebiete Englands.

Der Tod von Königin Anna und der Sturz Charlys unterbrachen seine Karriere. Im Jahre 1715 beschuldigte man ihn der politischen Verleumdung, und er kam erneut ins Gefängnis. Aus dem Gefängnis entlassen, erhielt Defoe wieder eine undankbare Aufgabe, er sollte die der neuen Regierung gegnerisch gesinnte Presse von innen zersetzen. Der Mann, den schließlich den „Robinson" schrieb, hatte ein reiches und bewegtes Leben hinter sich. Die Erfahrungen aus diesem Leben haben auch die Geschichte über die Abenteuer des Seemanns aus York mit einem so tiefen Inhalt erfüllt. Defoe hat sich bis an sein Lebensende keine Ruhe gegönnt. Es mutet fast unwahrscheinlich an, wie ein Mensch zwischen sechzig und siebzig Jahren mehrere große Romane, eine umfangreiche Beschreibung der Wirtschaftsgeographie Großbritanniens, verschiedene Geschichtswerke (darunter eine Geschichte des russischen Zaren Peter I.), eine ganze Serie von Büchern über Dämonologie und Magie (!) und zahlreiche kleinere Aufsätze und Schriften zu den verschiedensten Themen verfassen konnte. Im Jahre 1728 veröffentlichte er die ökonomische Schrift „Ein Plan des englischen Handels". Selbst sterben konnte Defoe nicht ruhig und im eigenen Haus, weil sich der rastlose Greis vor seinen Gläubigern (oder vor seinen politischen Gegnern – Genaueres wissen wir nicht) verstecken mußte.

Das war also der Mann, der die Grundlage für alle späteren Robinsonaden geschaffen hat. Jetzt wollen wir uns ihnen zuwenden, uns dabei aber auf die ökonomischen Robinsonaden beschränken.

Der klassischen Schule der bürgerlichen politischen Ökonomie lag die Vorstellung vom *natürlichen Menschen* zugrunde. Diese Idee war aus dem unbewußten Protest gegen das „Unnatürliche" der Feudalgesellschaft entstanden, wo der Mensch in alle möglichen, den freien Marktbeziehungen entgegenstehende, erzwungene Bindungen und Beschränkungen verstrickt war. Aber der „natürliche" Mensch der neuen, bürgerlichen Gesellschaft, der zur Welt der freien Konkurrenz und der gleichen Möglichkeiten passende, von diesen Bindungen befreite Individualist, erschien Smith, Ricardo und ihren Vorläufern. nicht als Produkt einer langen historischen Entwicklung, sondern eher als deren Beginn, als Verkörperung der „menschlichen Natur".

[136] Um sich das Verhalten dieses Individualisten in der gesellschaftlichen Produktion im Kapitalismus zu erklären, ließen sie sich von einem „Naturrecht" des Menschen leiten und stützten sich dabei nicht auf den wirklichen Entwicklungsweg der Gesellschaft, sondern auf die Phantasiegestalt des einsamen Jägers und Fischers, eben auf Robinson. Dabei wird Robinson Crusoe, der auf eine unbewohnte Insel verschlagen wurde, nach dem Willen der Autoren zu etwas Allegorischem, Abstraktem, ja oft zur völligen Fiktion.

So ist die Robinsonade der Versuch, die Gesetzmäßigkeiten der Produktion, die immer gesellschaftlich gewesen ist und auch nur sein kann und stets an ein konkretes geschichtliches Entwicklungsstadium gebunden ist, zu einem abstrakten Modell zu machen, das das Wichtigste, nämlich die Gesellschaft, negiert. Marx hat eine in ihrer Gedankentiefe glänzende Kritik jener Robinsonaden der klassischen politischen Ökonomie gegeben. Er stellt fest, daß diese Neigung auch auf die „neueste politische Ökonomie" eines Bastiat, Carey, Proudhon übergegangen sei. Für sie sei es sehr bequem, die dem entwickelten Kapitalismus eigenen ökonomischen Verhältnisse in der Phantasiewelt des „Naturmenschen" zu finden. Wir wollen hier nur einen Satz von Marx zitieren: „Die Produktion des vereinzelten Einzelnen außerhalb der Gesellschaft – eine Rarität, die einem durch Zufall in die Wildnis verschlagenen Zivilisierten wohl vorkommen kann, der in sich dynamisch schon die Gesellschaftskräfte besitzt – ist ein ebensolches Unding als Sprachentwicklung ohne *zusammen* lebende und zusammen sprechende Individuen."[5]

Diese Feststellung ist im Hinblick auf das Sujet des „Robinson Crusoe" sehr interessant. Wir erinnern uns: Robinson besitzt in sich die Gesellschaftskräfte so weit, daß er sich bei Veränderungen der Situation rasch aus dem „Naturmenschen" zunächst in einen patriarchalischen Sklavenhalter (Freitag)

[5] Marx, K., Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 616.

und dann in einen Feudalherrn (Umsiedlerkolonie) verwandelt. Hätte sich die Entwicklung seiner „Gesellschaft“ fortgesetzt, dann wäre er auch zum Kapitalisten geworden.

Die Robinsonade sollte sich für die subjektive Schule der politischen Ökonomie, die versucht, die ökonomischen Erscheinungen aus den subjektiven Empfindungen und der Psychologie des Einzelmenschen zu erklären, als wahre Fundgrube erweisen. Im ersten Kapitel hatten wir schon erwähnt, daß für diese in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandene politische Ökonomie das „atomistische Individuum“ im Mittelpunkt steht. Ein besser geeignetes Vorbild als das des Robinson hätten sie nicht finden können.

Das wohl typischste Beispiel ist die Robinsonade Böhm-Bawerks, des bedeutendsten Vertreters der österreichischen subjektiven Schule. Er [137] zwingt Robinson gleich zweimal, Ausgangspunkt seiner Konstruktionen zu sein, nämlich in der Werttheorie und in der Theorie von der Akkumulation des Kapitals.

Schon Ökonomen des 18. und 19. Jahrhunderts hatten gespürt, daß der Wert ein gesellschaftliches Verhältnis darstellt, das nur dann existiert, wenn die Erzeugnisse als Waren, für den Austausch in der Gesellschaft produziert werden. Böhm-Bawerk dagegen begnügt sich zur Einführung in den Wertbegriff mit einem Kolonisten, dessen Blockhaus abseits von allen Verkehrswegen, im einsamen Urwald steht. Dieser Robinson hat fünf Sack Korn, und der Wert dieses Korns wird vom Nutzen des letzten, des fünften Sacks bestimmt.

Das Kapital ist das gesellschaftliche Verhältnis zwischen den Eigentümern der Produktionsmittel und denen, die keine Produktionsmittel besitzen, die gezwungen sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen und ausgebeutet werden. Es entsteht erst auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Gesellschaft. Aber Böhm-Bawerk sieht in ihm nur beliebige gegenständliche Arbeitsinstrumente. Deshalb habe Robinson kein Kapital gehabt, solange er nur wildwachsende Beeren sammelte. Als er aber einen Teil seiner Zeit freigesetzt und Pfeil und Bogen gefertigt habe, sei er zum Kapitalisten geworden: Das sei der erste Akt der Akkumulation des Kapitals gewesen. So soll sich also das Kapital durch einfaches Sammeln gebildet haben, was mit Ausbeutung absolut nichts zu tun habe.

Die Robinsonade ist in der bürgerlichen politischen Ökonomie so sehr Tradition geworden, daß man in einem Buch zur ökonomischen Theorie kaum noch ohne Robinson auskommen kann. P. Samuelson, ein amerikanischer Ökonom der Gegenwart, beginnt sein Lehrbuch mit der These, daß sich die ökonomischen Probleme, vor denen Robinson gestanden habe, im Prinzip nicht von den Problemen der Gesellschaft unterscheiden.

Die Paradoxone des Doktor Mandeville

In denselben Londoner Kaffeehäusern und Buchläden, die Defoe häufig aufsuchte, konnte man noch einer anderen interessanten Gestalt begegnen: Doktor Bernard Mandeville. Im Gegensatz zu Defoe, der ja sein Leben nicht nur der Schriftstellerei gewidmet hatte, sondern auch Unternehmer war und sich zudem noch mit der hohen Politik befaßte, gehörte Mandeville zur bettelarmen Boheme der Literatur. Als Arzt ohne Praxis, Bewohner eines Armenviertels und Freund fröhlicher Zechgelage, genoß Mandeville nicht gerade den besten Ruf. Seinen Lebensunterhalt soll er hauptsächlich mit Almosen von Weinbrennern und Bierbrauern bestritten haben, die ihm damit seine Zeitungsartikel über die Unschädlichkeit alkoholischer Getränke honorierten.

Bernard de Mandeville wurde im Jahre 1670 in Holland geboren. Nachdem er sein Studium 1691 an der Leidener Universität beendet 137 hatte, übersiedelte er nach England. Wahrscheinlich war er dabei von [138] einem Strom holländischer Auswanderer erfaßt worden. Sie folgten dem Statthalter Wilhelm von Oranien, der nach der Revolution von 1688–1689 König von England geworden war. Mandeville heiratete und ließ sich in London nieder, er wurde Engländer und starb dort im Jahre 1733 nach einem Leben, von dem Einzelheiten kaum bekannt sind.

Seinen Ruf als Philosoph und Schriftsteller verdankt Mandeville einem Werk. Im Jahre 1705 veröffentlichte er anonym ein in schlechten Versen verfaßtes Gedicht mit dem Titel „Der unzufriedene Bienenstock oder die ehrlich gewordenen Schurken“. Besonderes Aufsehen erregte dieses Poem nicht.

Im Jahre 1714 gab Mandeville die gleichen Verse noch einmal heraus; diesmal aber mit einer umfangreichen Erläuterung in Prosa. Jetzt wählte er den Titel „Die Bienenfabel oder Private Laster als öffentliche Vorteile“. Unter diesem Titel ist Mandevilles Buch auch in die Weltliteratur eingegangen.

Aber auch diese Ausgabe ist wohl unbeachtet geblieben. Erst die im Jahre 1723 erschienene Auflage der „Bienenfabel“, die den hochtrabenden Untertitel „Eine Untersuchung über Natur und Gesellschaft“ erhielt, rief die Reaktion hervor, die Mandeville erwartet haben dürfte. Das Obergericht der Grafschaft Middlesex erhob Anklage, weil das Buch „die unmittelbare Tendenz zum Umsturz der Religion und bürgerlichen Herrschaft“ zeige; die Presse machte es zum Gegenstand einer scharfen Polemik, an der sich Mandeville mit sichtlichem Vergnügen beteiligte. Bis zum Tode des Verfassers erschien das Buch in fünf weiteren Auflagen, und im Jahre 1729 gab Mandeville noch einen zweiten Band der „Bienenfabel“ heraus.

In den fast zweihundertfünfzig Jahren seit Mandevilles Tod ist viel über diesen Mann geschrieben worden. Auch Marx und Adam Smith, Voltaire und Macaulay, Malthus und Keynes (1936) haben sich mit ihm befaßt.

Mandeville hat auf die Entwicklung der englischen politischen Ökonomie, vor allem auf Smith und Malthus (wenngleich sich beide in Worten auf recht komische Weise vor dem groben Zyniker zu verwahren suchten) großen Einfluß ausgeübt. Dieser Einfluß bezieht sich nicht auf die Ausarbeitung der Hauptkategorien (Wert, Kapital, Profit usw.), sondern mehr auf die philosophische Grundhaltung, auf der die klassische Schule aufbaute.

Mandevilles größtes Paradoxon liegt in dem Ausdruck „private Laster als öffentliche Vorteile“. Setzt man anstelle von Laster (vices) das bekannte Smithsche self-interest (Eigennutz), dann kommt man zu Smith’ allgemeiner Vorstellung von der bürgerlichen Gesellschaft: Gebt jedem Einzelnen die Möglichkeit, seinem Interesse, seinem Vorteil vernünftig nachzugehen, so wird es den Reichtum und das Aufblühen der gesamten Gesellschaft fördern. In seinem Buch „Theorie der moralischen Gefühle“ wirft Smith dem Verfasser der „Bienenfabel“ [139] vor, daß dieser jedes egoistische Streben und Handeln „Laster“ nenne. Gewinnsucht sei durchaus kein Laster.

Doch beschränkt sich Mandevilles Bedeutung für die Geschichte der ökonomischen Wissenschaft nicht nur darauf. Seine Satire ist eine beißende Kritik der bürgerlichen Gesellschaft, er hat als einer der ersten verschiedene Mißstände dieser Gesellschaft aufgespürt. Darin bestand auch seine „Sittenlosigkeit“. „Ein ehrlicher Mann und heller Kopf“ hat Marx über Mandeville geschrieben.[6]

Der Hauptteil der „Bienenfabel“ hat folgenden Inhalt: Der Bienenschwarm stellt natürlich die menschliche Gesellschaft, oder besser, das bürgerliche England zu Mandevilles Zeiten dar. Der erste Teil der Fabel ist eine Satire auf diese Gesellschaft, eine Satire, die der Feder eines Jonathan Swift würdig gewesen wäre. Wie ein roter Faden zieht sich ein Gedanke hindurch: Eine solche Gesellschaft kann nur durch die zahllosen Laster, Sinnlosigkeiten und Verbrechen, die in ihr herrschen, bestehen und gedeihen. Diese Gesellschaft blüht nur, weil

> „... *mit Sense und mit Schaufel*
> *Gar mancher fleißige arme Teufel*
> *Bei seiner Arbeit schwitzend stand,*
> *Damit er was zu knappem fand*.“[7]

Aber auch diese Arbeit hat er nur, weil die Reichen im Komfort und Luxus schwelgen wollen und eine Menge Geld für Dinge ausgeben, die man oft nur der Mode wegen verlangt, um die Phantasie und Eitelkeit zu befriedigen. Habgierige Rechtsverdreher und Quacksalber, faule und ungebildete Pfaffen, ränkesüchtige Generale und selbst Verbrecher sind entgegen jedem gesunden Menschenverstand für diese Gesellschaft notwendig. Und warum? Weil ihr Dasein die Nachfrage nach allen möglichen Waren und Leistungen hervorbringt, Fleiß, Erfindergeist und Unternehmungsgeist fördert.

[6] Marx, K., Das Kapital, Erster Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 643.
[7] Mandeville, B., Die Bienenfabel, Berlin 1957, S. 28

„*... durch den Luxus finden*
Millionen Armer sich erhalten,
Auch durch den Stolz, den alle schalten.
Nicht minder dient der Neid sowie
Die Eitelkeit der Industrie.
Die Sucht, sich als modern in Speisen,
In Kleid und Möbeln zu erweisen,
Stets ein Objekt des Spottes zwar,
Des Handels wahre Triebkraft war.“[8]

[140] Hier drängt sich direkt das Beispiel der amerikanischen Automobilkonzerne auf, die ohne jede technische Notwendigkeit jedes Jahr neue Kraftfahrzeugmodelle hervorbringen, nur um, auf die Eitelkeit der Käufer setzend, den Absatz zu steigern. Die Leiter dieser Unternehmen könnten Mandeville zustimmen, daß sich das Aufblühen der Industrie auf die „Eitelkeit“ und andere menschliche Schwächen stützt, wobei man diese Schwächen noch ganz bewußt fördert.

Doch die Bienen murren über die Herrschaft des Lasters in ihrem Schwarm. Jupiter, ihrer Klagen überdrüssig, verjagt plötzlich alle Laster, und so gibt es nur noch tugendhafte Bienen. Die Verschwendung weicht der Sparsamkeit. Der Luxus ist verschwunden, und keiner verbraucht mehr, als die natürlichen Lebensbedürfnisse erfordern. Die parasitären Berufe sind abgeschafft. Chauvinismus und Aggressivität gehören der Vergangenheit an:

„*Gespart wird tüchtig jetzt*; *nicht mehr*
Hält man in Feindesland ein Heer.
Man lacht der Achtung fremder Staaten,
Des eitlen Ruhms durch Waffentaten ...“[9]

Kurz: Es herrschen die normalen, gesunden Prinzipien menschlichen Zusammenlebens. Aber, oh Schreck! Gerade das bringt der Gesellschaft Ruin und Untergang:

Wie das Gewerbe nun gedeiht
Bei Unsrer Bienen Ehrlichkeit,
Drauf achte man: *Fort ist die Pracht,*
Verändert alles über Nacht.
Denn nicht bloß, die das Geld in Massen
Ausgaben, hatten bald verlassen
Den Stock; *auch jene gehen in Scharen,*
Die auf sie angewiesen waren;
Da alles überfüllt, ist’s ihnen
Unmöglich, etwas zu verdienen...
Der Baubetrieb ist ganz gestört,
Jedwede Kunst hat aufgehört.
Nicht Maler werden mehr bekannt,
Steinschneider, Schnitzer nicht genannt.“[10]

Es beginnt also eine Wirtschaftskrise: die Arbeitslosigkeit wächst, die Lager sind mit Waren überfüllt, die Preise und Einkommen sinken und der Baubetrieb wird eingestellt. Welch großartige Gesellschaft, die [141] Nichtstuer, Militaristen, Verschwender und Gauner braucht, um blühen zu können, während solche Tugenden wie Friedensliebe, Ehrlichkeit, Sparsamkeit und Mäßigung zur wirtschaftlichen Katastrophe führen!

Mandevilles Gedanken, die in Form einer Groteske, eines Paradoxons dargelegt sind (noch deutlicher zeigt sich dies im späteren Prosateil der „Fabel“), erscheinen besonders interessant, wenn man die

[8] Ebenda, S. 32.
[9] Ebenda, S. 36.
[10] Ebenda.

Entwicklung der politischen Ökonomie in den folgenden Jahrhunderten verfolgt. Wir wollen nur zwei Fakten nennen.

Die Idee, daß alle Klassen und Schichten (Grundeigentümer, Pfaffen, Beamte usw.) produktiv und ökonomisch notwendig sind, ist von Malthus und seinen Anhängern aufgegriffen worden. In einer kurzen „Streitschrift" in den „Theorien über den Mehrwert" hat Marx zur Kritik dieser Auffassung die Gedanken und sogar den Stil Mandevilles aufgegriffen: „Mandeville in seiner ‚Fable of the Bees' (1705) hatte schon die Produktivität aller möglichen Berufsweisen usw. bewiesen ... Nur war Mandeville natürlich unendlich kühner und ehrlicher als die philisterhaften Apologeten der bürgerlichen Gesellschaft."[11]

Den Gedanken, daß zu viel Sparsamkeit von Nachteil und unproduktive Ausgaben, jede Verschwendung nützlich, ja notwendig seien, wenn sie nur für Nachfrage und Beschäftigung sorgen, hat in der neueren Zeit J. M. Keynes wieder aufgegriffen und zum Grundsatz erhoben. Er hielt Mandeville (ebenso wie Malthus) für seinen Vorläufer.

Noch ausgangs des 19. Jahrhunderts sah die bürgerliche politische Ökonomie, die von Mißständen des kapitalistischen Systems nichts wissen wollte, in Mandeville einen Scharlatan und Haarspalter. Niemandem wäre es eingefallen, die Sparsamkeit, die von Adam Smith zur obersten Bürgertugend erhoben worden war, abfällig zu beurteilen. Erst die Weltwirtschaftskrise 1929–1933 hat bedeutende bürgerliche Ökonomen auf Mandevilles Bahnen geführt: Wenn die Menschen zum Sparen neigen, so kaufen sie nicht, und die „effektive Nachfrage" sinke; deshalb müsse man die Menschen dazu anhalten, ihr Geld auf jede mögliche Weise und für beliebige Zwecke auszugeben.

Mandevilles Paradoxone sind schon über zweihundertfünfzig Jahre alt. Aber sie leben, weil es die Gesellschaft noch gibt, die er mit so scharfem Blick durchschaut hat. [142]

Die Herausbildung der klassischen Schule

Die ersten Lektionen über politische Ökonomie als speziellen Wissenszweig soll Dougald Stewart, ein Schüler und Freund von Adam Smith, im Jahre 1801 an der Universität Edinburgh gehalten haben. Erst im 19. Jahrhundert wird der Professor der Ökonomie allmählich zur Normalerscheinung, wenngleich auch danach noch die wichtigsten Beiträge zur Wissenschaft keineswegs nur von Professoren geleistet worden sind. Die Männer, die im 17. und 18. Jahrhundert die neue Wissenschaft schufen, lassen sich in drei Gruppen eingliedern.

Da sind zunächst die Philosophen, die sich im Rahmen der für jene Epoche typischen allgemeinen Systeme von Natur und Gesellschaft mit ökonomischen Fragen befaßt haben. Ihre herausragenden Vertreter sind in England Thomas Hobbes, John Locke, David Hume und in gewissem Sinn auch Adam Smith; in Frankreich Helvétius und Condillac; in Italien Beccaria.

Zur zweiten Gruppe gehören die Kaufleute, die Männer des Geschäfts, die das ökonomische Denken vom engen Praktizismus des Handels befreiten und es zur Staatsangelegenheit machten. Zu ihnen gehören vor allem Thomas Mun, John Law, Dudley North, Richard Cantillon. In Frankreich vertreten Boisguillebert, Turgot, Cournot die für dieses Land typische Branche der Richter und Beamten.

Die dritte Gruppe schließlich bilden Intellektuelle aus den verschiedensten Ständen, Männer unterschiedlicher Berufe, von denen einige in den höchsten Stand aufstiegen, andere wiederum nicht. Schon Marx hat bemerkt, daß sich mit besonderem Erfolg Ärzte mit der theoretischen Ökonomie befaßten: William Petty, Nicholas Barbon, Bernard Mandeville, François Quesnay. Verständlich: Die Medizin war der einzige naturwissenschaftliche Beruf und zog denkende und energische Männer an. Im 18. Jahrhundert tauchen unter den Ökonomen Geistliche auf: die Abbés in Frankreich und Italien (zu ihnen gehört der tiefschürfende und originelle italienische Ökonom Galiani) und die anglikanischen Pastoren in England (Tucker, Malthus).

[11] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 364.

Natürlich erhebt diese Abgrenzung nicht den Anspruch auf irgendwelche Allgemeingültigkeit, und zwar um so mehr, als sie nichts über die Entwicklung der Ideen aussagt. Aber sie ist ein Hilfsmittel, um den komplizierten Entstehungsprozeß der Wissenschaft verfolgen zu können.

Das Hauptmotiv der ökonomischen Schriften ist immer von der Praxis diktiert gewesen. Es bestand in der Begründung oder Kritik einer bestimmten Wirtschaftspolitik. Aber wenn wir die in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts erschienenen Werke Turgots und James Steuarts lesen, so merken wir bald, daß sie sich deutlich von den merkantilistischen Schriften des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts unterscheiden. Es sind die ersten Versuche einer systematischen und theoretischen Darstellung der Grundlagen der politischen Ökonomie.

[143] Außerdem ist die „Praxis als Hauptmotiv“ unterschiedlich zu sehen. Bei den einen ist es Ausdruck der direkten Verteidigung ihrer Klasseninteressen und persönlichen Gewinnstrebens. Bei den andren ist es der tiefer gehende Prozeß der wissenschaftlichen Erkenntnis der gesellschaftlichen Erscheinungen und berücksichtigt erst in komplizierter und mittelbarer Form das Klasseninteresse. Fast erübrigt es sich, noch hinzuzufügen, daß die klassische bürgerliche politische Ökonomie von den Vertretern der zweiten Gruppe geschaffen worden ist. Smith aber war weder Kaufmann noch Industrieller, und er konnte für sich persönlich keine Vorteile aus jener Politik des Freihandels erwarten, die er im „Reichtum der Nationen“ begründete. Mehr noch: Ein Paradoxon seines Lebens besteht darin, daß er nach dem Erscheinen dieses Buches eine einträgliche Stellung im Zollamt erhielt, in einer Institution also, die das System verkörperte, das er bekämpfte.

Doch zurück zu unserem Thema. Trotz seiner eindrucksvollen Paradoxone steht Mandeville in der Entstehungsgeschichte der klassischen Schule in England etwas abseits. Sie ist in erster Linie mit den Namen Locke (1632–1704) und North (1641–1691) verbunden, die Pettys Werk direkt fortgesetzt haben.

Locke, einer der größten Philosophen des 17. Jahrhunderts, der zu den Begründern der materialistischen Erkenntnistheorie gehört und als Vater des bürgerlichen Liberalismus gilt, nimmt durch sein 1691 veröffentlichtes Werk „Einige Betrachtungen über die Folgen von Zinssenkungen und der Erhöhung des Geldwertes“ einen bedeutenden Platz in der ökonomischen Wissenschaft ein. Darüber hinaus hat die gesamte Philosophie Lockes als Grundlage für die Konstruktionen der englischen politischen Ökonomie des 18. und sogar noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts gedient. Locke hat in den Gesellschaftswissenschaften die Idee vom Naturrecht entwickelt, die hier eine Art Äquivalent zum mechanistischen Materialismus Newtons war.[12] Seinerzeit waren diese Ideen fortschrittlich, weil sie die gesellschaftlichen und damit auch die ökonomischen Erscheinungen mit dem Prinzip der objektiven Gesetzmäßigkeit zu erklären suchten. Locke hat sogar einen bedeutenden Schritt zum Verständnis des Mehrwertes vom Standpunkt des Naturrechts vollzogen. Er schreibt, daß der Mensch von Natur aus soviel Boden, wie er selbst bearbeiten und soviel andere Güter (darunter wohl auch Geld) haben muß, wie er zu seinem persönlichen Verbrauch benötigt. Aber eine künstlich hergestellte Ungleichheit in der Verteilung des Eigentums führt dazu, daß ein paar Menschen zuviel Boden und Geld haben. Sie verpachten den Boden und verleihen das Geld. Locke hat so im Grunde genommen die Grundrente und den Leihzins wie zwei miteinander verwandte Formen ausbeuterischen Einkommens begriffen.

[144] Eine Persönlichkeit eigener Art ist Dudley North gewesen. Als jüngster Sproß eines Aristokratengeschlechts verspürte er in seiner Kindheit so wenig Neigung zu den Wissenschaften, daß man ihn (ebenso wie Thomas Mun) zu einem Kaufmann der Levantinischen Handelsgesellschaft in die Lehre gab. North verbrachte viele Jahre in der Türkei und kehrte von dort mit vierzig Jahren als wohlhabender Mann zurück, aber, so berichtet man über ihn, „er sah aus wie ein Barbar und war nur wenig gebildeter als ein Barbar“. Für seine Janitscharenmanieren fand er Verwendung, als er im Jahre 1683 während der Toryreaktion unter Karl II. Sheriff (höchster Polizeibeamter) in der Londoner City wurde. North diente dem König sehr ergeben und fügte den Whigs nicht wenig Schaden zu. Dafür wurde er zum Ritter geschlagen und durfte sich Sir Dudley nennen. Später hat er noch mehrere Ämter bekleidet, doch die Revolution 1688–1689 beraubte ihn der Chancen auf eine weitere Karriere.

[12] Locke war mit Newton eng befreunde:. Auf Lockes Biographie will ich hier nicht eingehen, und zwar nicht nur, um Platz zu sparen, sondern auch, weil er in erster Linie in die Geschichte der Philosophie gehört.

Vielleicht hat Sir Dudley über nicht einmal ein Zehntel so viel Gelehrsamkeit verfügt wie Locke, aber was ihn auszeichnete, war eine außergewöhnliche Neigung zu präzisem und kühnem ökonomischen Denken, das keine Autorität anerkannte. Seine nicht sehr umfangreiche Schrift „Gedanken über den Handel“, die zur gleichen Zeit wie Lockes Arbeit geschrieben worden und den gleichen Fragen gewidmet ist, gehört zu den bemerkenswertesten Leistungen des ökonomischen Denkens im 17. Jahrhundert.

North hat viel für die Entwicklung der wissenschaftlichen Hauptmethode der politischen Ökonomie, der logischen Abstraktion, getan. Um eine ökonomische Erscheinung, die stets unendlich vielgestaltig ist und unzählige Beziehungen hat, zu analysieren, muß man sie in ihrer „Reinform“ darstellen, sich von allen unwesentlichen Merkmalen und Beziehungen lösen (abstrahieren).

Bei North finden wir schon die ersten Schritte zur Erkenntnis des Kapitals, das er allerdings nur in Form des zinstragenden Geldkapitals sieht. Er fand heraus, daß der Leihzins nicht von der im Lande vorhandenen Geldmenge bestimmt wird (wie die Merkantilisten und selbst Locke noch geglaubt hatten), sondern vom Verhältnis zwischen der Akkumulation des Geldkapitals und der Nachfrage nach Geldkapital. Das ist dann auch zur Grundlage der klassischen Zinstheorie geworden und hat später zum Erkennen der Kategorie Profit geführt. North hat auch viel zur Entwicklung der Geldtheorie beigetragen.

Aber wohl das wichtigste, was North geleistet hat, ist die scharfe und grundsätzliche Kritik am Merkantilismus, sein entschiedenes Eintreten für die „natürliche Freiheit“. Der Anlaß dazu waren seine Angriffe auf die Zwangsregulierung des Zinssatzes, mit denen er Pettys und Lockes Nachfolge antrat. Doch ging North in seinem Kampf gegen den Merkantilismus weiter als sie. In dieser Beziehung gehört er zu den ganz unmittelbaren Vorläufern von Adam Smith.

[145] In der Arbeitswerttheorie ist weder Locke noch North weiter gegangen als Petty. Aber in den zahlreichen Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts entwickelt sie sich allmählich und bereitet den Boden für Smith vor. Die zunehmende Arbeitsteilung in der Gesellschaft, das Aufkommen neuer Produktionszweige und die Erweiterung des Warenaustauschs festigen die Vorstellung, daß die Menschen eigentlich gegenständlich gewordene menschliche Arbeit untereinander austauschen. Folglich mußten die Tauschrelationen, die Tauschwerte der Waren, von der Menge Arbeit bestimmt werden, die für die Herstellung jeder Ware aufgewandt wird. Und es wächst die Erkenntnis, daß der Boden und die Produktionsinstrumente wohl an der Schaffung des Reichtums, der Gebrauchswertmasse, beteiligt sind, aber nicht selbst Wert schaffen.

Diese im Prinzip richtigen Vorstellungen kristallisieren sich aus einem Chaos, einem Wirrwarr von Begriffen nur langsam, sehr mühevoll heraus. Ein solcher Kampf zwischen den aufkommenden, Gestalt annehmenden Ideen hat auch in Adam Smith’ Kopf stattgefunden. Aber auf Smith kommen wir noch zurück. Zu seinen bedeutendsten Vorläufern in der Werttheorie gehören Richard Cantillon, Josef Harns, William Temple, Josiah Tucker, die zwischen den dreißiger und fünfziger Jahren geschrieben haben.

Aber mit großartiger Präzision, in gewisser Hinsicht sogar Smith übertreffend, formuliert ein Autor die Arbeitswerttheorie, über dessen Person wir absolut nichts sagen können, denn man kennt ihn nur unter dem Namen Anonymus des Jahres 1738.[13] Im 17. und 18. Jahrhundert sind zahlreiche Werke anonym erschienen. Die Autoren der Schriften, die in der Wissenschaft eine Rolle gespielt haben, hat man längst festgestellt. Eine Ausnahme macht nur der Anonymus des Jahres 1738, ähnlich dem „Meister vom Tode Mariä“ oder dem „Meister der Legende von der heiligen Ursula“ in der Kunstgeschichte.

Wir wollen jetzt ein ganz treffendes Zitat aus diesem Werk anführen, das den bescheidenen Titel „Einige Gedanken über den Zins allgemein und den Zins für staatliche Fonds im besonderen“ trägt. Um dem Leser die Analyse zu erleichtern, findet er auf der rechten Seite Erläuterungen dazu.

[13] Dabei ist selbst das Jahr 1738 nicht ganz zuverlässig.

„Der wahre und wirkliche Wert der lebensnotwendigen Güter ist der Rolle proportional, die sie in der Erhaltung der Menschheit spielen.

Und wenn sie ausgetauscht werden, wird ihr Wert von der Arbeitsmenge reguliert, die notwendig ist und gewöhnlich für ihre Produktion aufgewandt wird. [146]

Und ihr Wert oder Preis wird, wenn sie gekauft oder verkauft und an einem allgemeinen Medium gemessen werden, von der auf gewandten Arbeitsmenge bestimmt, und um so größer oder kleiner ist die Menge des Mediums oder des allgemeinen Maßes. Wasser ist ebenso lebensnotwendig, wie Brot oder Wein, aber Gottes Hand hat es für die Menschheit so reichlich fließen lassen, daß jedermann ohne Mühe genug davon haben kann. Es hat deshalb allgemein, keinen Preis. Aber wenn irgendwo Arbeit aufgewandt werden muß, um es für jemanden gebrauchsfähig zu machen, dann muß die Arbeit, die dafür notwendig war, bezahlt werden, nicht aber das Wasser selbst. Und deshalb kann manchmal und mancherorts ein Faß Wasser ebenso viel kosten wie ein Faß Wein.“[14]

Hier bestimmt der Autor den Gebrauchswert.

Er spricht vom Tauschwert als von etwas völlig vom Gebrauchswert Verschiedenem; wir erkennen den Keim des Gedankens von der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit. [146]

Der Autor sieht den Unterschied zwischen Preis und Wert und stellt fest, daß der Preis von der größeren oder kleineren Menge umlaufenden Geldes beeinflußt wird.

Die klassische Illustration des sogenannten „Wertparadoxons“ zeigt den grundsätzlichen Unterschied zwischen Gebrauchswert und Tauschwert.

Der Autor erklärt ganz deutlich, daß die Arbeit, nicht aber die Natur Wert schafft.

Eine andere klassische Formulierung der Arbeitswerttheorie finden wir in einer ökonomischen Arbeit des jungen Benjamin Franklin, der später ein bedeutender Physiker und Politiker wurde und zu den Begründern der Vereinigten Staaten als unabhängigen Staat gehört. Franklin ist ein Anhänger Pettys gewesen und hat in vielen Fragen dessen Ideen weitergeführt. In seinem Aufsatz über das Papiergeld (1729) führt er das von Petty erwähnte Beispiel des Tausches von Korn gegen Silber entsprechend der für die Produktion beider aufgewandten Arbeitsmenge an.

Franklin ist dem Gedanken von der Gleichheit, Allgemeinheit aller konkreten Arbeiten näher gekommen als Petty. Er schrieb der Arbeit, die zur Förderung von Edelmetallen notwendig ist, keine besonderen Eigenschaften zu. Aber so paradox es auch sein mag, seine tiefe und aufrichtige Achtung vor der Arbeit hat ihn irgendwie gehindert, seine Arbeitswerttheorie weiterzuführen: Dazu hätte er tiefer in das Wesen des Geldes als besondere Ware eindringen müssen, die allgemeines Äquivalent ist und deshalb die abstrakte, die wertschaffende Arbeit unmittelbar ausdrückt. Aber er behandelt das Geld eher wie etwas, das nur der Bequemlichkeit wegen von außen hineingetragen worden ist. Mit der Entwicklung der Werttheorie zeigen sich auch in anderen wichtigen Gebieten Fortschritte. Bei der Beschäftigung mit Pettys [147] Gedanken, daß der Arbeitslohn letztlich vom Minimum der Subsistenzmittel bestimmt wird, kommen die Ökonomen der Natur dieses Minimums näher. Und bei der Untersuchung von Fragen der Bevölkerungstheorie erkennen sie schon mehr oder weniger den Mechanismus, der die Reproduktion der Arbeitskraft so regelt, daß die Konkurrenz zwischen den Arbeitern den Arbeitslohn auf das Subsistenzminimum reduziert.

In der Interpretation des Kapitals und des Kapitalertrages war die Abgrenzung des Handels- und Industrieprofits vom Leihzins ein bedeutender Fortschritt. Josef Massie und David Hume, die in den fünfziger Jahren geschrieben haben, erkennen schon klar, daß der Zins unter normalen Bedingungen ein Teil vom Profit ist: der Kaufmann und der Industrielle sind gezwungen, mit dem Besitzer des Geldes, des Leihkapitals, zu teilen.

So hat sich also die politische Ökonomie vor Smith wohl mit dem Mehrwert befaßt, ohne allerdings seine Natur zu erkennen. Sie hat ihn nur in den besonderen Formen des Profits, des Zinses sowie der Grundrente behandelt.

David Hume

Von einer tödlichen Krankheit befallen und von seinem nahen Ende wissend, schrieb Hume im März und April des Jahres 1776 seine Lebensgeschichte. Er hat danach noch vier Monate gelebt. Die Autobiographie ist bald nach Humes Tod mit einem kurzen, in Form eines Briefes abgefaßten Vorwort

[14] Zitiert in: R. L. Meek, Studies in the Labour Theory of Value, London 1956, p. 42–43 (engl.)

Adam Smith' erschienen, der ein Vierteljahrhundert sein engster Freund gewesen war. Smith hat über die letzten Monate im Leben des Philosophen geschrieben. Hume starb mit bewundernswerter Ruhe und außergewöhnlicher Standhaftigkeit. Er war ein sehr geselliger und heiterer Mensch und bewahrte diese Eigenschaften bis zu seinem Ende, obgleich ihn die Krankheit von einem recht wohlbeleibten Mann zu einem Skelett gemacht hatte.

Smith' Brief ist nicht nur als Dokument eines Menschen über einen anderen interessant. Er hat auch eine recht originelle Rolle in der politischen Ökonomie gespielt. Aus ihm geht ganz klar hervor, daß Hume, der schon im Ruf des Gottlosen gestanden hatte, keineswegs als gottesfürchtiger Christ, reumütig und mit dem Gedanken an eine bessere jenseitige Welt gestorben ist. Und Smith hat diesen heidnischen Geist ganz offensichtlich mit ihm geteilt.

So war es kein Wunder, daß der Klerus nicht nur über den noch lebenden Smith, sondern auch über den toten Hume herfiel. Der gerade erst veröffentlichte „Reichtum der Nationen" von Smith war anfangs nur von einem engen Kreis Gebildeter zur Kenntnis genommen worden. Aber die Aufmerksamkeit um Hume und Smith, die dem von Natur aus vorsichtigen und bescheidenen Smith sehr unangenehm war, machte das Buch zum Gegenstand allgemeinen Interesses. Und weil es dem Geist der Zeit entsprach, folgte eine Auflage der anderen, und etwa [148] zehn Jahre später war der „Reichtum der Nationen" zur Bibel der englischen politischen Ökonomie geworden.

Aber Hume hat Smith auch in einem anderen Sinne den Weg geebnet. In Humes kleinen, glänzend geschriebenen Essays, die hauptsächlich 1752 erschienen sind, zieht er gewissermaßen das Fazit einiger Ergebnisse, die die klassische Schule vor Smith im Kampf mit dem Merkantilismus erreicht hat. Bei der Vorbereitung des Denkens auf den „Reichtum der Nationen" haben sie eine nicht unwesentliche Rolle gespielt.

Ebenso wie Law und Smith war auch David Hume Schotte. Er wurde im Jahre 1711 in Edinburgh als jüngster Sohn einer verarmten Aristokratenfamilie geboren. Hume mußte sich selbst seinen Weg ebnen, wobei er sich hauptsächlich auf seine gewandte Feder verließ. Fleiß und Sparsamkeit, die traditionellen Tugenden der Schotten, zeichneten auch ihn aus.

Mit achtundzwanzig Jahren veröffentlichte Hume sein philosophisches Hauptwerk, „Untersuchungen über den menschlichen Verstand", das ihn zu einem der bedeutendsten britischen Philosophen des 18. Jahrhunderts gemacht hat. Humes Philosophie ist später unter dem Namen Agnostizismus bekannt geworden. Nach Locke hat auch Hume behauptet, daß die Empfindung die wichtigste Quelle des menschlichen Wissens von den materiellen Dingen ist. Aber die Dinge selbst (d. h. die Materie) hielt er grundsätzlich nicht für bis zum Ende erkennbar. Die Theorie Humes will ihren Platz irgendwo in der Mitte zwischen Materialismus und Idealismus finden, da sie aber die Nichterkennbarkeit der Welt vertritt, gleitet sie zum Idealismus ab. Hume hatte ein kritisches Verhältnis zur Religion, und er hat viel zum Kampf mit dem Obskurantismus beigetragen. Aber er war kein konsequenter Atheist, und seine Philosophie ließ ein Hintertürchen für den Ausgleich zwischen Wissenschaft und Religion offen.

Humes Buch hatte zunächst keinen Erfolg. Er führte dies darauf zurück, daß es zu kompliziert wäre, und popularisierte seine Ideen in kleineren Essays. Außerdem wandte er sich der Gesellschaftsphilosophie zu. Den ersten Erfolg trugen ihm politische und ökonomische Schriften ein, und seine vielbändige „Geschichte Englands", an der Hume in den fünfziger Jahren in der Totenstille der Bibliothek des Edinburgher Advokatenkollegiums (wo er als Archivar wirkte) gearbeitet hatte, machte seinen Namen in ganz Europa bekannt. Als Historiker war Hume Anhänger der Torys – der Partei der Grundbesitzer und der konservativen Bourgeoisie. Als subtiler Intellektueller, „Aristokrat des Geistes", fühlte sich Hume von den „plebejischen Whigs", von der Ungeschliffenheit der Krämer und dem Stumpfsinn der Puritaner angewidert. und die Londoner Finanziers nannte er „Barbaren von der Themse".

Von 1763 bis 1765 lebte Hume in Paris, wo er Sekretär an der [149] englischen Gesandtschaft war. Dort erfreute er sich großer Beliebtheit in den Salons und war mit vielen Persönlichkeiten der französischen Aufklärung, besonders mit d'Alembert und Turgot, befreundet. Danach erhielt Hume ein Diplomatenamt in London. Seine letzten Jahre verbrachte er in Edinburgh, wo er den Mittelpunkt eines Freundeskreises von Wissenschaftlern und Literaten bildete.

Humes ökonomische Schriften enthalten viel interessante Gedanken und Beobachtungen. So hat er wohl als erster festgestellt, daß zwischen der Vergrößerung der im Umlauf befindlichen Geldmenge und dem dadurch bewirkten Steigen der Preise eine zeitliche Differenz liegt. Hume betonte besonders, daß von allen Warenpreisen der „Preis der Arbeit“, das heißt der Arbeitslohn erst zuletzt steigt. Diese wichtigen Gesetzmäßigkeiten helfen die sozialen und ökonomischen Prozesse verstehen, die sich während einer Papiergeldinflation vollziehen.

Hume hat im 18. Jahrhundert am deutlichsten ausgedrückt, daß sich Gold und Silber auf natürliche Weise verteilen und die Handelsbilanz jedes Landes spontan dem Gleichgewicht zustrebe. Überhaupt ist der Gedanke des natürlichen Gleichgewichts, der die ganze klassische Schule durchzog, bei Hume sehr stark ausgeprägt. Hume hat auf ihm seine Kritik am Merkantilismus und dessen Politik des übertriebenen Raffens und Hortens von Edelmetallen begründet. Ricardo hat später die Konzeption vom natürlichen Ausgleich der Handelsbilanzen (oder genauer: der Zahlungsbilanzen) weitergeführt. Auf diese Konzeption kommen wir noch zurück, wenn wir uns mit Ricardo befassen.

Aber die richtigen Beobachtungen sind bei Hume damit behaftet, daß er das Geld als im Widerspruch zur Arbeitswerttheorie stehend betrachtet. Ähnlich wie die Franzosen umging Hume die Werttheorie überhaupt; vielleicht hat sich auch darin sein philosophischer Agnostizismus und Skeptizismus ausgedrückt.

In der politischen Ökonomie ist Hume vor allem als einer der Begründer der *quantitativen Geldtheorie* bekannt geworden. Ebenso wie ihre anderen Verfechter ist auch Hume von der geschichtlichen Tatsache der sogenannten Preisrevolution ausgegangen. Nachdem im 17. und 18. Jahrhundert Gold und Silber aus Amerika nach Europa geflossen waren, gingen dort die Warenpreise allmählich in die Höhe. Hume hat selbst von einem Preisanstieg auf das Drei- bis Vierfache geschrieben. Hieraus hat er wohl auch den Schluß gezogen, daß, wenn die Geldmenge (vollwertiges Metallgeld) steigt, auch die Preise entsprechend in die Höhe gehen.

Aber der Schein trügt. Denn diesen ganzen Vorgang kann und muß man anders erklären. Die Entdekkung der reichen Lagerstätten bewirkte eine Senkung des Arbeitsaufwandes für den Abbau der Edelmetalle, so daß sich deren Wert verringerte. Da nun der Geldwert im Verhältnis zu den Waren gefallen war, mußten die Preise steigen.

Hume glaubte, daß eine beliebig große Menge vollwertigen Metall-[150]geldes in Umlauf sein könne, und der „Wert“ des Geldes (einfacher ausgedrückt, die Warenpreise) im Zirkulationsprozeß bestimmt werde, wenn eine Warenmenge auf eine Geldmenge treffe.

In Wirklichkeit treten Geld und Waren in die Zirkulation bereits mit einem Wert ein, der vom gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwand bestimmt ist. Und deshalb kann bei gegebener Umlaufgeschwindigkeit des Geldes nur eine bestimmte Geldmenge im Umlauf sein. Wenn sich ein Überschuß bildet, so geht er entweder in das Ausland oder wird als Schatz gehortet.

Ganz anders ist es mit Papiergeld. Es kann der Zirkulation nirgendwohin entfliehen. Die Kaufkraft jedes Scheines hängt (neben anderen Faktoren) von der Menge der Scheine ab. Werden mehr ausgegeben, als für die Zirkulation vollwertigen Metallgeldes erforderlich ist, so werden sie entwertet. Man bezeichnet dies bekanntlich als Inflation. Hume hat den Umlauf von Gold und Silber untersucht und dabei eigentlich Erscheinungen der Papiergeldzirkulation beschrieben.

Humes Verdienst besteht darin, daß er die Aufmerksamkeit auf Probleme gelenkt hat, die heute in der politischen Ökonomie eine große Rolle spielen: Wovon wird die für die Zirkulation notwendige Geldmenge bestimmt? Wie wirkt die Geldmenge auf die Preise ein? Worin besteht die Spezifik der Preisbildung bei einer Geldentwertung?

[151]

7. Kapitel: Doktor Quesnay und seine Sekte

[152] Zu ihrer Berufung (und Anerkennung) kommen die Menschen auf verschiedene Weise. Newton war mit zwanzig Jahren überzeugt, daß aus ihm ein Philosoph, Mathematiker und Physiker werden würde, und mit fünfundzwanzig Jahren hatte er es bereits zu bedeutenden Entdeckungen gebracht. Dagegen war zum Beispiel Marat bis zum Alter von fünfzig Jahren Arzt und beschäftigte sich mit chemischen Experimenten, seine politischen Schriften aber blieben fast unbemerkt. Erst die Revolution machte ihn schließlich zum Tribun und Führer der Massen.

Auch François Quesnay war Arzt und Naturforscher. Er hat in einer anderen Epoche gelebt und ist auch ein anderer Mensch gewesen als Marat. Und er hat es auch nicht zum Tribun, sondern zum ökonomischen Denker gebracht. Quesnay ist der wohl größte französische Politökonom des 18. Jahrhunderts gewesen. Mit politischer Ökonomie hat er sich jedoch erst befaßt, als er beinahe sechzig Jahre alt war. Zu dieser Zeit hatte er schon mehrere Dutzend medizinische Arbeiten verfaßt. Die letzten Lebensjahre (er ist achtzig Jahre alt geworden) hat Quesnay im engen Kreis seiner Freunde, Schüler und Anhänger verbracht. Er war ein Mensch, auf den die Worte Larochefoucaulds zutreffen: „Alt zu werden, ist eine Kunst, die nur wenige beherrschen." Jemand aus seinem Bekanntenkreis hat ihn so eingeschätzt: „Er hat den Kopf eines Dreißigjährigen auf dem Rumpf eines Achtzigjährigen."

Das Zeitalter der Aufklärung

„Die großen Männer, die in Frankreich die Köpfe für die kommende Revolution klärten, traten selbst äußerst revolutionär auf. Sie erkannten keine äußere Autorität an, welcher Art sie auch sei. Religion, Naturanschauung, Gesellschaft, Staatsordnung, alles wurde der schonungslosesten Kritik unterworfen; alles sollte seine Existenz vor dem Richterstuhl der Vernunft rechtfertigen oder auf die Existenz verzichten."[1]

In der glänzenden Kohorte der Denker des 18. Jahrhundert nehmen Quesnay und Turgot, die Begründer der klassischen Schule der französischen bürgerlichen politischen Ökonomie, einen Ehrenplatz ein.

Die Aufklärung entstand, als das schmutzig gewordene Eis des Feudalismus unter dem Druck neuer sozialer Kräfte zu schmelzen begann. Die Aufklärer hofften, daß dieses Eis unter den gleißenden Strahlen der Sonne der befreiten Vernunft weiter schmelzen würde. Aber dazu sollte es nicht kommen. Das Eis zerbarst vielmehr unter den Schlägen der Revolution, und die aus der jüngeren Generation der Aufklärer, die sie noch erleben sollten, unter ihnen auch Physiokraten, wichen vor der entfesselten Volkswut erschreckt zurück.

[153] Von allen Aufklärern hat Quesnay der materiellen Basis, der Produktionsbasis der Gesellschaft am nächsten gestanden. Als Quesnays wissenschaftliche Aktivität begann, unterschied sich Frankreichs Wirtschaft nur wenig von der zu Beginn des Jahrhunderts, der Schaffenszeit von Boisguillebert. Noch immer war Frankreich ein Land der Bauernwirtschaft, und die Lage der Bauern hatte sich in dem halben Jahrhundert kaum zum Besseren verändert. Ebenso wie Boisguillebert hat auch Quesnay seine ökonomischen Arbeiten mit der Beschreibung der katastrophalen Lage der französischen Landwirtschaft begonnen. In seinem Aufsatz „Die Pächter", der 1756 in der berühmten „Enzyklopädie" von Diderot und d'Alembert erschien, spricht er vom „ungeheuren Verfall der Landwirtschaft Frankreichs".

Aber eines hatte sich in diesem halben Jahrhundert verändert: Vor allem in Nordfrankreich war die Klasse der kapitalistischen Farmer entstanden, die entweder selbst Boden besaßen oder es von den Grundbesitzern pachteten. Mit dieser Klasse verbanden sich Quesnays Hoffnungen auf den Fortschritt in der Landwirtschaft, und er hielt diesen Fortschritt für die Grundlage einer gesunden ökonomischen und politischen Entwicklung der ganzen Gesellschaft.

Frankreich schmachtete unter sinnlosen, das Land ruinierenden Kriegen: unter dem sogenannten Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) und besonders unter dem Siebenjährigen Krieg (1756–

[1] Engels, F., Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring), in: Marx/Engels, Werke, Bd. 20, Berlin 1971, S. 16.

1763). In diesen Kriegen büßte es fast alle Überseebesitzungen und den vorteilhaften Handel mit diesen Gebieten ein. Auch in Europa wurde seine Stellung geschwächt. Die Industrie diente vor allem dem Luxus sowie der Verschwendungssucht des Hofes und der oberen Stände, während sich die Bauern überwiegend mit Erzeugnissen des Hausgewerbes begnügten. Der skandalöse Zusammenbruch des Lawschen Systems hatte das Kredit- und Bankwesen zur Stagnation verurteilt. Industrie, Handel und Finanzwesen waren in den Augen vieler Menschen, die Mitte des 18. Jahrhunderts dem gesellschaftlichen Bewußtsein Ausdruck verliehen, kompromittiert. Die Landwirtschaft schien die letzte Zuflucht des Wohlergehens und des Natürlichen auf dieser Welt zu sein.

Wenn Law ein Romantiker des Kredits gewesen war, dann wurde Quesnay zum Romantiker der Landwirtschaft, obgleich in seiner Persönlichkeit, in seinem Charakter nichts von einem Romantiker war. Übrigens sollte sich dieser Mangel bei dem Lehrer in einem Zuviel an Schwärmerei bei einigen seiner Schüler, besonders beim Marquis de Mirabeau rächen.

Die Nation war von einer Welle der Begeisterung für die Landwirtschaft erfaßt. Am Hofe war es Mode geworden, über sie zu sprechen, und in Versailles haute man Bauernhöfe en miniature. In der Provinz entstanden Gesellschaften zur Förderung der Landwirtschaft die sich bemühten, „englische", das heißt produktivere Methoden der [154] Bodenbewirtschaftung einzuführen. Viele Schriften über Agronomie wurden veröffentlicht.

Unter diesen Verhältnissen fanden Quesnays Ideen bald Anklang, wenngleich sein Interesse an der Landwirtschaft ganz anderer Art war. Ausgehend von der Vorstellung, daß die Landwirtschaft der einzige produktive Wirtschaftsbereich sei, arbeiteten Quesnay und seine Schule ein Programm wirtschaftlicher Reformen aus, das gegen die Feudalherrschaft gerichtet war. Später versuchte Turgot, sie durchzusetzen. Die Revolution hat sie dann weitgehend verwirklicht.

Quesnay und seine Anhänger waren im Grunde viel weniger revolutionär und demokratisch gesinnt als der eigentliche Kern der Aufklärer, an dessen Spitze Diderot stand, ganz zu schweigen von ihrem linken Flügel, aus dem später der utopische Sozialismus hervorgehen sollte. „Dabei sind sie im allgemeinen Männer von besonnenem und ruhigem Auftreten, lautere Menschen, ehrbare Beamte, Kenner der Verwaltung",[2] schrieb Tocqueville, ein französischer Historiker des vorigen Jahrhunderts, über sie. Selbst der leidenschaftliche Mirabeau hatte sich die damals geläufige Redensart fest eingeprägt: In Frankreich besteht die Kunst des Wortes darin, alles zu sagen und trotzdem nicht in die Bastille zu kommen. Dennoch hatte man ihn eines Tages ins Gefängnis geworfen, doch der einflußreiche Doktor Quesnay konnte ihn schnell wieder frei bekommen. Die kurze Zeit seiner Verhaftung aber ließ ihn noch populärer werden. Doch von jetzt an war er vorsichtiger.

Aber objektiv gesehen war die Tätigkeit der Physiokraten sehr revolutionär, und sie brachte die Grundfesten des „ancien régime" ins Wanken. Marx schrieb in den „Theorien über den Mehrwert" über Turgot, daß er einer der direkten Väter der Französischen Revolution gewesen sei.[3]

Der Medikus der Marquise de Pompadour

Die Favoritin war erst Anfang dreißig, aber die Zuneigung des leichtfertigen und genußsüchtigen Monarchen verblaßte mehr und mehr. Später übernahm die Pompadour die Regie seines Harems und konnte sich auf diese Weise bis zu ihrem Ende an der Macht halten. An der Seite der beiden mächtigsten Leute in Frankreich stand Doktor Quesnay. Er war Leibarzt der Marquise und gehörte zu den Medizi des Königs. Der etwas gebeugt gehende, unauffällig gekleidete, immer ruhige und etwas spöttische Doktor wußte um viele Staatsgeheimnisse und intime Begebenheiten bei Hofe. Aber er konnte schweigen, und diese Eigenschaft schätzte man mindestens ebenso wie seine ärztliche Kunst.

[155] Der König trank gern Bordeaux, aber er mußte auf ihn verzichten, weil es Quesnay verlangte; denn dieser Wein, so meinte er, sei zu schwer für des Monarchen Magen. Doch zum Abendessen pflegte Ludwig meist so viel Champagner zu trinken, daß er sich zuweilen kaum noch auf den Beinen

[2] Tocqueville, A. de, Das Zeitalter der Gleichheit, Köln und Opladen, 1967, S. 191.
[3] Vgl. Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 319.

halten konnte, wenn er sich in das Gemach der Marquise begab. Hin und wieder wurde ihm schlecht, und für diese Fälle war Quesnay stets zur Hand. Mit einfachen Mittelchen brachte er dem Patienten Erleichterung und beruhigte zugleich die Marquise, die vor Angst bebte: Was würde geschehen, wenn der König in ihrem Bett stürbe? Morgen schon würde man sie des Mordes anklagen. Quesnay sagte dann in seiner sachlichen Art, daß eine solche Gefahr nicht bestünde, der König wäre ja erst vierzig; wäre er sechzig, so könnte man sich für sein Leben nicht verbürgen. Der erfahrene, kluge Doktor, der in seinem Leben schon Bäuerinnen und Edelfrauen, Krämerinnen und Prinzessinnen geheilt hatte, verstand die Pompadour ohne viel Worte.

In der Medizin bevorzugte Quesnay einfache und natürliche Mittel und verließ sich meist auf die Gaben der Natur. Seine gesellschaftlichen und ökonomischen Auffassungen entsprachen diesem Charakterzug ganz und gar. Denn das Wort *Physiokratie*, das er selbst geprägt hatte,[4] bedeutet Herrschaft der Natur (vom Griechischen „physis“ – Natur und „kratos“ – Macht, Herrschaft).

Ludwig XV. war Quesnay wohlgesinnt und nannte ihn „mein Denker“. Er erhob den Doktor in den Adelsstand und wählte ihm das Wappen selbst aus. Im Jahre 1758 druckte der König auf der Druckpresse, die der Doktor für seine physikalischen Experimente aufgestellt hatte, eigenhändig die ersten Seiten des „Tableau économique“, des Werkes, das Quesnay später berühmt gemacht hat. Aber Quesnay schätzte den König nicht sehr und hielt ihn im tiefsten Inneren für ein unheilvolles Nichts. Ludwig XV. war durchaus nicht der Herrscher, der den Physiokraten vorschwebte, er war kein weiser und aufgeklärter Hüter des Gesetzes.

Seinen ständigen Aufenthalt am Hofe und seinen Einfluß nutzend, versuchte Quesnay aus dem Dauphin, dem Sohn Ludwigs XV. und Thronfolger, und nach dessen Tod aus dem neuen Dauphin, dem Enkel des Königs und späteren Ludwig XVI., einen solchen Herrscher zu machen. Aus dieser Zeit ist uns die folgende Anekdote überliefert worden. Der Dauphin (der Sohn des Königs) beklagte sich bei Quesnay über die schwierigen Pflichten eines Monarchen. „Monseigneur, ich finde das gar nicht“, antwortete der Doktor. Der Dauphin: „Aber was würde er tun, wäre er König?“ Quesnay: „Ich würde nichts tun.“ Der Dauphin: „Aber wer soll dann den Staat verwalten?“ Quesnay: „Die [156]

François Quesnay

[157] Gesetze.“ Über Quesnay sind viele solcher Geschichten bekannt geworden. Für ihre Glaubwürdigkeit kann man sich kaum verbürgen, aber sie vermitteln uns meist ein recht treffendes Bild vom Charakter dieses ungewöhnlichen Menschen.

François Quesnay wurde im Jahre 1694 im Dorf Méré bei Versailles als achtes der dreizehn Kinder des Nicolas Quesnay geboren. Seinerzeit hielt man Quesnays Vater für einen Advokaten oder

[4] Anderen Auffassungen zufolge soll Dupont de Nemours, sein engster Schüler und Anhänger, diesen Begriff geprägt haben. Auf ihn kommen wir noch zurück.

Gerichtsbeamten. Aber später stellte sich heraus, daß diese Version von dem Schwiegersohn des Doktor Quesnay stammte, der bald nach dessen Tod die erste Biographie seines Schwiegervaters veröffentlichte und bemüht war, Quesnays Herkunft wenigstens ein bißchen zu veredeln. Heute wissen wir aus Dokumenten, daß Nicolas ein einfacher Bauer gewesen ist, der nebenbei einen kleinen Handel betrieben hat.

Bis zu seinem elften Lebensjahr konnte François nicht lesen und schreiben. Dann wurde er von einem gutherzigen Menschen, einem Gemüsegärtner und Tagelöhner, unterrichtet. Später nahm sich der Dorfküster seiner an, bis er schließlich die Volksschule im benachbarten Städtchen besuchen konnte. Während der ganzen Zeit mußte er auf dem Feld und daheim schwer arbeiten, und zwar um so mehr, weil der Vater starb, als François dreizehn Jahre alt war.

Ein Biograph Quesnays berichtet, daß der Knabe mit ungewöhnlicher Leidenschaft las. So brachte er es fertig, beim Morgengrauen das Haus zu verlassen, nach Paris zu laufen, dort das gewünschte Buch zu suchen und nach einigen Dutzend Kilometern Fußweg nachts wieder daheim zu sein. Zugleich spricht diese Verhaltensweise von seiner zähen, ausdauernden Bauernnatur. Quesnay ist bis zu seinem Lebensende bei kräftiger Gesundheit geblieben, wenn man von der Gicht absieht, die ihn verhältnismäßig früh zu quälen begonnen hat.

Mit siebzehn Jahren entschloß sich Quesnay, Chirurg zu werden, und ließ sich als Gehilfe beim Medikus des Dorfes anstellen. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, Blut abzuzapfen: Der Aderlaß war damals die Heilmethode, die man bei fast allen Leiden anwandte. So schlecht es mit der Lehre damals auch bestellt war, Quesnay widmete sich dem Studium mit ganzem Eifer und großem Ernst. Von 1711 bis 1717 lebt er in Paris, wo er bei einem Graveur arbeitet und zugleich im Hospital praktiziert. Mit dreiundzwanzig Jahren steht er bereits soweit auf eigenen Füßen, daß er die Tochter eines Pariser Kolonialwarenhändlers mit einer ansehnlichen Mitgift heiratet, das Chirurgendiplom erhält und eine Praxis in der Stadt Mantes eröffnet. Hier bleibt er siebzehn Jahre und wird dank seinem Fleiß, seiner Tüchtigkeit und seiner Fähigkeit, der Menschen Vertrauen zu gewinnen, zum bekanntesten Arzt des ganzen Bezirks. Er ist Geburtshelfer (und in dieser Eigenschaft genießt er besonders großen Ruhm), läßt zur Ader, zieht Zähne und führt für die damalige Zeit sehr komplizierte Operationen aus. Mehr und mehr Aristokraten aus der Umgebung [158] gehören zu seinen Patienten, bald zählt er auch führende Köpfe seiner Zeit aus Paris zu seinem Bekanntenkreis und veröffentlicht mehrere medizinische Schriften.

Im Jahre 1734 verläßt der inzwischen verwitwete Quesnay mit seinen zwei Kindern Mantes, um das Angebot des Herzogs de Villeroi, dessen Hausarzt zu werden, anzunehmen. In den dreißiger und vierziger Jahren widmet er dem Kampf, den die Chirurgen gegen die „Fakultät“, die offizielle medizinische Lehre, führen, viel Kraft und Zeit. Hierbei handelte es sich darum, daß die Chirurgen nach einer antiquierten Satzung zur gleichen Handwerkerzunft wie die Barbiere gehörten und keine Heilbehandlungen ausführen durften. Quesnay stellt sich an die Spitze der „Chirurgenpartei“, die schließlich den Sieg erringt. Zu dieser Zeit veröffentlicht Quesnay sein naturwissenschaftliches Hauptwerk, eine Art medizinisch-philosophische Abhandlung, in der er sich mit Grundfragen der Medizin befaßt: mit dem Verhältnis zwischen der Theorie und der ärztlichen Praxis, mit der medizinischen Ethik u. a.

Ein wichtiges Ereignis in Quesnays Leben fällt in das Jahr 1749. Er wird Leibarzt der Marquise de Pompadour, die ihn sich vom Herzog „ausgebeten“ hat. Quesnay richtet sich im Entresol, im Zwischengeschoß des Schlosses Versailles ein, das in der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft noch eine wichtige Rolle spielen soll. Zu dieser Zeit ist Quesnay schon ein sehr wohlhabender Mann. Allein sein Gut, das er nach der Erhebung in den Adelstand erworben hat und in dem sich die Familie seines Sohnes einrichtet, hat ihn 118.000 Livre gekostet.

Die Medizin nimmt in Quesnays Leben und Wirken einen wesentlichen Platz ein. Von der Medizin kommt er über die Philosophie zur politischen Ökonomie. Der menschliche Organismus und die Gesellschaft, der Blutkreislauf oder der Stoffwechsel im Körper des Menschen und die Zirkulation des Produkts in der Gesellschaft, diese biologische Analogie gibt Quesnay den Anstoß, und sie ist auch heute noch ganz nützlich.

In seiner Wohnung im Entresol des Schlosses Versailles hat Quesnay fünfundzwanzig Jahre gewohnt. Erst ein halbes Jahr vor seinem Tode, als Ludwig XV. gestorben war und der neue Machthaber die Reste der alten Herrschaft aus dem Schloß hinausfegte, war er gezwungen, sie zu verlassen. Quesnays Wohnung bestand nur aus einem großen, jedoch niedrigen und ziemlich dunklen Zimmer sowie zwei Kammern. Dennoch wurde sie bald zu einem beliebten Versammlungsort der „Gelehrtenrepublik" – von Wissenschaftlern, Philosophen und Schriftstellern, die sich Anfang der fünfziger Jahre um die „Enzyklopädie" geschart hatten. Diderot, d'Alembert, Buffon, Helvétius und Condillac zählten zu den häufigen Besuchern. Es waren nicht die großartigen, glänzenden Diners wie, in der Villa des Barons Holbach, keine „Generalstaaten" der Philosophie. sondern eher bescheidene und [159] intime Zusammenkünfte. Später, als Quesnays Sekte[5] entstanden war, nahmen die Zusammenkünfte einen etwas anderen Charakter an. Jetzt saßen hauptsächlich Schüler und Anhänger Quesnays am Tisch, oder es waren Leute, die von diesen dem Maître vorgestellt wurden. Im Jahre 1766 hat auch Adam Smith hier ein paar Abende verbracht.

Was war nun Quesnay für ein Mensch?

Aus den zahlreichen, recht widersprüchlichen Berichten von Zeitgenossen Quesnays erhalten wir das Bild eines verschmitzten Weisen, der seine Weisheit etwas hinter der Maske des Naiven verbarg. Man hat ihn oft mit Sokrates verglichen. Er soll gern in Gleichnissen mit tiefem und nicht gleich verständlichem Sinn gesprochen haben. Quesnay war sehr bescheiden und strebte nicht nach persönlichem Ruhm: Oft überließ er seinen Schülern ohne jedes Bedauern die Ehre, seine Ideen zu publizieren. An seinem Äußeren war nichts Auffallendes, und wenn ein Neuer zum „Entresolklub" stieß, so war es durchaus möglich, daß er nicht gleich erkannte, wer hier der Hausherr und Vorsitzende war. „Klug wie der Teufel", hat einmal der Bruder des Marquis de Mirabeau gesagt, nachdem er bei Quesnay gewesen war. „Listig wie ein Affe", bemerkte ein Höfling, der eine von Quesnays Fabeln gehört hatte. So zeigt er sich auch auf einem im Jahre 1767 entstandenen Porträt: ein unschönes plebejisches Gesicht mit einem etwas ironischen Lächeln und durchdringenden klugen Augen.

Eine neue Wissenschaft

Der Bauer hat sein Landstück gepflügt, mit Dünger bestreut, den Samen in die Erde gebracht und kann schließlich ernten. Von der Ernte sät er wieder, legt Korn für die Ernährung seiner Familie zurück, einen weiteren Teil verkauft er, um aus der Stadt die notwendigsten Waren zu kaufen, und stellt schließlich erfreut fest, daß noch etwas übriggeblieben ist. Was kann einfacher sein als diese Geschichte? Aber gerade solche Dinge haben Doktor Quesnay auf die verschiedensten Gedanken gebracht.

Quesnay wußte sehr gut, was aus diesem Überschuß wird: Der Bauer liefert ihn in Geld- oder Naturalform dem Senior, dem König und der Kirche ab. In einer von seinen Arbeiten hat er sogar die Anteile beziffert, die jeder erhält: der Senior erhält vier, der König zwei und die Kirche ein Siebentel. Zwei Fragen erheben sich.

Erstens: Mit welchem Recht stehlen diese drei den kleinen Leuten einen bedeutenden Teil der Ernte oder des Einkommens?

[160] Zweitens: Woher stammt der Überschuß?

Die erste Frage hat Quesnay ungefähr so beantwortet: König und Kirche sind tabu, sie sind gewissermaßen von Gott gegeben. Für die Senioren fand er eine recht originelle Erklärung: Ihre Rente sei der rechtmäßig zustehende Anteil für gewisse „Bodenvorschüsse" (avances foncières), für Investitionen, die sie angeblich in alten Zeiten auf sich genommen haben, um das Land urbar zu machen. Ob Quesnay selbst daran geglaubt hat, läßt sich kaum sagen. Jedenfalls konnte er sich keine Landwirtschaft ohne Gutsbesitzer vorstellen. Die Antwort auf die zweite Frage schien ihm noch klarer gewesen zu sein. Das Land selbst, die Natur liefert diesen Überschuß! So gehört er ganz natürlich dem, der Eigentümer des Landes ist.

[5] So nannte man die Schule der Physiokraten. Dabei bedeutete dieses Wort nichts Negatives, keine Ironie. Hier handelte es sich um den engen geistigen Zusammenschluß der Anhänger Quesnays. Auch Adam Smith, der Quesnay große Achtung entgegengebracht hat, schreibt in seinem „Reichtum der Nationen" über die Sekte.

Das überschüssige landwirtschaftliche Produkt, das nach Abzug aller Produktionskosten verbleibt, bezeichnete Quesnay als *Nettoprodukt* (produit net) und analysierte dessen Produktion, Verteilung und Umlauf. Das Nettoprodukt der Physiokraten ist das Urbild des Mehrprodukts und des Mehrwerts, obgleich sie es auf die Grundrente reduzierten und für die natürliche Frucht des Bodens hielten. Ihr großes Verdienst besteht darin, daß sie „die Untersuchung über den Ursprung des Mehrwerts aus der Sphäre der Zirkulation in die Sphäre der unmittelbaren Produktion selbst verlegt und damit die Grundlage zur Analyse der kapitalistischen Produktion gelegt (haben).“[6]

Aber warum haben Quesnay und die Physiokraten den Mehrwert nur in der Landwirtschaft erkannt? Wohl deshalb, weil seine Produktion und Aneignung dort am deutlichsten auf der Hand lag. In der Industrie war er ungleich schwerer zu erkennen. Das Wesen dieses Problems besteht darin, daß der Arbeiter je Zeiteinheit mehr Wert schafft als sein eigener Unterhalt kostet. Aber er stellt keinesfalls die Erzeugnisse her, die er selbst verbraucht. Vielleicht produziert er sein ganzes Leben Schrauben und Muttern, aber er ißt Brot, mitunter auch Fleisch, und er trinkt sehr wahrscheinlich Wein oder Bier. Um hier den Mehrwert zu erkennen, muß man wissen, wie die Schrauben und Muttern, das Brot und der Wein auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können, das heißt, man muß den Wertbegriff kennen. Aber diesen Begriff hatte Quesnay nicht, er interessierte ihn auch gar nicht.

In der Landwirtschaft erscheint der Mehrwert als Geschenk der Natur statt als Frucht menschlicher Arbeit. Er existiert in der Naturalform des Mehrprodukts, besonders in Form von Getreide. Für sein Modell hat sich Quesnay nicht auf den kleinbäuerlichen Halbpächter gestützt, sondern auf den von ihm bevorzugten Gutspächter, der Arbeitsvieh und einfache Arbeitsinstrumente besitzt und Landarbeiter beschäftigt. [161] Die Beschäftigung mit der Wirtschaft dieses Pächters brachte Quesnay zu einer gewissen Analyse des Kapitals, wenngleich wir das Wort „Kapital“ bei ihm nicht finden. Er begriff auch, daß beispielsweise die Trockenlegung von Land, die Gebäude, Pferde, Pflüge und Eggen einen Typ und das Saatgut sowie die Landarbeiter einen anderen Typ von Vorschüssen verlangen. Der erste Typ des Aufwands fällt in mehreren Jahren nur einmal an und rentiert sich erst allmählich. Der zweite Typ fällt jedes Jahr oder ständig an und muß mit jeder Ernte beglichen werden. Demgemäß sprach Quesnay von ursprünglichen Vorschüssen – avances primitives (wir bezeichnen sie heute als fixes Kapital) – und jährlichen Vorschüssen – avances annuelles (zirkulierendes Kapital). Diese Ideen hat später Adam Smith aufgegriffen und weitergeführt. Heute gehören sie zum Grundwissen des Ökonomen, für die damalige Zeit aber war eine solche Analyse eine bedeutende Leistung. In den „Theorien über den Mehrwert“ beginnt Marx seine Betrachtungen über die Physiokraten mit folgenden Worten: „Die Analyse des *Kapitals*, innerhalb des bürgerlichen Horizonts, gehört wesentlich den Physiokraten. Dies Verdienst ist es, das sie zu den eigentlichen Vätern der modernen Ökonomie macht.“[7]

Mit der Einführung dieser Begriffe hat Quesnay die Grundlage für die Analyse des Umschlags und der Reproduktion des Kapitals, das heißt der ständigen Erneuerung und Wiederholung des Produktions- und Absatzprozesses geschaffen, was für die rationelle Führung der Wirtschaft sehr große Bedeutung hat. Den Begriff *Reproduktion*, der in der marxistischen politischen Ökonomie eine so große Rolle spielt, hat zuerst Quesnay angewandt.

Bei Quesnay besteht die damalige Gesellschaft aus drei Klassen: „*die produktive Klasse*, die *Klasse der Grundeigentümer, die sterile Klasse*.“[8]

Auf den ersten Blick mag dieses Schema seltsam anmuten. Aber es ergibt sich ganz logisch aus den Grundlagen von Quesnays Lehre und widerspiegelt sowohl ihre Vorzüge als auch ihre Mängel. Die produktive Klasse besteht natürlich aus den Landwirten, die nicht nur den Aufwand für ihr Kapital ersetzen und sich ernähren, sondern auch ein Nettoprodukt erzeugen. Die Klasse der Grundeigentümer besteht aus denjenigen, die das Nettoprodukt erhalten: aus den Gutsbesitzern, dem Hof, der Kirche sowie aus ihrem ganzen Gefolge. Die sterile Klasse bilden schließlich alle übrigen, das heißt, um

[6] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 14.
[7] Ebenda, S. 12.
[8] Zitiert bei Marx. Vgl. ebenda, S. 24.

mit Quesnays Worten zu sprechen, „alle die Bürger, die mit anderen Diensten und mit anderen Arbeiten als denen der Agrikultur beschäftigt sind“.

Wie faßte nun Quesnay diese Sterilität auf? Die Handwerker, Arbeiter [162] und Händler sind für ihn in einem ganz anderen Sinne steril als die Grundeigentümer, denn natürlich arbeiten sie. Aber durch ihre nicht an den Boden gebundene Arbeit schaffen sie (nach Quesnays Ansicht) genau so viel Produkt, wie sie verbrauchen, sie wandeln nur das in der Landwirtschaft entstehende Produkt um. Quesnay meinte, daß diese Leute gewissermaßen bei den zwei anderen Klassen in Lohn stehen. Im Gegensatz zu ihnen arbeiten die Eigentümer nicht. Dafür aber seien sie Eigentümer des Bodens, des einzigen Produktionsfaktors, der nach Quesnays Ansicht den Reichtum der Gesellschaft mehren könne. Und ihre soziale Funktion bestehe eben in der Aneignung des Nettoprodukts.

Das Schema hat große Mängel. Beispielsweise rechnet Quesnay die Arbeiter und die Kapitalisten in der Industrie wie auch in der Landwirtschaft ein und derselben Klasse zu. Turgot hat diese Ungereimtheit schon teilweise berichtigt, und Smith hat sie dann ganz widerlegt.

Oder ein anderes nicht unwichtiges Detail. Wenn der Kapitalist nur eine Art Lohn erhält, wie kann er dann aus ihm Kapital akkumulieren? Um dies zu erklären, greift Quesnay zu einem Trick. Er sagt, daß nur die Akkumulation aus dem Nettoprodukt, das heißt aus dem Einkommen der Grundeigentümer normal, ökonomisch „gesetzmäßig“ sei. Der Fabrikant oder der Kaufmann könne nur akkumulieren, wenn er es nicht ganz „gesetzmäßig“ tue, indem er aus seinem „Lohn“ etwas abzwacke. Hier liegt auch der Ursprung der apologetischen Theorie von der Akkumulation durch Enthaltsamkeit der Kapitalisten. Überhaupt sah Quesnay die Gesellschaft vor allem als Zusammenarbeit der Klassen. So schreibt auch Schumpeter: „Quesnay aber ... stellte die Behauptung der allgemeinen Harmonie des Klasseninteresses auf, was ihn zum Vorläufer des *Harmonismus* (Say, Carey, Bastiat) des neunzehnten Jahrhunderts macht.“[9]

Aber natürlich reduziert sich Quesnays Lehre nicht darauf. Sehen wir uns einmal an, welche praktischen Schlüsse sich aus ihr ergaben. Natürlich war Quesnays erste Empfehlung die allseitige Förderung der Landwirtschaft in Gestalt der großen Farmen. Aber dann folgten mindestens zwei weitere Empfehlungen, die für die damalige Zeit nicht ganz so harmlos aussahen. Quesnay meinte nämlich, daß nur das Nettoprodukt als einzig wirklicher „Überschuß“ besteuert werden dürfe. Jede andere Steuer belaste die Wirtschaft nur. Aber was folgte daraus? Eben die Feudalherren, an deren so wichtige und ehrenvolle soziale Funktionen Quesnay glaubte, sollten die Steuern zahlen. Im damaligen Frankreich war es genau umgekehrt: Sie zahlten keinerlei Steuern. Und weil, so meinte Quesnay weiter, Industrie und Handel [163] von der Landwirtschaft „unterhalten“ werden, müsse man alles tun, daß dieser Unterhalt möglichst wenig koste. Dazu aber müsse man alle Beschränkungen und Einengungen von Produktion und Handel aufheben oder wenigstens abschwächen. Die Physiokraten waren Anhänger des laissez faire.

Das war die Lehre Quesnays in ihren Grundzügen. Und das war auch die physiokratische Lehre. Trotz all ihrer Mängel und Schwächen war sie eine geschlossene und für Theorie und Praxis jener Zeit progressive ökonomische und soziale Weltanschauung.

Ein magnum opus[10] hat Quesnay im Unterschied zu Smith oder Ricardo nicht geschrieben. Seine Ideen sind über viele kleinere Schriften und die Arbeiten seiner Schüler sowie Gleichgesinnter verstreut. Seine eigenen Werke sind zwischen 1756 und 1768 in verschiedener Form und oft anonym erschienen. Einige blieben Manuskript und sind erst im 20. Jahrhundert aufgefunden und veröffentlicht worden. Dem heutigen Leser fällt es schwer, mit Quesnays Werken zurechtzukommen, obgleich sie in einem gar nicht so umfangreichen Band Platz hätten: Seine Grundgedanken werden immer wieder und mit schwer verständlichen Nuancen und Varianten reproduziert und wiederholt. Das wichtigste finden wir wohl in zwei Arbeiten, die in den letzten Jahren von Quesnays literarischem Schaffen, in der Zeit, als die Physiokratie in der höchsten Blüte stand, erschienen sind. Das sind die

[9] Schumpeter, J. A., Geschichte der ökonomischen Analyse, Bd. 1, Göttingen 1965, S. 302.
[10] Ein alle Arbeiten und Anschauungen des Autors zusammenfassendes Hauptwerk, Lebenswerk (lat.).

„Analyse der arithmetischen Formel des Tableau économique“ (1766) und die „Allgemeinen Grundsätze der wirtschaftlichen Regierung eines agricolen Königsreichs“ (1768).

Im gleichen Jahr (1768) veröffentlichte Dupont de Nemours, ein Schüler Quesnays, sein Werk „Über die Herkunft und den Fortschritt der neuen Wissenschaft“. In diesem Buch wird das Fazit der zehnjährigen Entwicklung der Physiokratie gezogen. Möglicherweise hat Dupont de Nemours in diesen Titel nicht den gleichen Sinn gelegt, den wir heute darin sehen. Aber die Geschichte hat bewiesen, daß er genau ins Ziel traf: Mit Quesnays Werken entstanden tatsächlich die Grundzüge einer neuen Wissenschaft – der politischen Ökonomie in ihrer klassischen französischen Variante.

Die Physiokraten

Die Besonderheit der Physiokratie bestand darin, daß ihr bürgerlicher Inhalt unter einer feudalen Hülle zutage trat. Obgleich Quesnay nur das Nettoprodukt mit Steuern belegen wollte, widmete er sich doch hauptsächlich dem aufgeklärten Interesse der Besitzenden, denen er wachsenden Bodenertrag und Festigung der Landwirtschaft versprach. Diese „List“ entsprach ganz seinem Charakter. So sagte er zu seinen [164] Freunden über die Hautevolee – den König, die Minister und Aristokraten: „Wenn ich ihnen Moral predige, hören sie mich nicht an und erklären, ich sei ein verträumter Philosoph, oder sie denken, ich will über sie verfügen und schicken mich zum Teufel. So beschränke ich mich darauf, ihnen zu sagen: das ist ihr Interesse, das Interesse ihrer Macht, ihrer Vergnügungen und ihres Reichtums. Dann hören sie zu wie der Rede eines Freundes.“[11]

Und diese „List“ hatte erstaunlichen Erfolg. Natürlich geht es hier nicht nur um die Blindheit derer, von denen Quesnay spricht. Die Landaristokratie konnte tatsächlich nur bürgerliche Reformen retten, wie dies, wenngleich unter anderen Bedingungen, in England geschehen war. Aber im Rezept des Doktor Quesnay war diese bittere Medizin reichlich versüßt und unter einer angenehmen Aufmachung verborgen. Deshalb hatte die Schule der Physiokraten in den ersten Jahren auch großen Erfolg. Herzöge und Marquis übernahmen die Schirmherrschaft, und ausländische Monarchen interessierten sich für sie. Und die Philosophen der Aufklärung, besonders Diderot, schätzten sie sehr. Zunächst hatten die Physiokraten die Sympathie der am weitesten aufgeklärten Vertreter der Aristokratie und der aufstrebenden Bourgeoisie gewinnen können. Anfang der sechziger Jahre wurde neben dem „Entresolklub“ in Versailles, zu dem nur Auserwählte Zutritt hatten, im Haus des Marquis de Mirabeau in Paris eine Art öffentliches Zentrum eingerichtet. Hier propagierten und popularisierten die Schüler Quesnays (der selbst gelegentlich bei Mirabeau weilte) die Ideen des Meisters und warben neue Anhänger. Zum Kern der Sekte der Physiokraten gehörten auch der junge Dupont de Nemours[12] Lemercier de la Rivière und noch einige andere enge Vertraute Quesnays. Um diesen Kern gruppierten sich die Quesnay weniger nahestehenden Mitglieder der Sekte, verschiedene Sympathisierende und Mitläufer. Einen besonderen Platz nahm Turgot ein, der sich zum Teil den Physiokraten anschloß, aber ein viel zu großer und selbständiger Denker war, um nur das Sprachrohr des Meisters zu sein. Der Umstand, daß sich Turgot nicht dem Prokrustesbett anpassen konnte, das man aus dem Entresol von Versailles gezimmert hatte, läßt uns erkennen, daß die Physiokratenschule auch eine Kehrseite hatte.

Natürlich verdienen die Einigkeit und die Hilfsbereitschaft unter Quesnays Schülern, die unbedingte Treue zu ihrem Lehrer große Achtung. Aber allmählich wurde das zur Schwäche der Schule. Ihre ganze Aktivität reduzierte sich darauf, die Gedanken und selbst die Redewendungen Quesnays darzulegen und zu wiederholen. Seine Ideen [165] wurden immer mehr zu starren Dogmen. An den Dienstagen im Hause Mirabeau trat die Frische des Gedankens und der Diskussion mehr und mehr hinter starren Dogmen zurück. Die Physiokratie wurde zu einer Art Religion, Mirabeaus Villa zum Tempel und der Dienstag zum Gottesdienst.

Die Sekte wurde aus einer Gruppe Gleichgesinnter zu einer Sekte in jenem negativen Sinne, den wir heute in dieses Wort legen: zu einer Gruppe blinder, sich von allen Andersdenkenden abgrenzenden

[11] Zitiert in: „François Quesnay er la physiocratie“, t. 1, Paris 1958, S. 260 (franz.).
[12] Nach der Revolution emigrierte Dupont in die USA, wo sein Sohn ein Familienunternehmen begründete, aus dem später der gigantische Chemiekonzern E. I. Dupont de Nemours and Co. entstanden ist.

Aposteln starrer Dogmen. Dupont, der die Herausgabe der Schriften der Physiokraten unter sich hatte, „redigierte“ alles, was ihm in die Hände fiel, im physiokratischen Sinne. Besonders lächerlich war, daß er sich für einen noch größeren Physiokraten als selbst Quesnay hielt und sich weigerte, dessen frühe Schriften zu veröffentlichen (als Quesnay sie geschrieben hatte, war er nach Duponts Ansicht noch zu wenig Physiokrat gewesen).

Dieser Gang der Dinge wurde von einigen Charakterzügen Quesnays noch gefördert. D. I. Rosenberg schreibt in seiner „Geschichte der politischen Ökonomie“: „Zum Unterschied von William Petty, mit dem Quesnay die Ehre teilt, sich Schöpfer der politischen Ökonomie nennen zu dürfen, ist Quesnay ein Mensch von unerschütterlichen Prinzipien, aber auch mit einem starken Hang zum Dogmatismus, zum Doktrinären gewesen.“[13] Mit den Jahren hatte sich diese Neigung verstärkt, und seine Anbetung durch die Sekte hat sie noch gefördert. Quesnay hielt die Erkenntnisse der neuen Wissenschaft für „auf der Hand liegend“ und zeigte sich anderen Meinungen gegenüber intolerant, und die Sekte unterstützte diese Intoleranz in jeder Weise. Quesnay war davon überzeugt, daß seine Lehre universell, überall und jederzeit anwendbar wäre. Auf seine Schüler blickte er immer mehr herab, wie Jesus auf die Jünger, nämlich wie auf Männer, die den Menschen seine Offenbarung verkünden. Der Abbé Galiani, der selbst ein bedeutender Ökonom war, sagte über Quesnay: Er weist auch den Dümmsten nicht als Schüler zurück, wenn er nur Enthusiasmus zeigt.

Seine Bescheidenheit war um kein Jota kleiner geworden. Er suchte den Ruhm nicht, der stellte sich von selbst ein.

Seine Schüler hat er nie erniedrigt, sie demütigten sich selbst. In seinen letzten Lebensjahren war Quesnay unausstehlich starrköpfig geworden. Mit sechsundsiebzig Jahren beschäftigte er sich noch mit Mathematik und bildete sich ein, bedeutende Entdeckungen in der Geometrie gemacht zu haben. D’Alembert bezeichnete sie als ungereimtes Zeug. Die Freunde redeten auf den Greis ein, sich nicht zum Gespött zu machen und die Arbeit, in der er seine Ideen unterbreitete, nicht zu veröffentlichen. Es war alles vergebens. Als die Schrift [166] schließlich trotz allem im Jahre 1773 erschien, war Turgot wie niedergeschmettert: „Das ist doch der größte aller Skandale, das ist eine Sonne, die erloschen ist.“ Aber auch die Sonne ist nicht fleckenlos.

Quesnay starb im Dezember 1774 in Versailles. Bachaumont, der Verfasser eines Tagebuches, das uns wichtige Kenntnis über die Geschichte Frankreichs in jener Zeit vermittelt, schreibt: „Vor einigen Tagen ist Monsieur Quesnay verstorben. Er war Doktor der Medizin, aber mehr durch seine Schriften auf dem Gebiet der Agrikultur und der Staatsregierung bekannt, und Oberhaupt der Sekte der Ökonomen, die ihn meist le maître[14] nannten.“

Natürlich konnten die Physiokraten Quesnay durch nichts ersetzen. Zudem befanden sie sich bereits im Niedergang. Turgots Leitung hatte ihre Hoffnungen und ihre Aktivität noch einmal belebt, so traf sie sein Rücktritt um so schwerer. Eigentlich war das auch das Ende der Physiokratie. Dann war 1776 das Jahr, in dem Adam Smith’ „Reichtum der Nationen“ erschien. Die französischen Ökonomen der folgenden Generation – Sismondi, Say u. a. – stützten sich mehr auf Smith als auf die Physiokraten. Im Jahre 1815 warf der schon hochbetagte Dupont Say in einem Brief vor, daß dieser „seiner Amme“ ins Gesicht schlage. Say erwiderte ihm, daß er nach Quesnays Milch viel Brot und Fleisch genossen, das heißt Smith und die anderen neuen Ökonomen studiert habe.

Der Zerfall der Physiokratie in den siebziger Jahren war nicht nur auf ihre eigenen Mängel zurückzuführen. Sie stand im Feuer der Kritik verschiedener Seiten. Nachdem die Physiokraten die Gunst des Hofes verloren hatten, wurden sie Angriffsobjekt der Feudalaristokratie. Aber auch die Schriftsteller des linken Flügels der Aufklärerbewegung überhäuften sie mit Kritiken.

„Die Zickzack“ des Doktor Quesnay

Jean François Marmontel, der uns viel interessante Einzelheiten über Quesnay hinterlassen hat, schreibt in seinen Memoiren, daß der Doktor bereits 1757 begann, seine „Zickzacks des Nettoprodukts“ zu

[13] Rosenberg, D. I., Istorija polititscheskoi ekonomii, t. 1, Moskau 1940, S. 88 (russ.).
[14] Meister, Lehrer.

zeichnen. Das war das „Tableau économique“, das in vielen Auflagen erschien und in den Werken Quesnays selbst und seiner Schüler immer wieder erklärt wurde. Es existiert in mehreren Varianten. Aber in allen Varianten stellt das „Tableau“ ein und dasselbe dar: Mit Hilfe eines Zahlenbeispiels und einer Grafik zeigt es, wie das in der Landwirtschaft geschaffene Brutto- und Nettoprodukt des Landes in Natural- und Geldform unter den drei Gesellschaftsklassen, wie sie Quesnay definiert hat, zirkuliert.

Um das „Tableau économique“ aus heutiger Sicht wenigstens in den Grundzügen zu erläutern, leihen wir uns die Feder von Akademie-[167]mitglied Wassili Sergejewitsch Nemtschinow. In seiner mit dem Leninpreis ausgezeichneten Arbeit „Ökonomisch-mathematische Methoden und Modelle“ schreibt er: „Im 18. Jahrhundert, als die Wirtschaftswissenschaft ihren Anfang nahm, schuf ... François Quesnay ... das ‚Tableau économique‘. Es gehört zu den genialsten Leistungen des menschlichen Denkens. 1958 waren 200 Jahre seit der Veröffentlichung dieses Tableaus verflossen, aber die in ihm enthaltenen Ideen sind nicht verblaßt, sondern haben sogar noch einen höheren Wert erlangt ... Wollte man das Tableau Quesnays in modernen ökonomischen Begriffen kennzeichnen, so könnte es als der erste Versuch einer makroökonomischen Analyse aufgefaßt werden, in der der Begriff des gesellschaftlichen Gesamtprodukts einen zentralen Platz einnimmt ... Das ‚Tableau économique‘ François Quesnays ist in der Geschichte der politischen Ökonomie das erste makroökonomische Netz des Güterflusses in Natural-(Waren-) und Wertform. Die ihm zugrundeliegende Idee ist die Keimform künftiger ökonomischer Modelle. Insbesondere Karl Marx, der das Schema der erweiterten Reproduktion entwickelte, zollte der genialen Schöpfung François Quesnays ... die gebührende Anerkennung.“[15]

Der Grundgedanke der angeführten Zitate ist dem Leser verständlich, doch die Details müssen erklärt werden. Eine makroökonomische Analyse ist die Analyse der ökonomischen Gesamtgrößen (gesellschaftliches Produkt, Nationaleinkommen, Investitionen) und der damit zusammenhängenden ökonomischen Probleme. Im Gegensatz dazu liefert die Mikroökonomie eine Analyse der Kategorien und Probleme der Ware, des Wertes, des Preises usw. sowie des Kreislaufs des Einzelkapitals. Quesnays makroökonomisches Modell ist ein hypothetisches, auf gewissen Annahmen und Postulaten aufbauendes Schema der Reproduktion und Zirkulation des gesellschaftlichen Produkts. Es gehörte zu den wichtigsten Ausgangspunkten, auf die sich Marx für seine genialen Reproduktionsschemata gestützt hat.

In seinem Brief an Engels vom 6. Juli 1863 beschreibt Marx erstmalig seine Untersuchungen auf diesem Gebiet und umreißt in einem zahlenmäßigen und grafischen Beispiel, wie das Gesamtprodukt aus dem Aufwand an konstantem Kapital (Rohstoffe, Brennstoffe, Maschinen), an variablem Kapital (Arbeitslohn) und aus dem Mehrwert entsteht. Das Produkt wird in zwei Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion geschaffen: dort, wo die Maschinen hergestellt, die Rohstoffe gewonnen werden usw. (Abteilung I), und dort, wo die Konsumtionsmittel produziert werden (Abteilung II).[16]

[168] Wie sehr Quesnays Ideen Marx inspiriert haben, läßt sich daraus ersehen, daß er in einem Brief direkt unter sein Schema das „Tableau économique“ oder besser, dessen Inhalt darstellte. Natürlich unterscheidet sich Marx’ Schema selbst in dieser ursprünglichen Gestalt erheblich von Quesnays „Tableau“: In ihm ist die wirkliche Quelle des Mehrwerts, nämlich die Ausbeutung von Lohnarbeit angegeben. Aber wesentlich ist, daß bei Quesnay die Grundidee schon im Keim vorhanden war: *Der Reproduktions- und Realisierungsprozeß kann nur dann reibungslos ablaufen, wenn bestimmte volkswirtschaftliche Proportionen gewahrt werden.*

Ebenso wie Quesnay in seinem „Tableau“ war auch Marx in diesem ersten Schema von der *einfachen Reproduktion* ausgegangen, bei der sich Produktion und Realisierung jedes Jahr im gleichen Maßstab, ohne Akkumulation und Erweiterung wiederholen. Es ist der natürliche Weg vom Einfachen zum Komplizierten, vom Partiellen zum Allgemeineren. Einstein hatte zunächst eine partielle

[15] Nemtschinow, W. S., Ökonomisch-mathematische Methoden und Modelle, Berlin 1965, S. 87–89.
[16] In diesem Brief hält Marx die Abteilung, die Lebensmittel produziert, noch für Abteilung 1. W. S. Nemtschinow bemerkt dazu, daß Marx so verfahren sei, „als ob er darin den Physiokraten folgen würde“.

Relativitätstheorie geschaffen, die nur auf inertiale Bewegungen anwendbar war, und ging erst dann zur Entwicklung der allgemeinen Relativitätstheorie über.

Im zweiten Band des „Kapital“, den Engels erst nach dem Ableben des Verfassers veröffentlichte, hat Marx die Theorie der einfachen Reproduktion entwickelt und die Grundlagen für die Theorie der *erweiterten Reproduktion*, d. h. einer Reproduktion mit gegebener Akkumulation und Vergrößerung der Produktion gelegt. Diesen Problemen sind auch bedeutende ökonomische Arbeiten W. I. Lenins gewidmet.

Das Hauptproblem, mit dem sich Quesnay befaßt hat, ist, in der Sprache der heutigen Wissenschaft ausgedrückt, das Problem der volkswirtschaftlichen Grundproportionen, die die Entwicklung der Wirtschaft gewährleisten. Es genügt schon die Erwähnung dieses Problems, um seine Aktualität für die Gegenwart zu begreifen. Quesnays Ideen liegen den Zweigverflechtungsbilanzen zugrunde, die heute in vielen Ländern aufgestellt werden. Diese Bilanzen sind Spiegel der Produktionsverflechtungen zwischen den Zweigen und spielen eine zunehmende Rolle in der Leitung der Wirtschaft.

In letzter Zeit steigt das Interesse an Quesnay auch in der nichtmarxistischen politischen Ökonomie. Eindrucksvoll wurde der zweihundertste Geburtstag des „Tableau économique“ begangen, und Frankreich zählt Quesnay zu seinen nationalen Genien.

[169]

Kapitel 8: Denker, Minister und Mensch: Turgot

[170] Im Jahre 1858 schrieb der dreißigjährige Tschernyschewski für den „Sowremennik“ eine Rezension zu S. Murawjows Buch über Turgot. Statt einer Rezension wurde daraus eine glänzende Abhandlung über Turgot, die Physiokraten und die Hauptrichtungen in der europäischen politischen Ökonomie. Tschernyschewski wußte nicht, daß er damit den Auffassungen von Marx, die dieser in den gleichen Jahren niederschrieb (im Jahre 1858 erschien Marx’ „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“), erstaunlich nahe gekommen war.

Tschernyschewski wies nach, daß Quesnays und Turgots progressive Ideen von wirtschaftlicher Freiheit und kapitalistischem Fortschritt in der „Sayschen Schule“ zum Loblied auf das Kapital und zur Verteidigung der Ausbeutung geworden waren. Marx charakterisierte die „Saysche Schule“ als Hauptrichtung der vulgären politischen Ökonomie.

Turgots Tätigkeit und die Ursachen des Mißerfolges dieses Ministers der Reformen im Frankreich vor der Revolution hat Tschernyschewski so erklärt: Turgot versuchte mit Reformen das zu korrigieren, was nur noch eine Revolution „korrigieren“ konnte. Tschernyschewski wollte Turgot keineswegs verherrlichen. Im Gegenteil. Zum Unterschied von den Begeisterungsergüssen der „Sayschen Schule“, die in Turgot den Propheten der Kapitalherrschaft sah, schrieb er betont sachlich und sogar mit leichter Ironie über Turgots unerfüllt gebliebene, zerronnene Hoffnungen.

Turgot hatte etwas von einem Don Quichote, und Tschernyschewski erkannte das. Übrigens war er weniger in seinem Charakter als durch den Zwang der Umstände ein Don Quichote: Manchmal stellen sich selbst die besten Ideen und sinnvollsten Handlungen als Donquichotterie heraus. Aber dieser Vergleich trifft noch in anderer Hinsicht zu: Turgot war ein sehr edelsinniger Mensch, ein Mensch mit unbeugsamen Prinzipien und selten anzutreffender Uneigennützigkeit. Diese Eigenschaften waren am Hofe Ludwigs XV. und XVI. ebenso ungewöhnlich und unangebracht wie in der Phantasiewelt des Cervantes.

Der Denker

Anne-Robert-Jacques Turgot, baron de l’Aulne, galt schon zu Lebzeiten als ein bedeutender Mann. In ihm verband sich das Talent des Gelehrten und Schriftstellers mit der Weisheit des Staatsmannes und der Glaube an die menschliche Vernunft und den Fortschritt mit ungewöhnlicher Zivilcourage. Er war bei den verschiedensten, doch gleichermaßen bedeutenden Männern – Voltaire und d’Alembert, Franklin und Adam Smith – beliebt und geschätzt. Und das nicht ohne Grund!

Turgot wurde im Jahre 1727 in Paris geboren. Er entstammte einer alten normannischen Adelsfamilie, die auf jahrhundertealte Tra-[171]ditionen im Staatsdienst zurückblicken konnte. Sein Vater bekleidete in Paris ein Amt, das dem heutigen Amt eines Präfekten oder Bürgermeisters entsprach. Er war der dritte Sohn, und den Traditionen folgend, bestimmte ihn die Familie für die Kirche. Dadurch erhielt Turgot die beste Bildung, die man zu jener Zeit überhaupt bekommen konnte. Als er das Seminar mit Glanz absolviert hatte und sich an der Sorbonne auf den wissenschaftlichen Grad eines Lizentiaten der Theologie vorbereitete, schlug der dreiundzwanzigjährige Abbé, der Stolz der Sorbonne und aufgehende Stern des Katholizismus, plötzlich die geistliche Karriere aus.

Es war der Entschluß eines gereiften und denkenden Menschen. Turgot beschäftigte sich in diesen Jahren viel mit Philosophie, studierte die englischen Denker und neigte zum Materialismus und Deismus.[1] Der junge Turgot schrieb mehrere philosophische Arbeiten, die gegen den die äußere Welt als Schöpfung des menschlichen Bewußtseins erklärenden subjektiven Idealismus gerichtet waren. Die Fähigkeiten Turgots versetzten die Lehrer und Kommilitonen schon in seiner Jugendzeit in Erstaunen. Er beherrschte sechs Sprachen, studierte die verschiedensten Wissenschaften und besaß ein geradezu phänomenales Gedächtnis. Sein Kommilitone und Freund, der Abbé Morellet, erzählt, daß

[1] Eine Weltanschauung, die Gott als Ursache, als Ursprung der Welt anerkennt, aber die Religion als System von Dogmen, Ritualen usw. ablehnt. Marx bezeichnete den Deismus des 18. Jahrhunderts als eine bequeme Form, sich von der Religion loszusagen.

Turgot nach zweimaligem, ja sogar einmaligem Lesen hundertsechzig Verse behalten konnte. Natürlich war das nicht sein bedeutendstes Talent.

Quesnay hatte mit sechzig Jahren begonnen, sich mit der politischen Ökonomie zu beschäftigen. Turgot schreibt mit zweiundzwanzig Jahren eine in der Tiefe des Gedankens bemerkenswerte Arbeit über das Papiergeld und analysiert das Lawsche System und dessen Mängel. Aber das soll zunächst noch eine Ausnahme bleiben. Eigentlich interessieren ihn ökonomische Fragen nur im Rahmen philosophisch-historischer Probleme, denen er sich in diesen Jahren widmet.

Im Jahre 1752 erhält Turgot eine Stellung als Parlamentsrat. Dann kauft er sich für sein bescheidenes Erbe das Amt eines Gerichtsreferenten. Der Gerichtsdienst hindert ihn nicht, sich intensiv den Wissenschaften zu widmen und daneben noch Salons zu besuchen, wo sich die Pariser Intellektuellen konzentrierten. In den weltlichen wie auch in den philosophischen Salons wird der junge Turgot zum Mittelpunkt. Er lernt Diderot, d'Alembert und deren Mitarbeiter an der „Enzyklopädie" kennen. Für die „Enzyklopädie" verfaßt Turgot ein paar philosophische und ökonomische Artikel.

Eine wichtige Rolle in Turgots Leben hat Vincent Gournay, ein bedeutender und fortschrittlich gesinnter Staatsbeamter, gespielt, der [172]

Anne-Robert-Jacques Turgot

[173] auf dem Gebiet der Ökonomie zu seinem Lehrer wurde. Im Gegensatz zu den Physiokraten meinte Gournay, daß Industrie und Handel für das Gedeihen des Landes sehr wichtig seien. Doch trat er ebenso wie die Physiokraten gegen die das Handwerk beengende Zunftordnung und für die freie Konkurrenz auf. Wir hatten schon erwähnt, daß man ihm manchmal das berühmte Prinzip laissez faire, laissez passer zuschreibt. In den Jahren 1755 und 1756 bereiste Turgot in Begleitung Gournays, der das Amt eines Handelsintendanten bekleidete, mehrere Provinzen, um Handel und Industrie zu inspizieren. Als er nach seiner Rückkehr nach Paris zusammen mit Gournay Quesnays „Entresolklub" aufsuchte, hatte er sich gegen die extremen Ansichten der Physiokraten schon eine Meinung gebildet. Turgot stimmte wohl einigen Grundideen Quesnays zu und schätzte ihn auch persönlich sehr, aber in vieler Hinsicht ging er in der Wissenschaft eigene Wege. Gournay starb im Jahre 1759. In einer „Lobrede auf Vincent de Gournay", die Turgot kurz nach dessen Tod verfaßt hat, charakterisiert er nicht nur die Lehren seines verstorbenen Freundes, sondern legt auch seine eigenen ökonomischen Ideen zum ersten Mal in systematisierter Form dar.

Turgots wissenschaftliches und literarisches Wirken brach im Jahre 1761 mit seiner Berufung zum Intendanten des entlegenen Gouvernements Limoges ab. In Limoges verbrachte Turgot dreizehn Jahre, reiste aber in regelmäßigen Abständen nach Paris, wo er auch in den Wintermonaten lebte. Ein Intendant galt damals als Hauptrepräsentant der Zentralgewalt und war für alle Wirtschaftsfragen der Provinz zuständig. Seine wichtigste Aufgabe aber war, die Steuern für den König einzutreiben.

In dieser abgelegenen Gegend hat Turgot wohl zum ersten Mal etwas von dem verspürt, was die jungen, mit den besten Vorsätzen beseelten Gutsherren bei Lew Tolstoi angesichts der harten Wirklichkeit, der Unwissenheit und Weltfremdheit der unterdrückten Bauern empfanden. „Es gibt fast keinen Bauern, der lesen und schreiben kann und sehr wenige, auf deren Verstand oder Ehrlichkeit man sich verlassen kann; es ist eine dickköpfige Rasse, die sich selbst gegen solche Veränderungen stemmt, die ihr Leben verbessern sollen.“[2]

Aber Turgot legt die Hände nicht in den Schoß. Als energischer, selbstbewußter Mensch, der gewöhnt ist, seinen Willen durchzusetzen, beginnt er trotz vieler Schwierigkeiten, in seiner Provinz gewisse Reformen einzuführen. Er will die Steuererhebung vereinfachen, hebt die bei den Bauern verhaßte Wegeunterhaltungspflicht auf und baut mit gegen Lohn gedungenen Arbeitern gute Straßen; er organisiert den Kampf gegen Viehseuchen und Pflanzenschädlinge; er macht die Bevölkerung mit der Kartoffel bekannt und, um ein Beispiel zu geben, [174] befiehlt er seinem Koch, täglich zum Mittagessen für ihn und seine Gäste ein Mahl aus Kartoffeln zu bereiten.

Mißernten und Hunger mußten bewältigt werden. Mit Kühnheit und Vernunft kämpfte er gegen die Naturkatastrophen an und ging, wo es notwendig war, selbst von seinen theoretischen Grundsätzen ab, die verlangten, alles der Privatinitiative, der freien Konkurrenz und dem natürlichen Gang der Dinge zu überlassen. Turgot handelte wie ein fortschrittlich und humanistisch denkender Verwalter. Aber im allgemeinen läßt sich über sein Wirken in Limoges dasselbe sagen, was Tschernyschewski über den Minister Turgot gesagt hat: Er war ein guter Intendant, aber er war es vergebens. Unter der Monarchie Ludwigs XV. konnte er so furchtbar wenig tun, und er hat nur das getan, was in einigen Provinzen auch andere aufgeklärte und vernünftig denkende Intendanten getan haben.

Von Limoges aus und während seiner Reisen nach Paris verfolgt Turgot die Fortschritte der Physiokratie. Er lernt Dupont und den nach Paris gekommenen Adam Smith kennen. Seine eigentliche Arbeit in diesen Jahren aber sind endlose Referate, Berichte, Dienstschreiben und Zirkularbriefe. Nur in den seltenen Mußestunden kann er sich manchmal noch der Wissenschaft widmen. So kommt fast unbeabsichtigt im Jahre 1766 Turgots ökonomisches Hauptwerk zustande, die „Betrachtungen über die Bildung und Verteilung des Reichtums“. Die Grundideen dazu hatte er schon lange im Kopf vorbereitet und in Fragmenten, unter anderem auch in offiziellen Dokumenten, schon zu Papier gebracht.

Die Geschichte dieser Arbeit ist ungewöhnlich. Turgot hat sie auf Bitten seiner Freunde als Lehrbuch für zwei von jesuitischen Missionaren zur Ausbildung in Frankreich mitgebrachte junge Chinesen geschrieben. Dupont hat sie dann in den Jahren 1769–1770 veröffentlicht. Seiner Gewohnheit nach „frisierte“ er Turgot zum Physiokraten, so daß es schließlich zu einem ernsten Konflikt zwischen ihm und Turgot kam. Im Jahre 1776 hat Turgot selbst eine Auflage seines Buches veröffentlicht.

An den „Betrachtungen“ besticht die knappe Ausdrucksweise, die an Pettys beste Schriften erinnert. Sie bestehen aus hundert kurzen Thesen, einer Art ökonomischen Theoremen(manche sind allerdings schon Axiome). Turgots Theoreme sind streng in drei Abschnitte gegliedert. Bis zu Theorem 31 ist Turgot Physiokrat, Schüler Quesnays. Aber der Theorie vom Nettoprodukt gibt er eine Nuance, die Marx zu der Bemerkung veranlaßt, das physiokratische System finde sich „bei *Turgot* am entwickeltsten“[3]. Am entwickeltsten nicht im Sinne der Entwicklung der fehlerhaften Grundpositionen dieses Systems, sondern [175] im Sinne der in den Grenzen der Physiokratie wissenschaftlich besten Interpretation der Wirklichkeit. Turgot kommt dem Mehrwertbegriff recht nahe, als er unmerklich vom „reinen Geschenk der Natur“ zum durch die Arbeit des Landwirts geschaffenen Produktüberschuß übergeht, den sich der Eigentümer des Bodens, des wichtigsten Produktionsmittels, aneignet.

Die folgenden siebzehn Theoreme sind dem Wert, den Preisen und dem Geld gewidmet. Auf diesen Seiten sowie in einigen anderen Schriften Turgots haben bürgerliche Ökonomen hundert Jahre später die ersten Anfänge der subjektiven Theorien entdeckt, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts wie Unkraut wucherten. Ebenso wenig wie die ganze französische politische Ökonomie war auch Turgot in

[2] Zitiert in: D. Dakin, Turgot and the Ancien Regime in France. New York 1965, p. 37 (engl.).
[3] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 24.

der Lage, der wissenschaftlichen Arbeitswerttheorie näherzukommen. Bei Turgot wird der Tauschwert und der Preis einer Ware vom Verhältnis der Bedürfnisse zueinander, von der Intensität des Verlangens der am Austausch beteiligten Personen, des Verkäufers und des Käufers, bestimmt. Aber diese Gedanken haben mit dem Kern von Turgots Lehre wenig zu tun.

Den Anspruch auf einen besonderen Ehrenplatz in der Geschichte des ökonomischen Denkens hat sich Turgot eigentlich mit den letzten zweiundfünfzig Theoremen erworben.

Wir hatten schon erwähnt, daß bei den Physiokraten die Gesellschaft aus drei Klassen bestand: aus der produktiven Klasse (den Landwirten), den Grundeigentümern und der sterilen Klasse (allen anderen). Turgot liefert bemerkenswerte Ergänzungen zu diesem Schema. Bei ihm zerfällt die sterile Klasse gewissermaßen in „zwei Gruppen: Die erste Gruppe bilden die Manufakturunternehmer und Fabrikherren, sie sind Besitzer großer Kapitalien, die sie zur Erzielung von Gewinn verwenden, indem sie aus ihren Vorschüssen Arbeit geben. Die zweite Gruppe besteht aus den einfachen Handwerkern, die nichts besitzen als ihre Hände, die den Unternehmern nur ihre tägliche Arbeit vorschießen und deren Gewinn sich auf den Arbeitslohn reduziert“.[4]

Davon, daß sich der Lohn dieser Proletarier auf das Existenzminimum reduziert, spricht Turgot an anderer Stelle. Ganz analog „der Grundbesitzerklasse zerfällt auch die Fabrikantenklasse in zwei Gruppen von Menschen: in die Unternehmer oder Kapitalisten, die die Vorschüsse geben, und in die einfachen Arbeiter, die Lohn erhalten“.[5]

Dieses Gesellschaftsmodell aus fünf Klassen kommt der Wirklichkeit viel näher als Quesnays Modell, das die Gesellschaft nur in drei Klassen aufgliedert. Es bildet gewissermaßen die Brücke von den Physiokraten zu den englischen Klassikern, die nach dem Verhältnis zu den [176] Produktionsmitteln drei Hauptklassen unterschieden: Grundeigentümer, Kapitalisten und Lohnarbeiter. Sie haben sich von der prinzipiellen Abgrenzung zwischen Industrie und Landwirtschaft freigemacht, wozu Turgot sich noch nicht entschließen konnte.

Eine weitere bemerkenswerte Leistung Turgots war die Analyse des Kapitals, die gründlicher und schöpferischer ausfiel als die bei Quesnay. Quesnay hatte das Kapital eigentlich nur als eine Summe von Vorschüssen in verschiedener Naturalform (Rohstoffe, Lohn usw.) interpretiert, deshalb war es bei ihm noch zu wenig mit dem Problem der Produktverteilung auf die Gesellschaftsklassen verbunden gewesen. In Quesnays System war für den Profit noch kein Platz. Bei ihm „saß“ der Kapitalist gewissermaßen „auf dem Arbeitslohn“, und Quesnay untersuchte auch nicht, von welchen Gesetzen dieser „Arbeitslohn“ bestimmt wird.

Turgot geht einen großen Schritt weiter. Er kann den Profit schon nicht mehr weglassen und beginnt, vom richtigen Instinkt geleitet, seine Untersuchung mit dem Industriekapitalisten: Hier tritt die Herkunft des Profits in der Tat deutlicher zutage, weil der Blick nicht von dem physiokratischen Vorurteil getrübt wird, daß der gesamte Überschuß aus dem Boden stamme.

Der Physiokrat Turgot entschuldigt sich kurioserweise dafür, daß er die natürliche Ordnung etwas durcheinander gebracht habe und auf die Landwirtschaft erst an zweiter Stelle zurückkomme. Aber dieser Entschuldigung hätte es wirklich nicht bedurft, denn er geht völlig richtig vor: Der Lohnarbeit anwendende kapitalistische Pächter muß mit seinem Kapital mindestens so viel Profit wie der Fabrikant und noch etwas darüber erwirtschaften, das er als Rente dem Grundeigentümer abzugeben hat.

Am bemerkenswertesten aber ist wohl das 62. Theorem. Das in der Produktion angelegte Kapital hat die Fähigkeit, sich selbst zu verwerten. Was bestimmt aber den Grad, die Proportion dieser Selbstverwertung?

Turgot versucht zu erklären, woraus der vom Kapital geschaffene Produktwert besteht (in Wirklichkeit wird er durch die Arbeit geschaffen, die von dem jeweiligen Kapital ausgebeutet wird). Im

[4] Turgot, A.-R.-J., Isbrannyje ekonomitscheskije proiswedenija, Moskau 1961, S. 129 (russ.).
[5] Ebenda, S. 131.

Produktwert werde vor allem der Kapitalaufwand, einschließlich des Arbeitslohns, erstattet.[6] Der Rest (eigentlich der Mehrwert) zerfalle in drei Teile.

Der erste Teil sei der Profit, der gleich dem Einkommen sei, das der Kapitalist „ohne jede Arbeit", als Eigentümer des Geldkapitals erhalten könne. Das sei der Teil des Profits, der dem Leihzins entspreche. Mit dem zweiten Teil vom Profit werden „Arbeit, Risiko und Geschick" [177] des Kapitalisten abgegolten, der sich entschlossen habe, sein Geld in einer Fabrik oder einer Farm anzulegen. Das sei der Unternehmergewinn. Auf diese Weise hat Turgot die Aufgliederung des industriellen Profits, seine Teilung zwischen dem Leihkapitalisten und dem fungierenden Kapitalisten angedeutet. Der dritte Teil sei die Grundrente. Sie existiere nur für das in der Landwirtschaft angelegte Kapital. Diese Analyse war zweifellos etwas Neues in der ökonomischen Wissenschaft.

Aber jetzt gerät Turgot auf Irrwege. Er weicht von dem richtigen Standpunkt ab, daß der Profit die Grundform, die allgemeine Form des Mehrwertes ist, aus der sowohl der Zins als auch die Rente entspringen. Zunächst setzt er den Profit mit dem Zins gleich: Er sei jenes Minimum, auf das jeder Kapitalist Anspruch habe. Und wenn er, statt friedlich in seinem Büro zu sitzen, in den Dampf und Qualm der Fabrik krieche oder bei der Aufsicht der Landarbeiter in der Sonne brate, dann stehe ihm ein gewisser Zuschlag, eine Art Sondervergütung, zu. Außerdem reduziere sich der Zins auf die Grundrente; denn das einfachste, was man mit einem Kapital tun könne, sei, ein Landstück zu kaufen und es ganz ohne Mühe zu verpachten. Jetzt sei die Grundrente die Hauptform des Mehrwertes, während sich alles andere von ihr ableite. Wieder „sitzt" die ganze Gesellschaft „auf dem Arbeitslohn", den nur der Boden hervorbringe. Turgot kehrt in den Schoß der Physiokratie zurück.

Aber bekanntlich sind selbst die Irrwege der großen Denker genial. Das trifft auch auf Turgot zu. Indem er die verschiedenen Formen der Kapitalanlage untersucht, wirft er wesentliche Fragen der Konkurrenz zwischen den Kapitalien und des natürlichen Ausgleichs der Profitrate durch die Möglichkeit des Kapitalflusses von einer Anlagesphäre in eine andere auf. Den nächsten bedeutsamen Schritt zur Lösung dieser Probleme hat dann Ricardo getan. Dieses Suchen der französischen und englischen klassischen Schule führt allmählich zu der Lösung, die Marx im dritten Band des „Kapitals" mit der Theorie vom Profit und Produktionspreis, von Leihkapital und Zins und mit der Rententheorie liefert.

Der Minister

Die Bourbonenkönige haben der Nachwelt Aphorismen hinterlassen. Heinrich IV. soll gesagt haben, Paris sei eine Messe wert. Ludwig XIV. drückte das Wesen der absoluten Monarchie in dem berühmt gewordenen Satz aus: „Der Staat bin ich." Ludwig XV. soll den nicht weniger berühmten Ausdruck geprägt haben: „Nach uns die Sintflut." Ludwig XVI. hat uns keine Aphorismen hinterlassen, vielleicht, weil man ihm gar zu bald den Kopf abschlug, vielleicht aber auch, weil er einfach zu unbedeutend war. Mirabeau (der Sohn des Physiokraten) [178] hat einmal gesagt, daß es in der Familie Ludwigs XVI. nur einen Mann gegeben habe, und das sei Marie Antoinette gewesen.

Ludwig XV. starb im Mai 1774 an den Pocken. Die letzten Jahre seines Lebens waren Jahre der grausamen Reaktion und der Finanzkrisen. Der Tod eines Despoten zieht gewöhnlich gewisse liberale Tendenzen nach sich, auch wenn ein neuer Despot die Macht übernimmt. So war es nach Ludwigs XIV. Tod, und so war es auch in Rußland nach dem Ableben Pawels I. und Nikolais I. Der Tod des alten Monarchen ließ ganz Frankreich auf atmen. Die Philosophen hofften, daß der zwanzigjährige weiche und nachgiebige Thronfolger endlich das „Zeitalter der Vernunft" eröffnen und ihre Ideen verwirklichen würde. Neue Nahrung erhielten diese Hoffnungen, als Turgot zunächst zum Minister für die Seeschiffahrt und einige Wochen später zum Generalkontrolleur der Finanzen berufen wurde und damit faktisch die Verwaltung über alle inneren Angelegenheiten des Landes übernahm.

Man hat oft behauptet, Turgot sei nur durch Zufall Minister geworden. Sein Freund, der Abbé Véry habe der Gräfin de Maurepas etwas zugeflüstert. Diese habe wiederum ihren Gatten, den Favoriten

[6] Turgot weist auch dem Sicherheitsfonds einen besonderen Platz zu. Er müsse für unvorhergesehene Kosten (Viehseuchen usw.) vom Produktwert abgesetzt werden.

des neuen Königs, bedrängt usw. Das ist nur zum Teil wahr. In Wirklichkeit war Turgots Berufung aus einer Intrige entstanden. Der alte Fuchs Maurepas rechnete damit, Turgots Popularität und allgemein bekannte Ehrenhaftigkeit für seine Zwecke auszunutzen. Turgots Ideen und Projekte interessierten ihn wenig.

Aber damit war es noch nicht getan. Wie nie zuvor brauchte das Land bestimmte Veränderungen. Das hatte selbst die feudalaristokratische Oberschicht erkannt. Man brauchte einen völlig unbelasteten Mann, der nichts mit der Hofkamarilla zu tun hatte und nicht mit Veruntreuungen von Staatseigentum vorbelastet war. Und in Turgot fand man einen solchen Mann. Als Turgot sich anschickte, den Augiasstall auszumisten, den er mit den Finanzen und der Wirtschaft des Landes übernommen hatte, gab er sich keineswegs der Illusion hin, daß diese Aufgabe leicht wäre. Aber er rechnete mit der Unterstützung des Königs, der sie ihm auch zusagte. Beim Verlassen des königlichen Kabinetts am 24. August 1774 bat Turgot den König noch um die Erlaubnis, ihm die Grundprinzipien aufschreiben zu dürfen, die er verwirklichen wollte.

Der Brief, den Turgot noch am gleichen Tag an den König abgefaßt hat, ist ein bemerkenswertes Dokument. Eigentlich enthält er nur einfache und rationelle Prinzipien für die Verwaltung der Finanzen, aber Turgot schließt mit den Worten: „Zugleich erkenne ich alle Gefahren, denen ich mich aussetze. Ich sehe voraus, daß ich mich allein gegen jede Art Übergriffe, gegen die Bemühungen derer, die aus diesen Übergriffen Nutzen ziehen und gegen viele mit Vorurteilen behaftete Menschen wehren muß, die sich jeglichen Reformen widersetzen und die eine starke Waffe in den Händen derer sind, die die gegenwärtigen [179] Mißstände verewigen möchten. Ich werde mich sogar der natürlichen Güte, der Großherzigkeit Seiner Majestät und Seiner Nächsten erwehren müssen. Der größte Teil des Hofes, alle diejenigen, die Gnadenbezeigungen empfangen, werden mich fürchten und sogar hassen. Sie werden für alle Ablehnungen mich verantwortlich machen; man wird mich als einen hartherzigen Mann hinstellen, weil ich Seiner Majestät rate, selbst diejenigen, die Ihr liebt, nicht auf Kosten des Volkswohlstandes zu bereichern. Und dieses Volk, für das ich mich aufopfern werde, ist so leicht zu belügen, daß ich mir vielleicht seinen Haß gerade durch die Maßnahmen auflade, die ich treffen werde, um es von seinen Bedrängnissen zu befreien. Man wird mich verleumden, und diese Verleumdung wird vielleicht glaubwürdig genug sein, um mich bei Seiner Majestät in Mißkredit zu bringen.“[7]

War das nicht etwas übertrieben? Keineswegs, denn Turgot hat hier mit erstaunlicher Genauigkeit den Gang der Ereignisse vorausgesagt. Er hat die Bürde ganz bewußt auf sich genommen und sie getragen, ohne unter ihr zusammenzubrechen. Sein Weg war der Weg kühner Reformen zugunsten der Bourgeoisie. Für Turgot waren sie im Interesse der allgemeinen Vernunft und des Fortschritts einfach notwendig.

„Turgot war ein großer Mann, weil er seiner Zeit entsprach ...“[8], schrieben Karl Marx und Friedrich Engels. Und an anderer Stelle schrieb Marx: „Er war einer der intellektuellen Helden, die das alte Regime stürzten ...“[9]

Was hat nun der Minister Turgot geleistet? Unglaublich viel, wenn man bedenkt, wie kurz seine Amtszeit gewesen ist und mit welch ungeheuren Schwierigkeiten er kämpfen mußte. Aber es war sehr wenig, wenn man nach den Ergebnissen urteilt, die längeren Bestand hatten. Aber gerade Turgots Mißerfolg hatte revolutionäre Bedeutung. Wenn ein Mann wie Turgot keine Reformen durchsetzen konnte, so bedeutete das, daß Reformen nicht mehr möglich waren. Deshalb führt von Turgots Reformen ein gerader Weg zur Einnahme der Bastille im Jahre 1789 und zum Sturm auf die Tuilerien im Jahre 1792.

Die dringendste Aufgabe, der sich Turgot seit dem ersten Tag annahm, war die Gesundung der Staatsfinanzen. Er hatte ein langfristiges Programm, das auch so radikale Reformen vorsah, wie die Abschaffung der Steuerpacht und die Besteuerung des Grundeigentums. Turgot war darauf bedacht, dieses Programm nicht bekannt werden zu lassen, denn er wußte sehr gut, wie die betreffenden Kreise

[7] Zitiert in: D. Dakin, a. a. O., p. 133–134.
[8] Marx, K., Engels, F., Die deutsche Ideologie, in: Marx/Engels Werke, Bd. 3, Berlin 1969, S. 515.
[9] Marx, K., Monsieur Fould, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 15, Berlin 1961, S. 375.

darauf reagieren würden. Vorerst versuchte er beharrlich, zahlreiche Teilmaßnahmen durchzusetzen, die schreiendsten Mißstände und Ungerechtigkeiten im [180] Steuersystem zu beseitigen, die Steuerbelastung von Industrie und Handel zu mildern und die Aktionen der Steuerpächter einzuengen. Auf der anderen Seite bemühte sich Turgot, die Budgetausgaben einzuschränken, bei denen die Unterhaltung des Hofes die Hauptposition ausmachte. Hier traf sein guter Wille bald auf die Launen und die Bosheit der verschwendungssüchtigen Marie Antoinette. Turgot konnte eine gewisse Verbesserung im Staatsbudget und die Wiederherstellung der Kreditwürdigkeit des Staates erreichen. Aber dafür nahm die Zahl seiner Gegner rasch zu, und ihre Aktivität verstärkte sich.

Eine bedeutende ökonomische Maßnahme Turgots war die Einführung des freien Getreide- und Mehlhandels und die Aufhebung des Monopols, das geschickte Gauner mit Unterstützung des früheren Ministers an sich gerissen hatten. Diese im Prinzip fortschrittliche Maßnahme brachte ihm jedoch große Schwierigkeiten ein. Die Ernte des Jahres 1774 war nicht sehr reich ausgefallen, und im darauffolgenden Frühjahr stiegen die Getreidepreise merklich an. In einigen Städten, besonders in Paris, kam es zu Volksunruhen. Obgleich es niemand beweisen konnte, gab es doch allen Grund zu der Annahme, daß die Unruhen weitgehend von Turgots Gegnern provoziert und organisiert worden waren, um seine Stellung zu untergraben. Mit starker Hand hielt der Minister die Unruhen nieder. Vielleicht glaubte er, daß das Volk die eigenen Interessen nicht begriffen hatte und man sie ihm mit allen Mitteln erklären müßte. Turgots Gegner, zu denen heimlich auch Maurepas übergegangen war, machten sich all dies zunutze. Maurepas Bedenken gegen Turgot, sein Neid wurden immer stärker.

Aber Turgot verfolgte seinen Weg weiter, ohne Rücksicht zu nehmen. Anfang 1776 erhielt er die Zustimmung des Königs zu den berühmt gewordenen sechs Edikten, die den Feudalismus mehr beeinträchtigten als alle früheren Maßnahmen. Besonders wichtig waren zwei, nämlich das Edikt von der Abschaffung der Wegeunterhaltungspflicht der Bauern und von der Aufhebung der Zünfte und Gilden. Im zweiten Edikt sah Turgot nicht ohne Grund eine Voraussetzung für das rasche Wachstum der Industrie und des kapitalistischen Unternehmerstandes. Die Edikte trafen auf erbitterten Widerstand, zu dessen Zentrum das Parlament von Paris wurde. Sie konnten aber erst Gesetz werden, wenn sie die sogenannte Registratur des Parlaments durchlaufen hatten. Der Kampf währte über zwei Monate. Erst am 12. März konnte Turgot die Registratur durchsetzen, und die Gesetze traten in Kraft.

Das war sein letzter Sieg, aber es war ein Pyrrhussieg. Jetzt hatten sich alle Mächte des alten Regimes gegen den Minister der Reformen verschworen: die Hofkamarilla, der hohe Klerus, der Adel, der Richterstand und das Zunftbürgertum.

Das Volk hatte den demokratischen Inhalt von Turgots Reformen zum Teil erkannt. Die Bauern freuten sich, daß sie die verhaßten Gebühren auf den königlichen Straßen nicht mehr zu zahlen brauchten, hatten [181] seinen Namen aber wohl kaum jemals gehört. Die gebildeteren Gesellen und Lehrlinge von Paris bejubelten und priesen Turgot in ihren Couplets. Aber das Volk stand weit unten, die Gegner jedoch oben und neben ihm. Die lustigen Couplets der Gesellen gingen ebenso unter im trüben Strom bösartiger Pamphlete, Spottgedichte und Karikaturen, die Paris überfluteten, wie die sachkundigen Schriften der Physiokraten. Die Pasquillanten stellten Turgot bald als Frankreichs bösen Geist, bald als hilflosen und wirklichkeitsfremden Philosophen, bald als Marionette der „Ökonomensekte“ hin. Nur Turgots Unbestechlichkeit, seine Ehrlichkeit wagten sie nicht anzugreifen; derartigen Vorwürfen hätte niemand geglaubt.

Die ganze Kampagne wurde von der Hofclique gelenkt und finanziert. Die anderen Minister zettelten Verschwörungen gegen Turgot an. Die Königin forderte von Ludwig hysterisch, Turgot in die Bastille zu schicken. Der Bruder des Königs setzte selbst eine der giftigsten Schmähschriften in Umlauf.

In diesem Spektakel gab der unerschütterlich feste, stolze und einsame Turgot eine wahrhaft erhabene und tragische Figur ab. Sein Sturz war unvermeidbar geworden. – Schließlich beugte sich Ludwig XVI. dem Druck, dem er von verschiedenen Seiten ausgesetzt war. Aber er konnte sich nicht entschließen, seinem Minister die Abberufung selbst mitzuteilen: die Order, das Amt niederzulegen, überbrachte ein Bote des Königs. Das geschah am 12. Mai 1776. Die meisten von seinen Maßnahmen, darunter auch die genannten Edikte, wurden bald völlig oder teilweise rückgängig gemacht und

aufgehoben. Fast alles lief wieder in den alten Bahnen. Turgots Gesinnungsgenossen und Helfer, die er zur Mitarbeit im Staatsapparat zu sich geholt hatte, traten zusammen mit ihm ab, einige von ihnen wurden gar aus Paris ausgewiesen. Die Hoffnungen der Physiokraten und Enzyklopädisten waren dahin. Der zweiundachtzigjährige Voltaire schrieb aus seinem freiwilligen Exil nach Paris: „Oh, welche Nachricht muß ich hören! Frankreich hätte glücklich sein können. Was wird aus uns werden? Ich bin erschüttert. Nachdem Turgot aus seinem Amt ausgeschieden ist, sehe ich nichts mehr vor mir als den Tod. Dieser Donnerschlag hat mich in Kopf und Herz getroffen."

Der Mensch

Turgot war noch nicht fünfzig Jahre alt, aber seine Gesundheit war schon stark angegriffen. Besonders quälten ihn die häufigen Gichtanfälle. Von den zwanzig Monaten, die er das Ministeramt bekleidete, verbrachte er sieben Monate im Krankenbett. Trotzdem unterbrach er seine Arbeit keinen Tag. Er diktierte Gesetzentwürfe, Berichte und Briefe, empfing Beamte, instruierte seine Mitarbeiter. In das Kabinett des Königs trug man ihn mitunter in einer Portechaise.

Er beachtete auch weiterhin seine Krankheit nicht, obgleich sie nicht [182] von ihm abließ. Oft konnte er sich nur auf Krücken fortbewegen, die er mit finsterem Humor „meine Pfoten" nannte. Übrigens starb er an einer Leberentzündung. Das geschah im Mai 1781, genau fünf Jahre nach seinem Rücktritt.

Die Freunde waren von der inneren Ruhe, mit der Turgot seine Entlassung und den Zusammenbruch seiner Reformen trug, erschüttert. Er konnte selbst darüber noch Witze machen, daß die Zensur seine Briefe öffnete. Er hatte sich scheinbar mit sich und der Welt zufrieden in das Privatleben zurückgezogen: In den fünfzehn Jahren, da er Intendant und Minister gewesen war, hatte er kaum Zeit für ein Buch, für die Wissenschaft und für den Umgang mit Freunden gefunden. Jetzt hatte er Zeit dazu.

Im Juni 1776 schreibt er an einen Freund: „Muße und völlige Freiheit sind das eigentliche Nettoprodukt der zwei Jahre, die ich im Ministerium verbracht habe. Ich will versuchen, sie (die Muße und Freiheit) angenehm und nützlich zu verwenden."

In seinen letzten Briefen erwähnt Turgot oft seine Bibliothek, die er wenige Monate vor dem Tode im neu gekauften Haus untergebracht hat. In vielen Briefen schreibt er über Literatur und Musik sowie über seine Beschäftigung mit der Physik und Astronomie.

Als Jahrespräsident der Académie royale des inscriptions et belleslettres führt er 1778 feierlich seinen neuen Freund in die Reihe der Akademiemitglieder ein: Benjamin Franklin. Für Franklin, den Abgesandten der aufständischen amerikanischen Kolonien, schreibt Turgot sein letztes ökonomisches Werk: „Eine Denkschrift über die Steuern". Wie ganz Frankreich interessierte sich Turgot in diesen Jahren stark für den Gang der Ereignisse in Amerika. Optimistisch wie immer hoffte er, daß die Überseerepublik die Fehler und Gebrechen des vom Feudalismus vergreisten Europas vermeiden werde.

Turgot war ständiger Gast in den Salons seiner alten Freundin, der Herzogin d'Anville, und von Madame Helvétius, der Witwe des Philosophen, wo die Freidenker und Aufklärer zusammenkamen. Der große Verehrer der menschlichen Vernunft hat bis zum letzten Tag seinen scharfen und klaren Verstand bewahrt.

Turgot war ein etwas rauher und trockener Mensch. Man hat ihm auch vorgeworfen, daß er nicht wendig genug, zu geradlinig gewesen sei. Offensichtlich hat das manchmal sogar seine Freunde und Bekannten in Verlegenheit gebracht und die Menschen, die ihn weniger kannten, abgeschreckt.

Heuchelei, Leichtsinn und Inkonsequenz waren ihm besonders verhaßt. Die Hofmanieren waren ihm fremd, und er hat sie auch nie gelernt. Die Hofschranzen, schreibt sein Biograph D. Dakin, waren von seinem Äußeren verwirrt und erschreckt: „durchdringende dunkle Augen, eine breite Stirn, eindrucksvolle Gesichtszüge, die Haltung des Kopfes und seine Würde wirkten wie bei einer römischen Statue."

[183] In Versailles war Turgot im wahrsten Sinne des Wortes nicht hoffähig. Obgleich er sehr vielseitig begabt war, fehlte ihm doch die Gabe, von der Talleyrand gesagt hat: Die Sprache gebraucht man nicht, um seine Gedanken auszudrücken, sondern um sie zu verbergen. [185]

Kapitel 9: Ein Weiser aus Schottland: Adam Smith

[186] Wir wollen mit zwei Zitaten beginnen. Beide drücken sie das Problem des Zusammenhangs und Gegensatzes zwischen der, oberflächlich betrachtet, nicht sehr klaren und auffälligen Persönlichkeit Adam Smith' und seiner gewaltigen Rolle in der Wissenschaft aus.

Walter Bagehot, ein englischer Ökonom und Publizist des viktorianischen Zeitalters, schrieb im Jahre 1876: „Über die politische Ökonomie Adam Smith' ist unendlich viel, über Adam Smith selbst aber sehr wenig geschrieben worden. Indessen geht es nicht nur darum, daß er einer der prägnantesten Männer war, sondern auch darum, daß man seine Bücher kaum verstehen kann, wenn man keine Vorstellung von ihm als Mensch hat."[1]

Natürlich sind die späteren Biographen Smith' weitergekommen. In den wesentlichen Zügen kennt man heute Smith' Leben, wenngleich bei weitem nicht so detailliert wie zum Beispiel das von Hume oder Turgot. Dennoch schreibt im Jahre 1948 der englische Wissenschaftler Alexander Gray: „Adam Smith war so unverkennbar einer der hervorragenden Köpfe des 18. Jahrhunderts und hatte im 19. Jahrhundert einen so großen Einfluß in seiner Heimat und in der ganzen Welt, daß unser kärgliches Wissen über die Einzelheiten seines Lebens etwas seltsam erscheint ... Sein Biograph ist fast ungewollt gezwungen, den Mangel an Material damit auszufüllen, daß er weniger die Biographie Adam Smith' als die Geschichte seiner Zeit beschreibt."[2] Eine umfassende wissenschaftliche Biographie Smith' liegt bisher in der westlichen Welt noch nicht vor. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Smith' Persönlichkeit, dem System seiner Ideen und seiner Epoche ist noch ungeklärt.

Jede Zeit bringt die Menschen hervor, die sie braucht. Von der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft selbst hervorgerufen, erreichte die politische Ökonomie in England ein Stadium, in dem es notwendig wurde, ein *System* zu schaffen, das ökonomische Wissen zu ordnen und zu verallgemeinern. Smith war der Mensch und Wissenschaftler, der dieser Aufgabe gewachsen war. Dieser Schotte vereinigte in sich auf glückliche Weise die Gabe des abstrakten Denkens mit der Fähigkeit, konkrete Sachverhalte lebendig darzustellen; enzyklopädisches Wissen mit außergewöhnlicher Gewissenhaftigkeit und wissenschaftlicher Rechtschaffenheit. Er besaß die Fähigkeit, sich die Ideen anderer Gelehrter nutzbar zu machen, und verband große Selbständigkeit und kritisches Denken sowie eine gewisse wissenschaftliche Kühnheit und Zivilcourage mit der Ausgeglichenheit und dem systematischen Vorgehen des Professors.

Wesentlich aber ist, daß Smith, der die Interessen der aufstrebenden Industriebourgeoisie vertrat, niemals ihr bedingungsloser Apologet [187] war. Er trachtete nicht nur nach wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit und Unabhängigkeit des Urteils, sondern setzte sie meist auch durch. Dank diesen Eigenschaften gelang es ihm, ein System der wissenschaftlichen politischen Ökonomie zu schaffen. Marx bezeichnete es als den „Versuch, in die innere Physiologie der bürgerlichen Gesellschaft einzudringen ..."[3] Smith' Buch ist ein bedeutendes Denkmal der Menschheitskultur, der Höhepunkt im ökonomischen Denken des 18. Jahrhunderts. Die englische politische Ökonomie, die hauptsächlich von Smith und Ricardo geschaffen wurde, war bekanntlich eine der Quellen des Marxismus.

Schottland

Es ist schon zum Gemeinplatz geworden, daß Smith' politische Ökonomie nur unter dem Gesichtspunkt zu begreifen ist, daß er ein Schotte war, und zwar ein ganz typischer Schotte mit deutlich ausgeprägten Zügen seiner nationalen Herkunft.

„Die Schotten fühlen sich nicht als Engländer. Ganz und gar nicht", so beginnt die Biographie eines anderen großen Schotten, nämlich Alexander Flemings, des Entdeckers des Penicillins, die von dem französischen Schriftsteller André Maurois stammt. Worin bestehen aber die nationalen Eigenheiten des Schotten? Diese Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten, besonders, wenn man die Wirklichkeit

[1] Bagehot, W., Historical Essays, New York 1966, p. 79 (engl.).
[2] Gray, A., Adam Smith, London 1948, p. 3 (engl.).
[3] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.2, Berlin 1967, S. 162.

von dem Wust herkömmlicher Vorstellungen, Erfindungen und Spötteleien über die Schotten abgrenzen möchte, der sich über Jahrhunderte in der Folklore ihrer südlichen Nachbarn, der Engländer, angesammelt hat. Allgemein sagt man von den Schotten, daß sich dieses kleine Volk (zu Smith' Zeiten zählte es etwa eineinhalb Millionen Menschen) durch Fleiß, Sparsamkeit und Umsicht auszeichnet. Man sagt, die Schotten seien nüchtern, schweigsam und sachlich. Und man sagt auch, daß sie dazu neigen, über abstrakte Themen zu meditieren, zu „klügeln".

In diesem oder jenem Maße entspricht dies wohl alles der Wirklichkeit. Aber Smith' Charakter und die Eigenheiten seiner Anschauungen lassen sich kaum so erklären. Schottland hat auf ihn zweifellos einen viel tieferen und mannigfaltigeren Einfluß ausgeübt. Dieser Einfluß ist nicht nur von der recht oberflächlichen Abstraktion „nationale Eigenheiten", sondern von der konkreten Situation von Land und Volk zu Smith' Zeiten geprägt.

Mehrere Jahrhunderte lang haben die Schotten erbitterte Kriege gegen England geführt. Im Jahre 1603 wurde der schottische König Jakob (James) VI. Stuart zugleich Englands König Jakob I. und vereinigte beide Teile der Insel unter der englischen Krone. Allerdings blieb diese Union weitgehend formal: In wirtschaftlicher Hinsicht entwickelten sich England und Schottland fast unabhängig voneinander. Auch der [188]

Adam Smith

[189] Kampf ging weiter; während des 17. Jahrhunderts griffen die Schotten mehrmals zu den Waffen. Dieser Kampf war nicht nur national, sondern auch religiös gefärbt, was ihn um so erbitterter machte. In England war nach der Restauration der Stuartmonarchie im Jahre 1660 die englische Staatskirche wiederhergestellt worden, während die puritanischen (presbyterianischen) Strömungen verfolgt wurden. Dagegen hielt die Bevölkerung Schottlands zum größten Teil an der presbyterianischen Kirche fest und weigerte sich, die englischen Bischöfe anzuerkennen.

Unter Königin Anna wurde im Jahre 1707 endlich der Staatenbund besiegelt. Das lag im Interesse der englischen wie auch der schottischen Industriellen, Kaufleute und Gutspächter, deren Einfluß sich zu dieser Zeit erheblich verstärkt hatte. Die Zollschranken zwischen den beiden Ländern verschwanden, der Absatz von schottischem Vieh in England stieg, und die Glasgower Kaufleute erhielten Zugang zum Handel mit den englischen Kolonien in Amerika. Um dieser Vergünstigungen willen war die schottische Bourgeoisie bereit, in ihrem Patriotismus etwas nachzugeben: In dem neuen Vereinigten Königreich mußte Schottland die untergeordnete Rolle spielen. Schottlands Aristokratie aber war im allgemeinen gegen das Bündnis. Gestützt auf die ihnen treu ergebenen streitbaren Bergbewohner, die noch in der Feudalordnung mit Resten der Gentilordnung lebten, zettelten sie noch mehrere Aufstände an. Aber die Bevölkerung im wirtschaftlich weiter fortgeschrittenen Flachland verweigerte die Hilfe, und die Aufstände endeten jedesmal mit einem Mißerfolg. Die Ereignisse dieser

Epoche sind in den berühmten Romanen „Die Schwärmer oder die Presbyterianer“, „Der schwarze Zwerg“, „Rob Roy“ und „Waverley“ von Walter Scott dargestellt. (Übrigens war der junge Walter Scott mit Adam Smith in dessen letzten Lebensjahren bekannt. Er hat auch mehrere Erzählungen über Smith hinterlassen, die für uns besonders wegen ihrer Details wertvoll sind.)

Nach der Vereinigung setzte in Schottland ein deutlicher wirtschaftlicher Aufschwung ein, obgleich einige Zweige unter der englischen Konkurrenz, andere wiederum unter den noch bestehenden Feudalzuständen litten. Besonders rasch wuchs die Stadt Glasgow und ihr Hafen, um die bald ein ganzes Industriegebiet entstand. Die Industrie verdankte ihr schnelles Wachstum den billigen Arbeitskräften aus den ländlichen und Gebirgsgegenden sowie den großen Absatzmärkten in Schottland, England und Amerika. Die Großgrundbesitzer und die reichen Gutspächter begannen, Verbesserungen in die Landwirtschaft einzuführen. In den siebzig Jahren zwischen der Vereinigung im Jahre 1707 und dem Erscheinen des „Reichtums der Nationen“ hatte sich Schottland stark gewandelt. Wohl betraf der wirtschaftliche Fortschritt fast ausschließlich das schottische Flachland. Aber gerade hier, im [190] Dreieck zwischen den Städten Kirkcaldy, Glasgow und Edinburgh, hat Smith fast sein ganzes Leben zugebracht.

Als Smith auf seinem Höhepunkt stand, war Schottlands Schicksal untrennbar mit dem Englands verbunden, eine einheitliche bürgerliche Nation war im Entstehen begriffen. Smith, der alles aus der Sicht des Fortschritts der Produktivkräfte und des „Reichtums der Nation“ betrachtete, sah dies besonders deutlich. Wie für viele aufgeklärte Schotten war für ihn der schottische Patriotismus mehr „kulturell“, emotional, aber nicht politisch geprägt.

Der Einfluß von Kirche und Religion auf das gesellschaftliche Leben und die Wissenschaft ging allmählich zurück. Die Kirche büßte ihre Kontrolle über die Universitäten ein. Schottlands Universitäten unterschieden sich von Oxford und Cambridge durch ihren Freigeist, durch die große Rolle der weltlichen Wissenschaften und ihre Praxisnähe. In dieser Beziehung zeichnete sich besonders die Universität Glasgow aus, wo Smith studiert hatte und lehrte. Seine Kollegen und Freunde waren die Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, und Joseph Black, einer der Begründer der modernen Chemie. Etwa mit den fünfziger Jahren setzt in Schottland ein bedeutender kultureller Aufschwung ein, der sich in verschiedenen Gebieten von Wissenschaft und Kultur zeigt. Die glänzende Kohorte von Talenten, die das kleine Schottland in einem halben Jahrhundert hervorgebracht hat, ist beeindruckend. Neben den schon genannten Männern gehören dazu der Ökonom James Steuart und der Philosoph David Hume (der ein enger Freund von Smith war), der Historiker William Robertson sowie der Soziologe und Ökonom Adam Ferguson. Smith war mit solchen Leuten gut bekannt, wie dem Geologen James Hutton, dem berühmten Arzt William Hunter, dem Architekten Robert Adam. Ihr Ruhm ging nicht nur weit über Schottlands, sondern auch Britanniens Grenzen hinaus.

Das war also das Milieu, die Atmosphäre, in der das Talent Adam Smith heranwuchs. Natürlich wuchsen Smith’ Ideen nicht nur auf schottischem Boden, seine ökonomischen Beobachtungen gingen weit über Schottlands Grenzen hinaus. Die englische Wissenschaft und Kultur und vor allem das philosophische und ökonomische Gedankengut Englands haben ihn nicht weniger geformt als die rein schottischen Einflüsse. Mit seinem „Reichtum der Nationen“ verfolgte er einen ganz bestimmten praktischen Zweck: Er wollte einen (antimerkantilistischen) Einfluß auf die Wirtschaftspolitik des Vereinigten Königreichs, der Londoner Regierung ausüben. Schließlich sei noch eine Einflußrichtung genannt, nämlich die französische. In Schottland, das seit Maria Stuarts Zeiten traditionelle Bindungen zu Frankreich hatte, war der Einfluß der französischen Kultur stärker zu spüren als in England. Smith war mit den Werken Montesquieus und Voltaires gut vertraut und nahm mit Begeisterung die ersten Arbeiten Rousseaus und die Bände der „Enzyklopädie“ auf. [191]

Professor Smith

Adam Smith wurde im Jahre 1723 in dem Städtchen Kirkcaldy bei Edinburgh geboren. Sein Vater, ein Zollbeamter, starb wenige Monate vor Adams Geburt. Adam war das einzige Kind der jungen Witwe, und sie hat ihm ihr ganzes Leben gewidmet. Er war ein schwächliches, kränkelndes Kind, das sich den lärmenden Spielen seiner Altersgenossen fernhielt. Die Smith’ waren nicht gerade wohlhabend, doch

litten sie auch keine Not. Glücklicherweise gab es in Kirkcaldy eine gute Schule und einen Lehrer, der nicht wie viele andere die Köpfe der Kinder nur mit Bibelzitaten und lateinischen Konjugationen vollpfropfte. Hinzu kam, daß Adam von Kindheit an von Büchern umgeben war. Das waren die ersten Keime jener umfassenden Gelehrsamkeit, die Smith später auszeichnen sollte.

Aus verständlichen Gründen konnte Smith natürlich keine so glänzende Ausbildung genießen wie der Aristokrat Turgot. So hat er nie einen guten Französischlehrer gehabt und deshalb auch nicht gut französisch sprechen gelernt, obgleich er ohne Schwierigkeiten in dieser Sprache lesen konnte. Die antiken Sprachen, ohne die ein gebildeter Mensch im 18. Jahrhundert nicht auskommen konnte, hatte er weitgehend schon in der Universität beherrschen gelernt (besonders das Griechische).

Mit vierzehn Jahren (das war zu jener Zeit durchaus normal) trat Smith in die Universität Glasgow ein. Nachdem er das für alle Studenten unumgängliche Pflichtsemester Logik abgeschlossen hatte, widmete er sich dem Studium der Moralphilosophie, also den Humanwissenschaften. Übrigens beschäftigte er sich auch mit Mathematik und Astronomie. Auf diesen Gebieten hat er sich stets durch gute Kenntnisse ausgezeichnet. Mit siebzehn Jahren genoß Smith unter seinen Kommilitonen den Ruf eines Gelehrten und eines etwas komischen Kauzes. Er konnte inmitten einer lärmenden Gesellschaft urplötzlich in tiefes Nachdenken verfallen oder Selbstgespräche beginnen und dabei seine Umgebung vergessen. Diese kleinen Eigenheiten waren übrigens für sein ganzes Leben kennzeichnend. Nachdem er im Jahre 1740 sein Studium an der Universität mit Erfolg abgeschlossen hatte, erhielt Smith für das weitere Studium an der Universität Oxford ein Stipendium. Das Stipendium stammte aus dem Nachlaß eines reichen Wohltäters. In Oxford hat Smith sechs Jahre zugebracht und die Stadt in dieser Zeit kaum einmal verlassen.

Mit Erstaunen mußte Smith feststellen, daß man in der ruhmreichen Universität fast nichts lehrte und nichts lehren konnte. Die ungebildeten Professoren, fast alles anglikanische Geistliche, befaßten sich nur mit Intrigen, Politikasterei und Bespitzelungen der Studenten. Rund dreißig Jahre später hat Smith in seinem „Reichtum der Nationen“ mit ihnen abgerechnet und dafür ihre ganze Wut auf sich gezogen. „Auf der Universität Oxford haben schon seit vielen Jahren die meisten [192] öffentlichen Professoren selbst den Schein des Unterrichts aufgegeben.“[4]

Die Professoren und Aufseher beobachteten argwöhnisch das Studium der Studenten und verbannten alle freigeistigen Bücher. Smith’ Leben in Oxford war schwer, und er hat mitunter haßerfüllt an seine zweite Universität zurückgedacht. Er langweilte sich und war zudem oft krank. Wieder waren die Bücher seine einzigen Freunde. Smith las Bücher über die verschiedensten Gebiete, aber an der ökonomischen Wissenschaft zeigte er in dieser Zeit noch kein besonderes Interesse. Die Fruchtlosigkeit seines weiteren Aufenthalts in England und politische Ereignisse (der Aufstand der Stuart-Anhänger in den Jahren 1745–1746) zwangen Smith, im Sommer 1746 nach Kirkcaldy abzureisen. Dort verbrachte er zwei Jahre, in denen er als Autodidakt weiter lernte. Mit seinen fünfundzwanzig Jahren verfügte Adam Smith über eine erstaunliche Gelehrsamkeit und gründliche Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten. Während einer Reise nach Edinburgh hinterließ er auf Henry Home (den späteren Lord Kames), einen wohlhabenden Gutsbesitzer und Mäzen, einen so nachhaltigen Eindruck, daß jener vorschlug, für den jungen Gelehrten einen Zyklus öffentlicher Vorträge über englische Literatur zu organisieren. Später hat er die Thematik seiner Vorträge, die großen Erfolg hatten, verändert. Ihr Hauptinhalt wurde jetzt Naturrecht; dieser Begriff umfaßte im 18. Jahrhundert nicht nur die Jurisprudenz, sondern auch politische Lehrmeinungen, die Soziologie und Ökonomie. In dieser Zeit erwachte auch das erste Interesse Smith’ an der politischen Ökonomie. In den Jahren 1750–1751 hat er offenbar schon die Grundideen des wirtschaftlichen Liberalismus ausgesprochen. Jedenfalls schrieb er im Jahre 1755 unter Hinweis darauf, daß er diese Gedanken schon in seinen Vorträgen in

[4] Smith, A., Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Dritter Band, Jena 1923, S. 98. In der deutschen bürgerlichen Ökonomie wird Smith’ Hauptwerk mit „Eine Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes“ betitelt. In der marxistischen Ökonomie wird vom „Reichtum der Nationen“ gesprochen. Ein marxistischer Politökonom, Prof. P. Thal, hat den ersten Band von Smith’ Hauptwerk neu übersetzt und herausgegeben. (Berlin 1963) Da aber bisher nur der erste Band vorliegt, zitieren wir der Einheitlichkeit wegen aus der genannten Ausgabe von 1923.

Edinburgh geäußert habe: „In den Augen der Staatsmänner und Projektoren (d. h. Politiker – A. W. A.) gilt der Mensch gewöhnlich als eine Art Material für politische Zusammenhänge. Die Projektoren verstoßen gegen den natürlichen Gang der menschlichen Interessen, aber die Natur muß sich selbst überlassen bleiben, man muß ihr völlige Freiheit beim Verfolgen ihrer Ziele und bei der Verwirklichung ihrer eigenen Projekte geben ... Um einen Staat von der tiefsten Barbarei zum höchsten Wohlstand zu bringen, bedarf es nur des Friedens, niedriger Steuern und Toleranz in der Regierung; alles übrige kommt von selbst. Alle Regierungen, die den Dingen gewaltsam [193] einen anderen Lauf geben oder versuchen, die Entwicklung der Gesellschaft aufzuhalten, sind naturwidrig. Um sich an der Macht zu halten, sind sie zu Unterdrückung und Tyrannei gezwungen.“[5]

Das war die Sprache der progressiven Bourgeoisie des 18. Jahrhunderts mit ihrer kritischen Einstellung zu einem Staat, der sich seiner feudalen Hülle bei weitem noch nicht entledigt hatte. In diesem Auszug spürt man schon etwas von jenem mutigen, energievollen Stil, wie er für Smith kennzeichnend war. Das ist schon der Adam Smith, der im „Reichtum der Nationen“ mit zornigem Sarkasmus „die Geschicklichkeit jenes hinterlistigen und schlauen Geschöpf es“ angreift, „das man einen Staatsmann oder Politiker zu nennen pflegt, und dessen Entschlüsse sich nach dem jeweiligen Stande der Dinge richten“.[6] Man möchte glauben, daß hier nicht nur die ablehnende Haltung eines bürgerlichen Ideologen zum damaligen Staat zum Ausdruck kommt, sondern die feindselige Einstellung eines demokratischen Intellektuellen zu jeglicher Bürokratie und Politikasterei.

Im Jahre 1751 übersiedelte Smith nach Glasgow, um dort eine Professur an der Universität anzunehmen. Zunächst erhielt er den Lehrstuhl für Logik, später den für Moralphilosophie, das heißt für Sozialwissenschaften. In Glasgow brachte Smith dreizehn Jahre zu, wobei er sich jedes Jahr zwei bis drei Monate in Edinburgh aufhielt. Später, an seinem Lebensabend, hat er geschrieben, daß dies die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen sei. Er lebte in einem ihm gut bekannten und sympathischen Milieu und genoß die Verehrung der Professoren, Studenten und bekannter Persönlichkeiten der Stadt. Smith konnte ungestört arbeiten, und die Wissenschaft erwartete viel von ihm. Eine Gruppe von Freunden scharte sich um ihn, und er begann jene typischen Züge des britischen Junggesellen und „Clubman“ anzunehmen, die er bis an sein Lebensende beibehalten hat.

Ebenso wie bei Newton und Leibniz haben auch in Smith’ Leben Frauen keine wesentliche Rolle gespielt. Einigen, allerdings recht verworrenen und zweifelhaften Angaben zufolge, soll er zweimal in seinem Leben nahe daran gewesen sein, sich zu verheiraten, aber beide Male sei das Verhältnis aus irgendwelchen Gründen auseinandergegangen. Jedenfalls hat es ihn nicht aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht, denn weder in seiner (übrigens immer sehr knappen) Korrespondenz noch in den Reminiszenzen seiner Zeitgenossen findet sich auch nur eine Spur davon.

Seinen Haushalt haben immer seine Mutter und eine Cousine, eine alte Jungfer, geführt. Smith hat seine Mutter nur um sechs und die Cousine um zwei Jahre überlebt. Ein Besucher Smith’ schrieb, daß das Haus [194] „absolut schottisch“ war. Man reichte schottische Nationalgerichte und pflegte schottische Traditionen und Sitten. Diese Lebensweise wurde ihm zum Bedürfnis. Er liebte es nicht, dem Haus lange fernzubleiben, und trachtete immer danach, so schnell wie möglich zurückzukehren. Als echter Schotte erfreute er sich an Volksliedern, Volkstänzen und Poesie. Einen französischen Gast hat er einmal durch seinen Enthusiasmus auf einem Wettbewerb für Volksmusiker und Volkstänzer in Erstaunen versetzt. Zu seinen letzten Bücherbestellungen gehörten mehrere Exemplare des gerade erschienenen ersten Bandes von Robert Burns’ Gedichten. Den Leser wird es interessieren, daß auch der große schottische Dichter Smith sehr geschätzt hat. In einem Brief an einen Freund vom 13. Mai 1789 schreibt Burns: „Marshall mit seinem Yorkshire[7] und besonders dieser außergewöhnliche Smith mit seinem ‚Reichtum der Nationen‘ nehmen meine Mußestunden viel in Anspruch. Ich kenne keinen *Menschen*, der auch nur halb soviel Geist hat, wie Smith in seinem Buch offenbart. Ich

[5] Zitiert in: W. R. Scott, Adam Smith as Student and Professor, Glasgow 1937, p. 53–54 (engl.).
[6] Smith, A., Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Zweiter Band, Verlag von Gustav Fischer, Jena 1923, S. 252–253.
[7] Hier handelt es sich um ein Buch des Agronomen William Marshall über die Landwirtschaft von Yorkshire (1788).

hätte zu gern gewußt, wie er über den Zustand einiger Gebiete in der Welt denkt, die, nachdem er sein Buch geschrieben hat, der Schauplatz großer Veränderungen sind oder waren.“[8] In der Korrespondenz von Burns sind auch andere Arbeiten Smith’ erwähnt.

Im Jahre 1759 veröffentlichte Smith sein erstes großes wissenschaftliches Werk: die „Theorie der moralischen Gefühle“. Obgleich dieses Buch über Ethik für die damalige Zeit ein fortschrittliches, der Epoche und den Ideen der Aufklärung würdiges Werk gewesen ist, sehen wir es heute nur noch als Etappe in der Herausbildung von Smith’ philosophischen und ökonomischen Ideen. Smith war ein Gegner der christlichen Moral, die sich auf der Angst vor der Strafe im Jenseits und dem Versprechen paradiesischer Glückseligkeit begründete. Einen bedeutenden Platz in seiner Ethik nimmt der antifeudale Gleichheitsgedanke ein. Jeder Mensch sei naturgemäß dem anderen gleich, deshalb müssen die Moralprinzipien für alle gleichermaßen anwendbar sein.

Aber Smith ging von absoluten, „natürlichen“ Verhaltensregeln der Menschen aus und hatte nur eine sehr verworrene Vorstellung davon, daß die Ethik eigentlich von der sozialökonomischen Ordnung der betreffenden Gesellschaft bestimmt wird. Er lehnte deshalb zwar die religiöse Moral und das idealistische „angeborene Moralgefühl“ ab, ersetzte sie aber durch ein anderes abstraktes Prinzip, das „Sympathieprinzip“. Er glaubte, alle Gefühle und Verhaltensweisen des Menschen zu den anderen Menschen mit der Fähigkeit erklären zu können, daß er in die „Haut der anderen schlüpfen“, sich durch [195] Einbildungskraft in die Gedanken anderer Menschen versetzen und für sie empfinden könne. So talentvoll und mitunter geistreich diese Idee auch entwickelt wurde, zur Grundlage einer wissenschaftlichen, materialistischen Ethik konnte sie nicht werden. Smith’ „Theorie der moralischen Gefühle“ hat das 18. Jahrhundert nicht überlebt. Nicht sie hat Smith unsterblich gemacht, sondern der Ruhm, den er sich mit dem „Reichtum der Nationen“ erworben hat.

Indessen hatte sich die Richtung von Smith’ wissenschaftlichen Interessen schon während der Arbeit an der „Theorie“ merklich gewandelt. Er befaßte sich immer gründlicher mit der politischen Ökonomie. Auf sie drängten ihn nicht nur seine persönlichen Neigungen, sondern auch äußere Faktoren, die Erfordernisse der Zeit. Im Handels- und Industriezentrum Glasgow griffen die wirtschaftlichen Probleme besonders gebieterisch in das tägliche Leben ein. In Glasgow gab es eine Art Klub für politische Ökonomie, den der wohlhabende und aufgeklärte Bürgermeister der Stadt ins Leben gerufen hatte. Auf den wöchentlichen Zusammenkünften von Geschäftsleuten und Universitätsprofessoren wurde nicht nur gut gegessen und getrunken, sondern auch über Handel und Zölle, Lohn und Bankwesen, Landpacht und Kolonien gesprochen. Smith gehörte bald zu den bedeutendsten Mitgliedern des Klubs. Auch das Bekanntwerden und die Freundschaft mit Hume verstärkten sein Interesse an der politischen Ökonomie.

Ende des vorigen Jahrhunderts hat der englische Wirtschaftswissenschaftler Edwin Cannan bedeutendes Material entdeckt und veröffentlicht, das uns die Entwicklung von Smith’ Ideen erkennen läßt. Es waren die von einem Studenten der Universität Glasgow aufgezeichneten und später etwas redigierten und abgeschriebenen Lektionen von Smith. Ihrem Inhalt nach dürften diese Lektionen aus den Jahren 1762–1763 stammen.

Aus diesen Lektionen wird vor allem deutlich, daß die Moralphilosophie, die Smith den Studenten vortrug, zu dieser Zeit schon zu einem Lehrgang der Soziologie und politischen Ökonomie geworden war. Hier hat er eine Reihe von bemerkenswerten materialistischen Gedanken ausgesprochen, zum Beispiel: „Solange es kein Eigentum gibt, kann es auch keinen Staat geben, dessen Zweck eben darin liegt, den Reichtum zu wahren und die Vermögenden vor den Armen zu schützen.“[9] In den rein ökonomischen Teilen der Lektionen lassen sich unschwer Anfänge der Ideen erkennen, die Smith später im „Reichtum der Nationen“ entwickelt hat.

In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts gab es einen weiteren interessanten Fund, nämlich von Skizzen zu den ersten Kapiteln des „Reichtums der Nationen“. Englische Wissenschaftler datieren

[8] Zitiert in: C. R. Fay, Adam Smith and the Scotland of His Day. Cambridge 1956, p. 75 (engl.).
[9] Smith, A., Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms, ed. by E. Cannan, Oxford 1896, p. 15 (engl.).

dieses Dokument auf das Jahr 1763. Hier finden wir ebenfalls eine Reihe [196] wichtiger Ideen für das spätere Buch: die Rolle der Arbeitsteilung, den Begriff der produktiven und unproduktiven Arbeit u. a. Einige Dinge sind hier sogar besonders zugespitzt. Über die Lage der Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft schreibt Smith: „Der bedauernswerte Arbeiter, der gewissermaßen das ganze Gebäude der menschlichen Gesellschaft auf seinen Schultern trägt, steht in der untersten Schicht dieser Gesellschaft. Er wird von ihrer ganzen Last erdrückt und versinkt gleichsam in den Boden, so daß man ihn auf der Oberfläche gar nicht sieht.“[10] Diese Arbeiten enthalten auch eine sehr deutliche Kritik am Merkantilismus und eine Begründung des laissez faire.

So ist Smith also am Ende seines Aufenthalts in Glasgow schon ein tiefschürfender und origineller ökonomischer Denker gewesen. Aber noch war er nicht reif genug für sein Hauptwerk. Ein drei Jahre währender Aufenthalt in Frankreich (als Erzieher des jungen Herzogs von Buccleugh) und die persönliche Bekanntschaft mit den Physiokraten sollten diesen Reifeprozeß vollenden.

Smith in Frankreich

Ein halbes Jahrhundert nach den hier beschriebenen Ereignissen hat sich Jean Baptiste Say bei dem alten Dupont nach Einzelheiten über Smith’ Aufenthalt in Paris in den Jahren 1765–1766 erkundigt. Dupont antwortete ihm, daß Smith des öfteren in Doktor Quesnays „Entresolklub“ gewesen sei. Doch habe er auf den Zusammenkünften der Physiokraten ruhig dagesessen und meist geschwiegen, so daß man in ihm keineswegs den künftigen Verfasser des „Reichtums der Nationen“ habe erkennen können. Der Abbé Morellet, ein Gelehrter und Schriftsteller, mit dem sich der Schotte in Paris angefreundet hatte, berichtet in seinen Memoiren von Smith: „Monsieur Turgot ... schätzte sein Talent sehr. Wir waren häufig zusammen. Helvétius hatte ihn vorgestellt. Wir unterhielten uns über die Theorie des Handels, über die Banken, über den Staatskredit und viele Fragen des großen Werkes, das er plante.“[11] Aus Briefen ist auch bekanntgeworden, daß Smith den Mathematiker und Philosophen d’Alembert und Baron Holbach, den großen Kämpfer gegen Unwissenheit und Aberglauben, gut gekannt hat. Also hat er wohl nicht nur geschwiegen, sondern mitunter auch etwas gesagt.

Vor ihrem Aufenthalt in Paris hatten Smith und sein Zögling, der Herzog von Buccleugh, eineinhalb Jahre in Toulouse und mehrere Monate in Genf zugebracht. Smith besuchte Voltaire auf dessen Landgut in der Umgebung von Genf und führte mit ihm mehrere Gespräche. Er hielt Voltaire für einen der größten Franzosen seiner Zeit und hatte damit zweifellos recht.

[197] Smith war sozusagen gerade zur rechten Zeit nach Frankreich gekommen. Einerseits war er schon ein zu reifer Wissenschaftler und Mensch, um dem Einfluß der Physiokraten zu unterliegen (und das war vielen gescheiten Ausländern passiert, u. a. auch Franklin). Andererseits hatte sein System bei ihm noch keine feste Gestalt angenommen; deshalb war er noch in der Lage, den nützlichen Einfluß von Quesnay und Turgot aufzunehmen.

Die Frage, inwieweit Smith von der Physiokratie und besonders von Turgot abhängig war, hat eine lange Geschichte. Schon Dupont de Nemours hatte einmal recht unbedacht erklärt, daß die Hauptgedanken des „Reichtums der Nationen“ von seinem Freund und Gönner entlehnt worden wären. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand um dieses Problem eine recht umfangreiche Literatur. Deshalb war die Entdeckung von Smith’ Glasgower Lektionen durch Professor Cannan nicht nur dessen persönlicher Erfolg, sondern in gewisser Hinsicht auch eine Bestärkung des britischen Patriotismus: Es war der Beweis erbracht, daß viele theoretische Grundideen Smith’ schon vor seiner Reise nach Frankreich und vor der Blütezeit der Physiokratie Gestalt angenommen hatten.

Übrigens hätte es für den Beweis von Smith’ Unabhängigkeit und seiner Verdienste dieser Entdekkung gar nicht bedurft. Marx hat das wirkliche Verhältnis zwischen dem System der Physiokraten und dem von Smith nachgewiesen (besonders in den ersten Kapiteln der „Theorien über den Mehrwert“), ohne die Entstehungsgeschichte von Smith’ Arbeiten zu kennen. Smith ist tiefer in die innere Physiologie der bürgerlichen Gesellschaft eingedrungen. Der englischen Tradition folgend, hat er

[10] Zitiert in: W. R. Scott, Adam Smith as Student and Professor, p. 327 (engl.).
[11] Morellet, A., Mémoires sur le XVIII-e siècle et sur la révolution française, t. 1, Paris 1822, p. 244 (franz.).

seine ökonomische Theorie auf dem Fundament der Arbeitswerttheorie errichtet, während die Physiokraten eigentlich gar keine Werttheorie hatten. So konnte er einen großen Schritt weiter gehen als die Physiokraten und feststellen, daß jede produktive Arbeit Wert schaffe, nicht nur die Arbeit in der Landwirtschaft. Smith hat eine klarere Vorstellung von der Klassenstruktur der bürgerlichen Gesellschaft gehabt als die Physiokraten. Turgot hat zwar, wie wir gesehen haben, schon bemerkenswerte Gedanken zu diesem Thema geäußert, aber bei ihm sind sie nur skizzenhaft angedeutet, während sie bei Smith gleichsam ein sorgfältig vollendetes Gemälde darstellen.

Andererseits gibt es auch Gebiete, auf denen die Physiokraten weiter waren als Smith. Besonders trifft das auf Quesnays geniale Gedanken über den Mechanismus der kapitalistischen Reproduktion zu.

Ebenso wie die Physiokraten glaubte auch Smith, daß die Kapitalisten nur für den Preis von Entbehrungen, der Enthaltung, des Konsumverzichts akkumulieren könnten. Aber die Physiokraten hatten zumindest noch die logische Begründung, daß die Kapitalisten nicht „aus dem Nichts“ akkumulieren könnten, denn nach ihrer Ansicht war ja die industrielle Arbeit „unfruchtbar“. Bei Smith finden wir nicht einmal [198] diese Rechtfertigung. Smith ist in seiner These von der Gleichberechtigung, von der wirtschaftlichen Gleichwertigkeit aller Formen von produktiver Arbeit inkonsequent. Er konnte sich einfach nicht von der Vorstellung lösen, daß der landwirtschaftlichen Arbeit vom Standpunkt der Wertschaffung trotz allem der Vorrang gebührt, weil hier neben dem Menschen noch die Natur selbst „arbeitet“. Dieser Fehler von Smith sollte später den Protest Ricardos hervorrufen.

Zur Physiokratie zeigte Smith ein völlig anderes Verhältnis als zum Merkantilismus In den Merkantilisten sah er seine ideellen Widersacher, und bei all seiner professorenhaften Reserviertheit geizte er gegenüber ihnen nicht mit kritischen (und mitunter selbst unvernünftigen) Grobheiten. Die Physiokraten betrachtete er im Grunde als Verbündete und Freunde, die auf einem etwas anderen Weg zu dem gleichen Ziel gelangen wollten. Sein Urteil im „Reichtum der Nationen“ lautet: „Gleichwohl kommt dieses System, ungeachtet aller seiner Unvollkommenheiten unter allen bis jetzt in der politischen Ökonomie aufgestellten Systemen der Wahrheit am nächsten ...“[12] An anderer Stelle schreibt er, daß die Physiokratie „noch nirgends in der Welt Schaden angerichtet hat und auch wohl niemals anrichten wird ...“[13]

Die letztere Bemerkung kann man als Scherz auffassen. Das war Adam Smith’ Art zu scherzen: fast unmerklich, mit scheinbar unerschütterlichem Ernst. In der „Theorie der moralischen Gefühle“ finden wir folgenden Scherz: Wenn ein Mensch ein Bein verliert, so sei das zweifellos ein größeres Unglück als der Verlust der Geliebten; doch sei letzterer in der Literatur zum Thema vieler ausgezeichneter Tragödien geworden, während man aus dem Verlust eines Beines beim besten Willen keine Tragödie machen könne. So ist er wohl auch in seiner Lebensart gewesen. Bei einem Festessen in der Universität Glasgow hat ihn einmal sein Tischnachbar, ein Gast aus London, erstaunt gefragt, warum alle einem anwesenden jungen Mann so viel Ehrerbietung erweisen, obgleich er doch recht geistlos sei. Smith antwortete ihm: „Das ist uns bekannt, aber er ist der einzige Lord an unserer Universität.“

Frankreich figuriert in Smith’ Buch nicht nur in den direkt oder indirekt mit der Physiokratie verbundenen Ideen, sondern auch in vielen verschiedenen (auch Persönlichen) Beobachtungen, Beispielen und Illustrationen Der allgemeine Ton dieses ganzen Materials ist kritischer Art. Smith sieht in Frankreich mit seiner feudalabsolutistischen Ordnung und seinen Fesseln für den bürgerlichen Fortschritt das Beispiel des Gegensatzes zu seiner idealen „natürlichen Ordnung“. [199] Auch in England sei nicht alles zum besten bestellt, aber im großen und ganzen komme es der „natürlichen Ordnung“ mit ihrer Freiheit der Persönlichkeit, des Gewissens und vor allem des Unternehmertums viel näher.

Was aber haben die drei Jahre in Frankreich für Smith persönlich bedeutet? Erstens haben sie seine Vermögenslage erheblich verbessert. Nach einer Übereinkunft mit den Eltern des Herzogs von Buccleugh sollte er nicht nur für die Zeit der Reise, sondern bis zu seinem Tode, als eine Art Pension, jährlich dreihundert Pfund Sterling erhalten. Das erlaubte Smith, sich in den folgenden zehn Jahren

[12] Smith, A. Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Zweiter Band, Jena 1923, S. 543.
[13] Ebenda, S. 521.

nur seinem Buch zu widmen. Zur Universität Glasgow ging er nicht mehr zurück. Zweitens hatten alle Zeitgenossen eine Veränderung in Smith' Charakter wahrgenommen: Er war gesetzter, sachlicher, energischer geworden und hatte eine gewisse Routine im Umgang mit den verschiedensten Leuten, auch mit der „Creme der Gesellschaft" gewonnen. Zu einer glänzenden Erscheinung war er allerdings nicht geworden, in den Augen seiner Bekannten blieb er der etwas wunderliche und zerstreute Professor. Adam Smith' Zerstreutheit war für die Allgemeinheit bald zu einem festen Bestandteil seines Ruhms geworden.

Homo oeconomicus

In Paris hat Smith etwa ein Jahr verbracht – vom Dezember 1765 bis Oktober 1766. Das geistige Zentrum von Paris waren die Literatursalons. Deshalb waren sie auch die Stätten, in denen Smith mit den Philosophen zusammentraf. Eine Ausnahme bildete nur der „Entresolklub" in Versailles. Gleich zu Anfang war er in den berühmten Salon der Madame de Geoffrin eingeführt worden, doch seine Vorliebe galt dem Salon der Mademoiselle de Lespinasse, der Freundin d'Alemberts, wo sich ein engerer, intimerer Freundeskreis versammelte. Auch in den Häusern der Philosophen Helvétius und Holbach, die eine Art Stabsquartier der Enzyklopädisten darstellten, hat er des öfteren verweilt. Smith ist stets ein Freund des Theaters gewesen, obgleich in Schottland die puritanische Kirche dieses „gotteslästerliche Spektakel" so gut wie verboten hatte. Besonders die klassische französische Tragödie schätzte er sehr. In das Pariser Theaterleben führte ihn Madame Riccoboni ein, eine Schriftstellerin und ehemalige Schauspielerin, die mit vielen Philosophen befreundet war. Von ihr erhielt er bei seiner Abreise einen Empfehlungsbrief an den bekannten Schauspieler und Regisseur David Garrick in London, der kurz zuvor in Paris gewesen war. Der Brief ist ein einziges Lob für Smith' Geist und Scharfsinn. Man könnte ihn für Übertreibung und Schmeichelei halten, wenn dieses Lob nicht in einem zweiten Brief wiederholt worden wäre, den Madame Riccoboni bald darauf mit der Post an Garrick gesandt hat. Garrick zählte später zum engen Bekanntenkreis von Smith.

Trotz allem genoß Smith in den Pariser Salons natürlich nicht das [200] Ansehen, das in den drei vorangegangenen Jahren sein Freund Hume genossen hatte und das zehn Jahre später Franklin zukommen sollte. Smith war nicht dazu geschaffen, in der Gesellschaft zu glänzen, und er wußte es auch.

Man sollte annehmen, daß die Bekanntschaft mit Helvétius, einem Menschen von großem Charme und bemerkenswertem Geist, für Smith besonders bedeutungsvoll gewesen sei. Helvétius trachtete in seiner Philosophie danach, die Ethik von den religiösen und feudalen Fesseln zu befreien. Er erklärte den Egoismus zu einer naturgegebenen Eigenschaft des Menschen und zu einem Faktor des gesellschaftlichen Fortschritts. Die neue, ihrem Wesen nach bürgerliche Ethik baute auf dem Eigennutz, auf dem natürlichen Streben eines jeden nach persönlichem Vorteil auf, der nur vom gleichen Streben der anderen begrenzt würde. Helvétius verglich die Rolle des Eigennutzes in der Gesellschaft mit der Rolle der Gravitation in der Natur. Damit war auch der Gedanke von der naturgegebenen Gleichheit aller Menschen verbunden: Jeder Mensch müsse unabhängig von Geburt und Stand das gleiche Recht haben, seinen Vorteil zu verfolgen, denn daraus profitiere schließlich die ganze Gesellschaft.

Solche Ideen kamen denen von Smith sehr nahe. Sie waren ihm nicht neu: Ähnliches hatte er schon von Locke und Hume und aus Mandevilles Paradoxonen erfahren. Aber die glänzende Argumentation des Helvétius mußte ihn natürlich besonders beeindrucken. Smith hat diese Ideen weiterentwickelt und auf seine politische Ökonomie angewandt. Seine Vorstellung von der Natur des Menschen und vom Verhältnis zwischen Mensch und Gesellschaft wurde zur Grundlage der Anschauungen der klassischen Schule. Der Begriff des homo oeconomicus kam etwas später auf, aber seine Urheber stützten sich auf Smith. Die berühmt gewordene Redewendung von der „*unsichtbaren Hand*" ist vielleicht die am häufigsten zitierte Stelle aus dem „Reichtum der Nationen".

Was sollen nun der „homo oeconomicus" und die „unsichtbare Hand" vorstellen?

Smith' Gedankengang kann man sich ungefähr so vorstellen: Das Hauptmotiv der wirtschaftlichen Tätigkeit jedes einzelnen ist der Eigennutz. Aber er kann seinem Interesse nur dadurch nachgehen,

daß er anderen Dienste erweist, seine Arbeit und die Produkte seiner Arbeit zum Tausch anbietet. So entwickelt sich die Arbeitsteilung, so helfen die Menschen einander und so fördern sie zugleich den Fortschritt der Gesellschaft, obgleich jeder einzelne Egoist ist und sich nur um seine Interessen kümmert. Das natürliche Streben der Menschen, ihre materielle Lage zu verbessern, ist ein mächtiges Prinzip, das die Gesellschaft von selbst zum Wohlstand bringt, wenn man ihm nur freie Bahn gibt. Mehr noch: Dieses Prinzip ist so mächtig, daß es „auch hundert unverschämte Hindernisse überwindet, mit denen die Torheit [201] menschlicher Gesetze es nur allzu oft zu hemmen suchte“.[14] Hier attackiert Smith den Merkantilismus, der die „natürliche Freiheit“ des Menschen – die Freiheit zu verkaufen und zu kaufen, jemanden einzustellen und eingestellt zu werden, zu produzieren und zu konsumieren – einschränke.

Jeder einzelne trachtet danach, sein Kapital so zu verwerten (wir sehen schon, es geht eigentlich nicht um den Menschen schlechthin, sondern um den Kapitalisten), daß dessen Produkt noch größeren Wert erhält. Gewöhnlich denkt er dabei nicht einmal an den gesellschaftlichen Nutzen und ihm wird auch nicht bewußt, wieviel er dazu beiträgt. Ihm geht es nur um das eigene Interesse, aber er „wird in diesen wie in vielen anderen Fällen von einer *unsichtbaren Hand* (hervorgehoben – A. W. A.) geleitet, einen Zweck zu fördern, den er in keiner Weise beabsichtigt hatte ... Verfolgt er sein eigenes Interesse, so fördert er das der Gesellschaft weit wirksamer, als wenn er dieses wirklich zu fördern beabsichtigt.“[15]

Aber hängt dieser Begriff von der „unsichtbaren Hand“ nicht mit einem höheren, allwissenden und schöpferischen Wesen, kurz gesagt, mit Gott zusammen? Der amerikanische Wissenschaftler Jacob Viner hat den Text der „Theorie der moralischen Gefühle“ und des „Reichtums der Nationen“ in dieser Hinsicht einer interessanten Analyse unterzogen und folgendes herausgefunden. Smith sei auch in seinem ersten Buch von der Existenz einer natürlichen Harmonie ausgegangen, aber dort wurde diese Harmonie von einer höheren Kraft aufrechterhalten, die Smith bald den „Großen Steuermann der Natur“, bald den „Schöpfer der Natur“, bald „Vorsehung“ oder einfach „Gott“ nenne. Im „Reichtum der Nationen“ sei Gott unter diesem Namen und unter allen Pseudonymen ganz verschwunden. Dort gebe es nur eine Erwähnung von Gott, die die Theologen keinesfalls erfreuen könne. Smith sage hier, daß der Aberglaube die Erscheinungen der Natur früher dem Einschreiten von Gott zugeschrieben habe, später habe die Wissenschaft eine natürliche Erklärung für sie gefunden.[16]

Die „unsichtbare Hand“ ist das elementare Wirken der objektiven ökonomischen Gesetze. Diese Gesetze wirken unabhängig vom Willen und oft gegen den Willen der Menschen. Daß Smith in dieser Form den Begriff des ökonomischen Gesetzes in die Wissenschaft eingeführt hat, war ein bedeutender Fortschritt. Damit hat er eigentlich die politische Ökonomie auf eine wissenschaftliche Basis gestellt. Die Bedingungen, unter denen das eigennützige Interesse und die spontan wirkenden Gesetze der ökonomischen Entwicklung ihr Wirken am besten ent-[202]falten können, bezeichnete Smith als *natürliche Ordnung*. Bei Smith und bei den späteren Generationen von Politökonomen hat dieser Begriff gewissermaßen einen Doppelsinn. Einerseits ist er das Prinzip und das Ziel der ökonomischen Politik, also der Politik laissez faire, andererseits ist er eine theoretische Konstruktion, ein „Modell“ für die Analyse der ökonomischen Wirklichkeit.

In der Physik bedient man sich zur Erkenntnis der Natur des Abstraktums vom idealen Gas oder von der idealen Flüssigkeit. In der Wirklichkeit verhalten sich Gase und Flüssigkeiten nie oder nur unter ganz bestimmten Bedingungen „ideal“. Aber es ist eben sehr zweckmäßig, von den Verletzungen dieser Bedingungen zu abstrahieren, um die Erscheinungen in ihrer „Reinform“ untersuchen zu können. Etwas Ähnliches stellt das Abstraktum vom „homo oeconomicus“ und von der freien (vollkommenen) Konkurrenz dar. Ein Mensch der Wirklichkeit läßt sich nicht ausschließlich auf Eigennutz reduzieren. Ebensowenig hat es im Kapitalismus je eine absolut freie Konkurrenz gegeben. Doch

[14] Ebenda, S. 354.
[15] Ebenda, S. 235–236.
[16] „Adam Smith. 1776–1826“. Lectures to Commemorate the th Anniversary of the Publication of the „Wealth of Nations“, Chicago 1928, p. 126–127 (engl).

hätte die Wissenschaft die massenhaften ökonomischen Erscheinungen und Prozesse nicht untersuchen können, wenn sie nicht gewisse Annahmen unterstellt hätte, die die unendlich komplizierte und vielfältige Wirklichkeit vereinfachen, modellieren und die wichtigsten Merkmale aus ihr extrahieren. Aus dieser Sicht war das Abstraktum des „ homo oecon omicus“ und der freien Konkurrenz durchaus gerechtfertigt, und es hat in der ökonomischen Wissenschaft eine bedeutende Rolle gespielt. Das traf besonders auf den Kapitalismus des 18. und 19. Jahrhunderts zu.

Wir wollen zwei Beispiele aus der marxistischen ökonomischen Theorie anführen.

In einer auf dem Privateigentum beruhenden Warenwirtschaft wirkt das Wertgesetz als spontaner Regulator und Motor der Produktion. Wenn zum Beispiel ein Warenproduzent infolge irgendwelcher technischer Neuerungen die Arbeitszeit, die er für die Produktion einer Wareneinheit aufwendet, senken kann, so sinkt der *individuelle Wert* dieser Ware. Aber der *gesellschaftliche Wert*, der vom gesellschaftlich durchschnittlichen Arbeitsaufwand bestimmt wird, verändert sich unter sonst gleichbleibenden Bedingungen damit nicht. Unser geschickter Warenproduzent verkauft jetzt jede seiner Waren zum bisherigen Preis, der im Prinzip vom gesellschaftlichen Wert bestimmt wird. Er erhält so einen Mehrerlös, weil er, sagen wir, während eines Arbeitstages 25 Prozent mehr Waren produziert als die übrigen. Die Konkurrenz trachtet jetzt danach, die neue Technik zu übernehmen. So sieht, in den einfachsten Zügen dargestellt, der Mechanismus der „Stimulierung des technischen Fortschritts“ aus. Das Ergebnis des Wirkens dieser hier beschriebenen spontanen, vom Willen der Menschen unabhängigen Faktoren ist die Verringerung des gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwandes je Wareneinheit und das Sinken des [203] gesellschaftlichen Wertes. Unschwer läßt sich erkennen, daß hier jeder Warenproduzent als „homo oeconomicus“ handelt, der danach trachtet, möglichst hohe Einkommen zu erzielen, und daß die Bedingungen, unter denen er handelt, diejenigen der freien Konkurrenz sind.

Ein anderes Beispiel: die Bildung der Durchschnittsprofitrate unter den Bedingungen des Kapitalismus der freien Konkurrenz. Es ist undenkbar, daß die Profitraten in den verschiedenen Unternehmenszweigen über längere Zeit wesentlich voneinander abweichen. Der Ausgleich der Profitrate ist eine objektive Notwendigkeit. Der Mechanismus, der diesen Ausgleich gewährleistet, ist die Konkurrenz zwischen den Zweigen und der Kapitalfluß aus den Zweigen mit niedrigerer Profitrate in die Zweige mit höherer Profitrate. Wieder wird deutlich, daß der Kapitalist hier nur unter einem Aspekt gesehen wird, nämlich als Verkörperung des Profitstrebens. Die Bedingung für den unbegrenzten Kapitalfluß ist gleichbedeutend mit der Bedingung für die freie Konkurrenz. Natürlich hat es in Wirklichkeit immer Faktoren gegeben, welche den freien Kapitalfluß einschränkten, und Marx hat sie sehr gut gekannt. Doch diese Faktoren können in das Modell erst dann eingegeben werden, wenn es in seiner „Idealform“ untersucht worden ist.

Der Kapitalist ist nach einem Ausdruck von Marx die Personifikation des Kapitals. Mit anderen Worten: Für die politische Ökonomie sind die persönlichen Eigenschaften des einzelnen Kapitalisten uninteressant. Für die Wissenschaft ist er nur deshalb und insoweit interessant, wie sich in ihm die gesellschaftlichen Verhältnisse des Kapitals ausdrücken. Marx sagt über den Kapitalisten, daß „nicht Gebrauchswert und Genuß, sondern Tauschwert und dessen Vermehrung sein treibendes Motiv (sind). Als Fanatiker der Verwertung des Werts zwingt er rücksichtslos die Menschheit zur Produktion um der Produktion willen, daher zu einer Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und zur Schöpfung von materiellen Produktionsbedingungen, welche allein die reale Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist. Nur als Personifikation des Kapitals ist der Kapitalist respektabel.“[17]

Wenn man aufmerksam liest, dann erkennt man eine gewisse Verwandtschaft mit den oben dargelegten Gedanken von Smith. Aber die Schlußfolgerung ist, wie wir gesehen haben, eine ganz andere. Bei Smith festigt der seinem Vorteil folgende Kapitalist unbewußt den Kapitalismus. Bei Marx handelt er ebenso, entwickelt aber nicht nur die Produktivkräfte des Kapitalismus, sondern bereitet auch

[17] Marx, K., Das Kapital, Erster Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 618.

objektiv dessen gesetzmäßiges Ende vor. Damit ist auch ein anderer prinzipieller Unterschied verbunden. Marx betrachtet den Menschen aus der Sicht [204] seines historischen Materialismus als Produkt einer langen gesellschaftlichen Entwicklung. Als Gegenstand der politischen Ökonomie existiert dieser Mensch nur in den Grenzen der jeweiligen Klassengesellschaft, und er handelt nach ihren Gesetzen. Smith' homo oeconomicus dagegen ist Ausdruck des ewigen und natürlichen Wesens des Menschen. Er ist nicht das Produkt einer Entwicklung, sondern eher deren Ausgangspunkt.

Mit seiner Konzeption vom „homo oeconomicus" hat Smith eine Frage von gewaltiger theoretischer und praktischer Bedeutung gestellt, nämlich nach den Beweggründen und Stimuli der wirtschaftlichen Tätigkeit des Menschen. Und er hat eine für seine Zeit sehr nützliche und tiefgründige Antwort auf diese Frage gegeben, wenn man bedenkt, daß sich hinter seinem „natürlichen" Menschen der Mensch der bürgerlichen Gesellschaft verbarg.

Mit dem Problem der Beweggründe und Stimuli muß sich auch der Sozialismus befassen, nachdem er aus einer wissenschaftlichen Theorie zur sozialökonomischen Wirklichkeit geworden ist. Mit dem Verschwinden des Kapitalismus, mit der völligen Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verschwinden auch die rein bürgerlichen Stimuli für die Wirtschaftstätigkeit des Menschen. Schon Ostap Bender[18] mußte sich davon überzeugen, daß das Streben, Millionär zu werden, in der sozialistischen Gesellschaft keine Grundlage mehr hat.

Aber was kann die Leidenschaft der Menschen zur Bereicherung ersetzen, die schließlich, wie Adam Smith sagte, die kapitalistische Gesellschaft vorwärts treibt? Vielleicht einfach das sozialistische Bewußtsein, Arbeitsenthusiasmus, Patriotismus? Es gibt ja keine Kapitalisten mehr, die Betriebe, das Land gehören dem Volk, die Menschen arbeiten für sich selbst ... So urteilten und urteilen auch heute noch manche Menschen, die sich für echte Kommunisten halten. Natürlich bringt der Sozialismus neue und mächtige Stimuli zur Arbeit hervor. Darin besteht auch sein gewaltiger Vorzug vor dem Kapitalismus. Aber *nur* auf diese neuen Stimuli zu setzen, bedeutete, den sozialistischen Aufbau zu ersticken. Sie tauchen nicht auf wie nach einem Zauberspruch, sondern entfalten sich im Verlauf tiefgreifender sozialistischer Umwälzungen der Gesellschaft und der Menschen selbst, ihrer Psychologie, ihrer Moral und ihres Bewußtseins. In einer Gesellschaft, in der das Prinzip der Verteilung nach der *Arbeitsleistung* herrscht, bleibt das materielle Interesse gesetzmäßig ein wesentlicher Stimulus zur Arbeit. Die nach Lenins Ideen ausgearbeiteten Prinzipien der wirtschaftlichen Rechnungsführung wurden zu einer Hauptmethode der sozialistischen Wirtschaftspolitik. Die Wirtschaftsreform, die gegenwärtig in der UdSSR stattfindet, stellt eine Weiterentwicklung [205] und Vertiefung dieser Prinzipien unter den neuen Verhältnissen einer fortgeschrittenen sozialistischen Wirtschaft dar.

Laissez faire

Die Politik des laissez faire oder, wie Smith sich ausdrückte, der natürlichen Freiheit, ergab sich aus seiner Auffassung vom Menschen und von der Gesellschaft. Wenn die wirtschaftliche Aktivität jedes Menschen letztlich zum Wohl der Gesellschaft führt, dann darf diese Aktivität natürlich durch nichts behindert werden.

Smith meinte, daß die gesellschaftlichen Ressourcen bei freier Bewegung von Ware und Geld, Kapital und Arbeit am rationellsten, optimal genutzt werden könnten. Die Freiheit der Konkurrenz war das A und O seiner ökonomischen Lehre. Sie zieht sich wie ein roter Faden durch den ganzen „Reichtum der Nationen". Smith hat dieses Prinzip sogar auf Ärzte, Universitätsprofessoren und ... Pfaffen angewandt. Wenn man, so meinte er, den Geistlichen aller Glaubensrichtungen und Sekten die Möglichkeit gäbe, untereinander frei zu konkurrieren, wenn man keiner Gruppe Privilegien oder gar ein Monopol zuerkennen würde, so wären sie bald unschädlich (und das sei, wie er erkennen läßt, das beste, was sie sein können). Aus dem Glauben an die Schöpferkraft des Eigennutzes und der Konkurrenzfreiheit erklärt sich auch Smith' optimistische Haltung zur Zukunft. Er war selbstverständlich vom unvermeidbaren Sieg der neuen, bürgerlichen Ordnung über den Feudalismus überzeugt. Smith' Optimismus war allerdings nicht mit dem naiven Glauben des Helden von Voltaires „Candide" zu

[18] Held der satirischen Romane „Zwölf Stühle" und „Die Jagd nach der Million" von Ilja Ilf und Jewgeni Petrow.

vergleichen, der meinte, alles auf dieser besten aller Welten sei zum besten bestellt. Er wußte zu gut, welche mächtigen Kräfte die wirtschaftliche Freiheit bekämpften.

Wie auch in vielen anderen Fragen besteht Smith' Rolle hinsichtlich des laissez faire nicht darin, daß er es entdeckt hat, sondern darin, daß er es am treffendsten und systematischsten begründet hat. Obgleich dieses Prinzip in Frankreich geboren wurde, blieb es einem Briten vorbehalten, es logisch zu vollenden und zur Grundlage der ökonomischen Theorie zu machen. England, das zum am weitesten fortgeschrittenen Land der Welt geworden war, hatte ein objektives Interesse am freien Handel. In Frankreich war die Mode der Physiokratie hauptsächlich eine Laune der aufgeklärten und liberalen Aristokraten und nur von kurzer Lebensdauer gewesen. In England dagegen wurde die „Mode", Anhänger von Smith zu sein, zum Glaubenssymbol des Bürgertums und des sich mit ihm liierenden Adels. Während des folgenden Jahrhunderts ist die Wirtschaftspolitik der englischen Regierung in gewissem Sinne die Verwirklichung von Smith' Programm gewesen.

Die ersten Schritte zeichneten sich schon zu seinen Lebzeiten ab. Folgende interessante Geschichte ist uns überliefert worden. Als sich Smith im Jahre 1787 in London aufhielt, betrat er eines Tages das Haus [206] eines hohen Würdenträgers. Im Gästezimmer hatte sich eine große Gesellschaft versammelt, zu der auch der Premierminister William Pitt gehörte. Als Smith eintrat, erhoben sich alle von den Plätzen. Seiner Gewohnheit als Professor folgend, hob er die Hand und sagte: „Bitte setzen Sie sich, meine Herren." Pitt entgegnete ihm darauf: „Nach Ihnen, Doktor, wir alle hier sind Ihre Schüler." Mag sein, daß es nur eine Legende ist. Aber sie kommt der Wahrheit wohl sehr nahe. Pitt hat tatsächlich auf dem Gebiet des Handels eine Reihe von Maßnahmen getroffen, deren Geist den Ideen des „Reichtums der Nationen" entsprach.

Smith hat sein Programm nirgends nach Punkten formuliert. Aber das wäre ein leichtes gewesen. Im einzelnen bedeutet laissez faire bei ihm folgendes.

Erstens forderte er, alle Maßnahmen aufzuheben, die, in unserer heutigen Sprache ausgedrückt, die Disponibilität der Arbeitskräfte einschränkten. Hier handelte es sich vor allem um solche feudalen Überbleibsel, wie die handwerkliche Pflichtlehre und das Siedlungsgesetz. Der objektive Inhalt dieser Forderung bestand natürlich darin, Handlungsfreiheit für die Kapitalisten zu erwirken. Aber es handelte sich ja um eine Epoche, von der Smith schrieb, daß die britische Arbeiterklasse weniger unter dem Kapitalismus als unter dessen unzureichender Entwicklung litt. Deshalb war Smith' Forderung fortschrittlich und sogar humanistisch.

Zweitens trat Smith für die volle Freiheit des Grundstückhandels ein. Er war ein Gegner des Großgrundbesitzes und empfahl, die Gesetze aufzuheben, die der Aufteilung der Erbländereien im Wege standen. Smith war dafür, daß die Ländereien an die übergingen, die sie wirtschaftlicher nutzen konnten oder das Land zum Handelsobjekt machen wollten. All das war auf die Entwicklung des Kapitalismus in der Landwirtschaft gerichtet.

Drittens empfahl Smith, die Überreste der staatlichen Reglementierung von Industrie und Binnenhandel aufzuheben. Die Akzisen (indirekten Steuern), mit denen der Verkauf einiger Waren auf dem Binnenmarkt belegt war, hatten nur den Zweck, die Budgeteinnahmen zu vergrößern, nicht aber, Einfluß auf die Wirtschaft zu nehmen. Im Inlandsverkehr wurden in England schon keine Zölle mehr erhoben. Aber um so schärfer und aktueller klang diese Kritik Smith' für Frankreich.

Viertens unterzog Smith die gesamte Außenhandelspolitik Englands einer eingehenden Kritik und arbeitete ein Programm für die Freiheit des Außenhandels aus. Die Freiheit des Außenhandels war seine wichtigste Forderung, die direkt gegen den Merkantilismus gerichtet war. So entstand die Bewegung für den *free trade*, den Freihandel, der im 19. Jahrhundert zum Leitbild der englischen Industriebourgeoisie werden sollte.

[207] Smith attackiert das gesamte Arsenal der merkantilistischen Politik: das Streben nach unbedingt aktiver Handelsbilanz, das Ein- und Ausfuhrverbot für bestimmte Waren, die hohen Importzölle, die Exportprämien, die monopolistischen Handelsgesellschaften. Besonders scharf trat er gegen Englands Kolonialpolitik auf und erklärte, daß sie nicht der Nation, sondern den Interessen einer Handvoll

Krämerseelen diene. Auch die Politik, mit der England in Irland und besonders in den nordamerikanischen Kolonien die Industrie erstickte und dem Handel Fesseln anlegte, hielt Smith für kurzsichtig und sinnlos. „Einem großen Volke aber verbieten, aus seinen eigenen Erzeugnissen alles zu machen, was es daraus machen kann, oder sein Kapital und seinen Gewerbefleiß so anzuwenden, wie es ihm am vorteilhaftesten zu sein scheint, ist eine offenbare Verletzung der heiligsten Rechte der Menschheit.“[19]

Das wurde im Jahre 1776 veröffentlicht, als England schon gegen die aufständischen Kolonisten kämpfen mußte. Smith brachte dem amerikanischen Republikanismus Sympathie entgegen, obgleich er als guter Brite nicht für die Lostrennung der Kolonien, sondern für ein völlig gleichberechtigtes Bündnis Englands mit den Kolonien war. Nicht weniger kühn verurteilte er die Raub- und Unterdrükkungspolitik der Ostindischen Handelsgesellschaft in Indien. Außerdem hat Smith in seinem Buch die Kirche und das Bildungssystem an den Universitäten mit heißenden und harten Kritiken bedacht. Allerdings riskierte er damit in England weder den Kopf noch die Freiheit und brauchte vor allem die Gefängnishaft nicht zu fürchten, der so mancher von seinen französischen Freunden: Voltaire, Diderot, Morellet und sogar Mirabeau, nicht entrinnen konnte. Aber er wußte, wie empfindlich ihn der Haß und die Angriffe der englischen Pfaffen, der Universitätsobrigkeiten und der Gazettenschreiber treffen konnten. Er hatte Angst davor und machte auch kein Hehl daraus.

Smith’ Persönlichkeit ist uns besonders dadurch so anziehend, daß er, ein von Natur aus vorsichtiger und zaghafter Mensch, trotzdem ein so mutiges Buch geschrieben und veröffentlicht hat.

[209]

[19] Smith, A., a. a. O., S. 411.

Kapitel 10: Adam Smith begründet ein System

[210]

Der „Reichtum der Nationen“

Im vorigen Kapitel waren wir etwas vorausgeeilt: Zwischen Smith’ Rückkehr aus Frankreich und dem Erscheinen des „Reichtums der Nationen“ liegen zehn Jahre. Ein halbes Jahr verbringt Smith in London, wo er sich den Obliegenheiten eines gewissermaßen inoffiziellen Experten beim Finanzminister widmet. Im Herbst 1767 zieht er sich nach Kirkcaldy zurück, und hier bringt er fast, ohne den Ort zu verlassen, sechs Jahre zu, in denen er nur noch an seinem Buch arbeitet. In einem Brief beklagt er sich, daß das eintönige Leben und die übermäßige Konzentration auf seine Studien an seiner Gesundheit zehren. Als Smith im Jahre 1773 nach London abreist, fühlt er sich so elend, daß er es für notwendig hält, für den Fall seines Todes Hume die Rechte auf seinen literarischen Nachlaß anzuvertrauen.

Smith hatte geglaubt, mit einem fertigen Manuskript zu reisen. Aber es vergingen noch drei Jahre, ehe die Arbeit wirklich abgeschlossen war. Zwischen den ersten ökonomischen Versuchen Smith’ in den Edinburgher Lektionen und dem „Reichtum der Nationen“ liegt ein viertel Jahrhundert. Dieses Buch war wirklich sein Lebenswerk.

Smith hatte in Kirkcaldy schon einige fertige Skizzen zu seinem späteren Werk und im Kopf viele Ideen, die noch entwickelt werden müßten. Aus Frankreich und London hatte er mehrere Kisten mit Büchern mitgebracht, und er ließ sich auch weiterhin Bücher nach Kirkcaldy schicken. So sandte ihm auf seine Bitte hin Turgot, der zu dieser Zeit schon Minister geworden war, ein von französischen Autoren verfaßtes Nachschlagewerk über die Steuersysteme in den europäischen Staaten. Er las viel, besonders französische Autoren, befaßte sich mit den zu jener Zeit sehr spärlichen statistischen Berichten und studierte die Gesetze und die Praxis der Regulierung des Außenhandels.

Smith ist es während des ganzen Lebens schwergefallen, selbst zu schreiben. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß er wenig Briefe geschrieben und sich zudem immer sehr kurz gefaßt hat. Den Text des „Reichtums der Nationen“ wie auch seiner übrigen Werke hat er einem Privatsekretär diktiert. Dann berichtigte und überarbeitete er das Manuskript und ließ es noch einmal abschreiben.

Smith besaß die bewundernswerte Fähigkeit, stets im Hintergrund zu bleiben. Die Beschreiber der Sitten und Bräuche jener Zeit, die uns eingehende Charakteristiken über längst vergessene und heute keinerlei Rolle mehr spielende Persönlichkeiten hinterlassen haben, übergehen ihn meist oder erwähnen ihn nur beiläufig. Das wenige, was uns aus dieser Zeit über Smith’ Leben bekannt geworden ist, verdanken wir James Boswell, diesem König der Biographen und Verfasser des bekannten Buches „Das Leben von Samuel Johnson“. Boswell vergötterte Johnson, Smith mochte er nicht. Dennoch hat er mit einem seiner Urteile Smith’ Charakter sehr gut getroffen: „Smith war ein Mann von ungewöhnlichem Fleiß, stets war sein Kopf mit allen möglichen Problemen angefüllt.“ In seinen Tagebuchnotizen vom [211] 2. April 1775 lesen wir bei Boswell, daß er morgens Smith in dessen Mietwohnung in der Suffolk Street besucht und ihn bei der Arbeit, das heißt dem Sekretär diktierend, angetroffen habe. Smith habe ihm gesagt, daß sich seine Arbeit dem Ende zuneige und er sich entschlossen habe, aus dem Buch „etwas Ganzes“ zu machen, indem er die Verweise auf andere Werke herausnehme. Boswell nahm das zum Anlaß für ein scherzhaftes Gespräch mit einem seiner Freunde, aber tatsächlich zeigt sich hier ein sehr ernsthaftes Problem.

Karl Marx schrieb darüber: „*Adam Smith* hat seinen schottischen Weisheitsspruch, daß, ‚wenn ihr ein wenig gewonnen habt, es oft leicht wird, viel zu gewinnen, die Schwierigkeit aber darin liegt, das wenige zu gewinnen‘, auch auf geistigen Ruhm angewandt und daher mit kleinlicher Sorgfalt die Quellen verheimlicht, denen er das Wenige verdankt, woraus er in der Tat viel macht. Mehr als einmal zieht er vor, der Frage die Pointe abzubrechen, wo scharfe Formulierung ihn zwingen würde, mit seinen Vorgängern abzurechnen.“[1]

[1] Marx, K., Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 142.

Smith hat es fertiggebracht, Petty, North, Mandeville, James Steuart und Turgot, also Autoren, deren Ideen er stillschweigend übernommen hat, in seinem Buch nicht einmal zu erwähnen. Aber warum? Wir können nur vermuten. In gewissem Maße lag es wohl im Geist der Zeit: Es war damals nicht sehr üblich, Hunderte in Petit gesetzter Fußnoten anzuführen. Und natürlich konnte Smith auch nicht voraussehen, welche Bedeutung sein Buch in der ökonomischen Wissenschaft gewinnen sollte. Aber in gewissem Maße hat er die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Verallgemeinerungen, seine Rolle als Systematiker der ökonomischen Wissenschaft wohl erkannt und ist auch nicht ganz ohne Eitelkeit gewesen. Er wollte den glatten Fluß seiner Darlegungen nicht mit (wie ihm wohl schien) unnötigen Verweisen unterbrechen und nicht die Klingen im theoretischen Streit kreuzen. Das ganze Arsenal seiner Kritik galt den Merkantilisten, wobei er in dieser Kritik oft einseitig und unobjektiv blieb. Die ganze Mannigfaltigkeit und den Reichtum der merkantilistischen Literatur betrachtete er nur vom Standpunkt seines Systems, und er konnte und wollte die wissenschaftlichen Elemente, den rationellen Kern des Merkantilismus nicht sehen. Als vorsichtiger und nichts übereilender Mensch liebte er keine scharfen und kategorischen Formulierungen. Mit Menschen, die, wie ein russisches Sprichwort sagt, bereit sind, für schöne Worte den eigenen Vater zu verkaufen, hatte er jedoch überhaupt nichts gemein.

Adam Smith' Werk wurde im März 1776 unter dem Titel „An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" in London veröffentlicht. Es besteht aus fünf Büchern. Die Grundlagen seines theoretischen Systems, in dem viele Ideen englischer und französischer [212] Ökonomen des vorausgegangenen Jahrhunderts vollendet und verallgemeinert sind, finden wir in den zwei ersten Büchern. Das erste Buch enthält im Grunde die Analyse des Wertes und des Mehrwertes, den Smith in den konkreten Formen des Profits und der Grundrente untersucht. Das zweite Buch trägt den Titel „Wesen, Aufhäufung und Verwendung des Kapitals". Wir werden auf diese Fragen noch näher eingehen. Die übrigen drei Bücher stellen die Anwendung von Smith' Theorie einesteils auf die Geschichte, überwiegend aber auf die Wirtschaftspolitik dar. In dem kleinen dritten Buch geht es um die wirtschaftliche Entwicklung Europas im Zeitalter des Feudalismus und der Entstehung des Kapitalismus. Das umfangreiche vierte Buch befaßt sich mit der Geschichte und Kritik der politischen Ökonomie; acht Kapitel sind dem Merkantilismus und ein Kapitel der Physiokratie gewidmet. Das fünfte und umfangreichste Buch behandelt die Finanzen – die Ausgaben und Einnahmen des Staates; hier sind auch Smith' Auffassungen über den Staat dargelegt.

„Der Reichtum der Nationen" gehört zweifellos zu den fesselndsten Büchern in der Geschichte der politischen Ökonomie. Walter Bagehot traf die Feststellung, daß es nicht nur eine Abhandlung über die Ökonomie, sondern auch ein „sehr interessantes Buch über die alten Zeiten" sei. Es hebt sich deutlich von den trockenen analytischen Skizzen Quesnays, von den Theoremen Turgots und den „Grundsätzen" Ricardos mit ihrer verdünnten Atmosphäre der bloßen Abstraktion ab.

Smith hat in seinem Buch ein unermeßlich großes Wissen mit feiner Beobachtungsgabe und originellem Humor vereint. Im „Reichtum der Nationen" können wir eine Unmenge interessanter Dinge über die Kolonien, über die Universitäten, über Militär- und Bankwesen, über Silberminen und Schmuggel und vieles andere erfahren. Aus unserer heutigen Sicht hat vieles davon kaum eine direkte Beziehung zur ökonomischen Theorie. Aber für Smith war die politische Ökonomie eben eine so allumfassende Wissenschaft von der Gesellschaft.

Die Hauptmethode für die Untersuchungen in der politischen Ökonomie ist die Methode der logischen Abstraktion. Es werden zunächst die in der Ökonomie herrschenden Hauptkategorien herausgegriffen, in die grundlegenden Zusammenhänge gestellt, um dann immer kompliziertere und konkretere gesellschaftliche Erscheinungen analysieren zu können. Adam Smith hat sich der Entwicklung dieser wissenschaftlichen Methode gewidmet. Seinem System legt er zunächst solche Kategorien, wie Arbeitsteilung, Austausch, Tauschwert zugrunde, um dann zu den Einkommen der Hauptklassen überzugehen. In diesem Sinne lassen sich seine zahlreichen Abschweifungen und Beschreibungen als beweiskräftige Illustrationen betrachten. Aber Smith kann dieses hohe Niveau der wissenschaftlichen Untersuchung nicht halten.

Oft verliert er sich in reine Beschreibungen, in oberflächliche Dar-[213]stellungen und entfernt sich so von seiner gründlicheren analytischen Betrachtungsweise. Dieser Zwiespalt war objektiv durch

die damalige Zeit und Smith' Platz in der Wissenschaft und subjektiv durch die Besonderheiten seines Intellekts bedingt.

Karl Marx schrieb darüber: „Smith selbst bewegt sich mit großer Naivität in einem fortwährenden Widerspruch. Auf der einen Seite verfolgt er den innren Zusammenhang der ökonomischen Kategorien oder den verborgnen Bau des bürgerlichen ökonomischen Systems. Auf der andren stellt er daneben den Zusammenhang, wie er scheinbar in den Erscheinungen der Konkurrenz gegeben ist und sich also dem unwissenschaftlichen Beobachter darstellt, ganz ebensogut wie dem in dem Prozeß der bürgerlichen Produktion praktisch Befangenen und Interessierten. Diese beiden Auffassungsweisen – wovon die eine in den innren Zusammenhang, sozusagen in die Physiologie des bürgerlichen Systems eindringt, die andre nur beschreibt, katalogisiert, erzählt und unter schematisierende Begriffsbestimmungen bringt, was sich in dem Lebensprozeß äußerlich zeigt und erscheint – laufen bei Smith nicht nur unbefangen nebeneinander, sondern durcheinander und widersprechen sich fortwährend."[2]

Weiter sagt Marx, daß dieser Zwiespalt bei Smith eigentlich gerechtfertigt gewesen sei, da seine Aufgabe in der Tat zwei Seiten gehabt habe. In seinem Bestreben, das ökonomische Wissen in ein System zu bringen, mußte er nicht nur die inneren Zusammenhänge analysieren, sondern auch die bürgerliche Gesellschaft beschreiben, eine Nomenklatur von Definitionen und Begriffen zusammenstellen. Dieser Zwiespalt bei Smith, seine Inkonsequenz im Befolgen der wissenschaftlichen Grundprinzipien hatte für die weitere Entwicklung der politischen Ökonomie große Bedeutung. David Ricardo ist wohl der erste gewesen, der den Schotten kritisiert und den Analytiker Smith vor dem Beschreiber Smith verteidigt hat. Andererseits konnten sich aber auch jene Autoren auf den „Reichtum der Nationen" stützen, die, zum Unterschied von Ricardo, die oberflächlichen, vulgären Vorstellungen von Smith weitergeführt haben.

Smith hatte einen ausgeprägten Begriff vom Gegenstand der politischen Ökonomie als Wissenschaft, der auch heute noch von Bedeutung ist. Die politische Ökonomie hat zwei Seiten. Sie ist zunächst die Wissenschaft, die die objektiven, unabhängig vom Willen der Menschen existierenden Gesetze der Produktion, des Austausches, der Verteilung und der Konsumtion der materiellen Güter in der jeweiligen Gesellschaft untersucht. Wenn Smith in der Einleitung die Thematik der beiden ersten Bücher seiner Untersuchung formuliert, legt er im Grunde diesen Begriff von der politischen Ökonomie dar. Er untersucht [214] in ihnen dann die *Ursachen* für das Wachstum der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit, die *natürliche* Ordnung der Produktverteilung auf die verschiedenen *Klassen* und Gruppen in der Gesellschaft, die *Natur des Kapitals* und die Methoden zu dessen allmählicher *Akkumulation*.

Das ist die *positive*, analytische Betrachtungsweise der ökonomischen Gesellschaftsstruktur. Es wird das untersucht, was in Wirklichkeit vorhanden ist, wie sich diese Wirklichkeit entwickelt und warum so und nicht anders. Wesentlich ist, daß Smith in der politischen Ökonomie vor allem die Analyse der sozialen Probleme, der Verhältnisse zwischen den Klassen der Gesellschaft sieht.

Aber es gibt noch eine andere Seite. Nach Smith' Auffassung sollte die politische Ökonomie auf der Grundlage der objektiven Analyse praktische Aufgaben lösen. Sie sollte eine solche *Wirtschaftspolitik* begründen und empfehlen, die in der Lage ist, „dem Volke reichliches Einkommen oder Unterhalt zu verschaffen, oder, eigentlich, es in den Stand zu setzen, sich selbst solch ein Einkommen oder solchen Unterhalt zu verschaffen ..."[3] Die politische Ökonomie soll folglich die Angelegenheiten so regeln, daß in der Gesellschaft eine Ordnung herrscht, die möglichst günstige Bedingungen für das Wachstum der Produktivkräfte gewährt.

Das ist die *normative*, praxisbezogene Betrachtungsweise. Bei dieser Betrachtungsweise versucht der Ökonom Antwort auf die Frage zu geben, was für das „Wachstum des Reichtums" getan werden muß und wie.

Im allgemeinen hängen beide Seiten eng miteinander zusammen, und in jeder ökonomischen Konzeption ergänzen sie einander. Wie wir aber noch sehen werden, hat bei vielen bedeutenden

[2] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.2, Berlin 1967, S. 162.
[3] Smith, A., a. a. O., S. 199.

Wissenschaftlern später entweder die erste oder die zweite Betrachtungsweise überwogen: Wenn sich die „Saysche Schule“ mit ihrem „Positivismus“ großtat und ausdrücklich von normativen Empfehlungen Abstand nahm, dann sah Sismondi in der politischen Ökonomie vor allem eine Wissenschaft, die zu klären hatte, wie die Gesellschaft im aus seiner Sicht erstrebenswerten Sinn umgestaltet werden sollte. Smith aber hat mit der für ihn typischen Vielseitigkeit beide Betrachtungsweisen organisch miteinander verbunden.

Die Arbeitsteilung

Smith beginnt sein Buch mit der Arbeitsteilung und stellt sie als Hauptfaktor für das Wachstum der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit hin. Die Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge und Maschinen selbst verbindet er mit der Arbeitsteilung. Smith führt sein berühmt gewordenes Beispiel mit der Stecknadelfabrikation an, bei der die Spezialisierung der Arbeiter und die Aufteilung der Arbeitsgänge [215] zwischen ihnen erlauben, die Produktion auf ein Vielfaches zu steigern. Im ganzen weiteren Buch bildet die Arbeitsteilung, wie W.S. Afanasjew, der Verfasser des Vorwortes zur jüngsten russischen Auflage des „Reichtums der Nationen“, schreibt, „eine Art historische Brille, durch die A. Smith die ökonomischen Prozesse betrachtet“. Wir haben schon gesehen, daß bei Smith mit der Arbeitsteilung die Vorstellung vom „homo oeconomicus“ und von den Beweggründen der wirtschaftlichen Aktivität verbunden ist. Davon geht er auch aus, wenn er das Wertproblem, die Geldfunktionen und vieles andere behandelt.

Um all dies besser zu verstehen, sollten wir uns noch einmal die historischen Bedingungen der damaligen Zeit und die allgemeine Richtung von Smith’ Arbeit in das Gedächtnis rufen. Smith’ zentrale Idee, die ein Jahrhundert Entwicklung der englischen politischen Ökonomie krönt, besteht darin, daß die Arbeit die Quelle allen Reichtums in Natural- und Wertform ist. Das Kapital ist nur insoweit wichtig, wie es die Arbeit in Bewegung setzt. Er sagt, daß der „Reichtum“ der Gesellschaft, das heißt der Umfang von Produktion und Konsumtion, von zwei Faktoren abhänge: Erstens vom Anteil der mit produktiver Arbeit beschäftigten Bevölkerung und zweitens von der Arbeitsproduktivität. Smith hat weit vorausschauend erklärt, daß der zweite Faktor ungleich größere Bedeutung habe als der erste. Er stellte die Frage, wodurch die Arbeitsproduktivität bestimmt wird, und gab eine für seine Zeit völlig folgerichtige Antwort: von der Arbeitsteilung. In der Tat bildete im Manufakturstadium des Kapitalismus, da Maschinen noch eine Seltenheit waren und die Handarbeit überwog, eben die Arbeitsteilung den Hauptfaktor der Steigerung der Arbeitsproduktivität.

Wir kennen zwei Formen der Arbeitsteilung. Wenn Arbeiter, die in einer Manufaktur arbeiten, sich auf verschiedene Arbeitsgänge spezialisieren und gemeinsam ein Fertigerzeugnis herstellen, wie zum Beispiel Stecknadeln, so ist das die eine Form. Eine ganz andere Form ist die Arbeitsteilung innerhalb der Gesellschaft, zwischen den einzelnen Betrieben und Zweigen. Der Viehzüchter zieht Vieh auf und *verkauft* es dem Schlächter, der Schlächter tötet das Vieh und *verkauft* die Häute an den Gerber, dieser gerbt die Häute und *verkauft* sie dem Schuhmacher ...

Smith hat diese beiden Formen der Arbeitsteilung miteinander vermischt und den grundsätzlichen Unterschied nicht gesehen: Bei der ersten Form findet kein Kauf und Verkauf der Ware statt, bei der zweiten dagegen ist das der Fall. Bei ihm erscheint die Gesellschaft wie eine riesige Manufaktur und die Arbeitsteilung als die allgemeine Form der ökonomischen Zusammenarbeit der Menschen zugunsten des „Reichtums der Nationen“. Die Erklärung dafür liegt in seiner allgemeinen Auffassung von der bürgerlichen Gesellschaft, die er für die einzig mögliche, natürliche und ewige Gesellschaft hielt. in [216] Wirklichkeit war die Arbeitsteilung, die Smith sah, spezifisch kapitalistisch, was auch ihre Grundmerkmale und Auswirkungen bestimmte. Sie trug nicht nur zum gesellschaftlichen Fortschritt bei, sondern entwickelte und verstärkte zugleich die Unterwerfung der Arbeit unter das Kapital.

Wie in vielen anderen Fragen, zeigt Smith auch hier einen Zwiespalt. Während er am Anfang des Buches das Loblied der kapitalistischen Arbeitsteilung singt, zeichnet er an anderer Stelle wie beiläufig ihren negativen Einfluß auf den Arbeiter: „Je mehr die Teilung der Arbeit fortschreitet, um so mehr kommt es dahin, daß die Beschäftigung des größten Teiles derer, die von ihrer Arbeit leben, d. h. der großen Masse des Volkes, auf einige wenige sehr einfache Verrichtungen, oft nur auf eine oder zwei,

beschränkt wird ... Seine (des Arbeiters – A. W. A.) Geschicklichkeit in dem ihm eigenen Gewerbe scheint also auf Kosten seiner geistigen, geselligen und kriegerischen Fähigkeiten erworben zu sein. Dies ist aber der Zustand, in welchen in jeder zivilisierten Gesellschaft die arbeitenden Armen, d. h. die Masse des Volkes, notwendigerweise fallen müssen, wenn es sich die Regierung nicht angelegen sein läßt, dagegen Vorsorge zu treffen."[4] Der Arbeiterwird zum hilflosen Anhängsel des Kapitals, der kapitalistischen Produktion, zu dem, was Marx als Teilarbeiter bezeichnet hat.

Interesse erweckt der letzte Ausdruck in diesem Zitat. Für einen bedingungslosen Anhänger des laissez faire klingt er recht ungewöhnlich. Hier spürt Smith die gefährliche Tendenz des Kapitals: Überläßt man alles dem natürlichen Gang der Dinge, so entsteht die Gefahr, daß ein erheblicher Teil der Bevölkerung entartet. Aber außer dein Staat sieht er keine Kraft, die dem abhelfen könnte.

Nachdem er die Arbeitsteilung und den Warenaustausch dargestellt hat, stellt Smith die Frage nach dem Geld, ohne das ein geregelter Austausch unmöglich sei. In dem kleinen vierten Kapitel berichtet er sehr gewissenhaft über die Natur des Geldes und darüber, wie es sich aus der gesamten Warenwelt als besondere Ware, als allgemeines Äquivalent herausgelöst hat. Auf das Geld und den Kredit kommt Smith dann noch mehrmals zurück, aber insgesamt spielen diese ökonomischen Kategorien bei ihm eine bescheidene Rolle. Im Geld sah er nur ein technisches Instrument, das den Ablauf der ökonomischen Prozesse erleichtert. Er bezeichnete es als „Rad der Zirkulation". Der Kredit war für ihn nur ein Mittel zur Aktivierung von Kapital, und er widmete ihm recht wenig Aufmerksamkeit. Wertvoll an Smith' Anschauungen ist, daß er Geld und Kredit aus der Produktion ableitete und sie als etwas der Produktion Untergeordnetes erkannte. Aber andererseits waren diese Anschauungen einseitig und beschränkt. Er unterschätzte die Selbständigkeit, die die Geld- und Kreditfaktoren [217] annehmen, und ihre bedeutende Rückwirkung auf die Produktion. –Die ersten vier Kapitel des „Reichtums der Nationen", die leicht faßlich und recht unterhaltsam geschrieben sind, dienen als eine Art Einführung zum zentralen Teil von Smith' Lehre, zur Werttheorie. Und bevor er zu ihr übergeht, bittet er den Leser höflich um „Geduld und Aufmerksamkeit", weil „der Gegenstand ... schon seiner Natur nach höchst abstrakt ist".

Der Arbeitswert

Die ersten Kritiker von Smith haben sich meist seiner Methoden und Ideen bedient. Deshalb war Smith' Einfluß, besonders im Verein mit dem Ricardos, bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts gewaltig. Dann änderte sich die Situation. Auf der einen Seite entstand der Marxismus. Auf der anderen erschien die subjektive Schule in der politischen Ökonomie, und sie wurde bald zur beherrschenden Schule in der bürgerlichen Lehre.

Mit Smith begann man „streng ins Gericht zu gehen", und natürlich war seine Arbeitswerttheorie das erste, was man opferte. Allerdings geschah dies nicht sofort. Schon Alfred Marshall, der zu den bedeutendsten bürgerlichen Ökonomen Englands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört und der versucht hat, den Ricardianismus mit den neuen subjektiven Ideen zu vereinbaren, schrieb über Smith: „Die Hauptaufgabe von A. Smith bestand darin, die Spekulationen seiner französischen und englischen Zeitgenossen über den Wert zusammenzufassen und zu entwickeln."[5]

Schon eine ganz andere Haltung nimmt der bekannte amerikanische Wissenschaftler Paul Douglas ein, der vierzig Jahre später Smith beschuldigt, daß er gerade das Wertvolle von seinen Vorläufern über Bord geworfen und mit seiner Werttheorie die englische politische Ökonomie in eine Sackgasse geführt habe, aus der sie ein ganzes Jahrhundert nicht herausgekommen sei. Schumpeter untermauert in seiner „Geschichte der ökonomischen Analyse" die nach außen respektvolle, im Grunde aber sehr skeptische Haltung zu Smith. Er bezweifelt überhaupt, daß man sagen kann, Smith habe die Arbeitswerttheorie vertreten. Schließlich heißt es in jenem mittelmäßigen amerikanischen Lehrbuch zur Geschichte des ökonomischen Denkens von J. F. Bell: „Smith' Beitrag zur Werttheorie hat die Angelegenheit mehr verwirrt als geklärt. Fehler, Ungenauigkeiten und Widersprüche sind das traurige Ergebnis seiner Abhandlungen."[6]

[4] Smith, A., Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Dritter Band, Jena 1923, S. 123–124.
[5] Zitiert in: J. A. Schumpeter, Geschichte der ökonomischen Analyse, Bd. 1, Göttingen 1965, S. 390.
[6] Bell, J. F., A History of Economic Thought, New York 1953, p. 188 (engl.).

Wahr ist von all dem ganz gewiß eines: Smith' Werttheorie weist erhebliche Mängel auf. Aber von diesen Mängeln und Widersprüchen [218] hat Marx gesagt, daß sie gesetzmäßig und auf ihre Art fruchtbringend für die ökonomische Theorie gewesen seien. Smith hat versucht, den Schritt von der ursprünglichen, einfachsten Formulierung der Arbeitswerttheorie, in der sie nur als Gemeinplatz erscheinen mag, zum realen System des Ware-Geld-Austausches und der Preisbildung im Kapitalismus der freien Konkurrenz zu vollziehen. Bei dieser Untersuchung ist er auf unlösbare Widersprüche gestoßen. Marx hat dazu festgestellt, daß die endliche, tiefere Ursache hierfür darin bestanden habe, daß Smith (und auch Ricardo) die historische Betrachtungsweise des Kapitalismus gefehlt habe, und sie die Verhältnisse von Kapital und Lohnarbeit wie ewige und einzig mögliche Verhältnisse behandelt haben. Außer ihnen kannte Smith nur den „Urzustand der Gesellschaft", der ihm fast wie ein Mythos erschien. Dennoch hat er das Wertproblem mit großer wissenschaftlicher Tiefe erfaßt.

Smith hat mit mehr Präzision als irgend jemand vor ihm die Begriffe des Gebrauchswertes und des Tauschwertes bestimmt und voneinander abgegrenzt. Er verwarf das Dogma der Physiokraten und erkannte, ausgehend von seiner Lehre von der Arbeitsteilung, die Gleichwertigkeit aller Arten produktiver Arbeit vom Standpunkt der Wertbildung an. Damit erfaßte er, daß dem Tauschwert die Wertsubstanz (Marx), das heißt die Arbeit als beliebige produktive Tätigkeit des Menschen, zugrunde liegt. Damit ebnete er Marx den Weg zur Entdeckung des Doppelcharakters der warenproduzierenden Arbeit als abstrakte und konkrete Arbeit. Smith hat auch begriffen, daß qualifizierte und komplizierte Arbeit in einer Zeiteinheit mehr Wert schafft als unqualifizierte und einfache Arbeit und mit Hilfe von bestimmten Koeffizienten auf einfache Arbeit reduziert werden kann. Er hat in gewissem Maße auch verstanden, daß die Wertgröße einer Ware nicht vom tatsächlichen Arbeitsaufwand des einzelnen Produzenten, sondern von dem Aufwand bestimmt wird, der bei dem gegebenen Zustand der Gesellschaft durchschnittlich notwendig ist. Deshalb schrieb Marx: „Bei A. Smith aber ist es die allgemein gesellschaftliche Arbeit, ganz gleichgültig, in welchen Gebrauchswerten sie sich darstelle, die bloße Quantität notwendiger Arbeit, die den Wert schafft."[7] Das war zweifellos ein wesentlicher Beitrag zur Entwicklung der Arbeitswerttheorie.

Sehr schöpferisch ist auch Smith' Konzeption vom natürlichen und vom Marktpreis der Waren. Unter dem natürlichen Preis verstand er im Grunde den Geldausdruck des Tauschwertes und meinte, daß die tatsächlichen Marktpreise im Laufe der Zeit ihm wie einem Schwankungszentrum zustreben. Bei Ausgeglichenheit von Angebot und Nachfrage fallen unter den Verhältnissen freier Konkurrenz die [219] Marktpreise mit den natürlichen Preisen zusammen. Er schuf auch die Grundlage für die Analyse der Faktoren, die langfristige Abweichungen der Preise vom Wert hervorrufen können; zu den wichtigsten davon zählte er das Monopol.

Smith' ausgeprägtes Feingefühl zeigte sich darin, daß er ein Problem zumindest auf die Tagesordnung gestellt hat, das während des ganzen folgenden Jahrhunderts im Mittelpunkt der Wert- und Preistheorie stehen sollte. Es geht, in den Kategorien von Marx ausgedrückt, um die Verwandlung der Werte in Produktionspreise. Smith wußte, daß der Profit in der Tendenz dem Kapital proportional sein muß, und er begriff die Natur der Durchschnittsprofitrate, die er auch seinem natürlichen Preis zugrunde legte. Seine Schwäche bestand darin, daß er diese Erscheinung nicht mit der Arbeitswerttheorie verbinden und vereinbaren konnte.

Es ist schwierig, heute noch mit einigermaßener Genauigkeit über die Denkvorgänge zu urteilen, von denen sich Smith leiten ließ und die ihn zu seinen Schlußfolgerungen, aber auch zu den Widersprüchen, die er offenbar nicht bemerkt hat, gebracht haben.

„Nun finden wir bei Adam Smith", schrieb Marx, „... nicht nur zwei, sondern sogar drei, und ganz genau genommen, sogar vier kraß entgegengesetzte Ansichten über den Wert, die gemütlich neben- und untereinander laufen."[8]

Die Hauptursache liegt wohl darin, daß Smith keine für seine wissenschaftliche Logik befriedigenden inneren Beziehungen zwischen der Arbeitswerttheorie, wie sie sich damals herausschälte und wie er

[7] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1965, S. 56.
[8] Marx, K., Aus der „Kritischen Geschichte", a. a. O., S. 217.

sie auch konstatiert hat, und der Kompliziertheit der konkreten Prozesse der kapitalistischen Wirtschaft finden konnte. Und weil er sie nicht gefunden hatte, begann er seine Grundkonzeption zu variieren und paßfähig zu machen.

Zunächst hat er neben dem Wert, der von der in der Ware enthaltenen Menge notwendiger Arbeit bestimmt wird, noch einen zweiten Begriff eingeführt, bei dem der Wert von der Arbeitsmenge bestimmt wird, die man für die betreffende Ware kaufen kann. In einer einfachen Warenwirtschaft, in der es keine Lohnarbeit gibt und die Produzenten mit eigenen Produktionsmitteln arbeiten, ist dies der Größe nach ein und dasselbe. So tauscht vielleicht ein Weber ein Stück Tuch gegen Stiefel. Man kann es so ausdrücken, daß ein Stück Tuch ein Paar Stiefel kostet, oder auch, daß es die Arbeit des Schuhmachers für die Zeit kostet, in der er die Stiefel herstellt. Aber die quantitative Deckungsgleichheit ist kein Beweis für die Identität, weil der Wert einer Ware quantitativ nur auf eine einzige Weise gemessen werden kann, nämlich in einer bestimmten Menge von einer anderen Ware.

Adam Smith verliert völlig den Boden unter den Füßen, als er versucht, [220] diese zweite Auslegung des Wertes auf die kapitalistische Produktion anzuwenden. Wenn der Schuhmacher für einen Kapitalisten arbeitet, so sind der Wert der Stiefel, die er hergestellt hat, und der „Wert seiner Arbeit“, das, was er für seine Arbeit erhält, völlig unterschiedliche Dinge. Denn es zeigt sich, daß der Kapitalist, der die Arbeit des Arbeiters kauft (übrigens hat Marx nachgewiesen, daß in Wirklichkeit die Arbeitskraft, das Arbeitsvermögen, gekauft wird), mehr Wert erhält, als er für diese Arbeit zahlt.

Smith konnte diese Erscheinung nicht vom Standpunkt der Arbeitswerttheorie erklären und kam zu dem falschen Schluß, daß der Wert nur im „Urzustand der Gesellschaft“, als es noch keine Kapitalisten und Lohnarbeiter gegeben hatte, also, um mit Marx zu sprechen, in der einfachen Warenproduktion, von der Arbeit bestimmt worden sei. Für kapitalistische Verhältnisse hat Smith eine dritte Variante[9] der Werttheorie formuliert. Er kam zu dem Schluß, daß sich der Wert der Ware einfach aus den Kosten zusammensetze, die den Lohn der Arbeiter und den Profit des Kapitalisten (und in bestimmten Zweigen auch die Grundrente) einschließen. Ermutigt wurde er noch dadurch, daß diese Werttheorie scheinbar das Phänomen des Durchschnittsprofits für das Kapital, „die natürliche Profitrate“, wie er sich ausdrückte, erklärte. Smith identifizierte einfach den Wert mit dem Produktionspreis und sah nicht die komplizierten Zwischenglieder, die zwischen beiden bestanden.

Das war die „Produktionskostentheorie“, die während des folgenden Jahrhunderts eine bedeutende Rolle spielen sollte. Smith hat sich hier den praxisbezogenen Standpunkt des Kapitalisten zueigen gemacht, dem es in der Tat so erscheint, als werde der Preis seiner Ware hauptsächlich von den Kosten und dem Durchschnittsprofit sowie jeweils auch von Angebot und Nachfrage bestimmt. Diese Konzeption öffnete der Auffassung, daß Arbeit, Kapital und Grundeigentum gleichrangige Wertschöpfer seien, Tür und Tor. Diesen Schluß aus Smith’ Lehre haben bald darauf Say und andere Ökonomen gezogen, die sich das Ziel gestellt hatten, die politische Ökonomie zur Verteidigung der Interessen der Kapitalisten und Grundeigentümer zu mißbrauchen.

Klassen und Einkommen

Wir wissen jetzt schon, daß die Werttheorie Antwort. auf zwei eng miteinander zusammenhängende Fragen geben muß, nämlich auf die nach der letztlichen Grundlage der Preise und nach der letztlichen Herkunft der Einkommen. Die erste Frage hat Smith zum Teil richtig beantwortet. Aber er glitt auf eine vulgäre Position ab, weil er die richtige Antwort nicht mit der Wirklichkeit vereinbaren konnte. Mit [221] der Weiterentwicklung der Arbeitswerttheorie trug er zur wissenschaftlichen Klärung der zweiten Frage bei, blieb aber auch hier inkonsequent.

Was verstand Smith nun unter dem „Urzustand der Gesellschaft“? Er erschien ihm fast wie ein Mythos, aber dieser Mythos hatte sehr viel Sinn. Meinte er damit eine Gesellschaft ohne Privateigentum? Wohl kaum. Ein solches „goldenes Zeitalter“ hat Smith weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft der Menschheit gesehen. Viel eher hat er damit wohl eine Gesellschaft mit Privateigentum, aber

[9] Die vierte Ansicht – der subjektive Begriff vom Wert als Ergebnis der Arbeitsbürde – findet sich bei Smith nur in der ersten Keimform.

ohne Klassen gemeint. Ob eine solche Gesellschaft möglich ist und ob es so etwas in der Geschichte gegeben hat, ist eine ganz andere Frage.

Man stelle sich eine Gesellschaft mit einer Million Pächtern vor, von denen jeder gleich viel Land und Arbeitsinstrumente hat und gerade so viel Produkte für den eigenen Verbrauch und für den Austausch erzeugt, daß er mit seiner Familie leben kann. Außerdem gibt es in dieser Gesellschaft eine Million unabhängiger Handwerker, von denen jeder mit seinen eigenen Arbeitsinstrumenten und Rohstoffen arbeitet. Lohnarbeit gibt es in dieser Gesellschaft nicht.

Quesnay hätte in dieser Gesellschaft zwei Klassen erkannt, Smith sieht nur eine. Und Smith geht richtiger vor, weil sich die Klassen nicht nach den Wirtschaftszweigen voneinander unterscheiden, in denen die ihnen zugehörigen Menschen beschäftigt sind, sondern nach dem Verhältnis dieser Menschen zu den Produktionsmitteln. Unter diesen Gegebenheiten, sagt Smith, werden die Waren nach dem Arbeitswert ausgetauscht und gehöre das gesamte Arbeitsprodukt (oder dessen Wert) dem Arbeiter. Zu teilen brauche er zu seinem Glück mit niemandem. Aber diese Zeiten seien längst dahin. Jetzt sei der Boden Privateigentum der Grundbesitzer, und die Werkstätten und Fabriken seien infolge der Akkumulation in den Händen von Kapitalisten. Das sei die Gesellschaft der Gegenwart. Sie bestehe aus drei Klassen: aus Lohnarbeitern, Kapitalisten und Grundeigentümern. Smith ist Realist genug, auch die dazwischen liegenden Schichten und Gruppen zu sehen. Aber in einer ökonomischen Grundanalyse kann man davon abstrahieren und von einem Dreiklassenmodell ausgehen.

So arbeite der Arbeiter jetzt in der Regel auf fremdem Grund und Boden und mit Hilfe fremden Kapitals. Und deshalb gehöre das Produkt seiner Arbeit schon nicht mehr ihm. Die Rente des Grundeigentümers sei der erste Abzug von diesem Produkt oder dessen Wert. Der zweite Abzug sei der Profit des Kapitalisten, der die Arbeiter anwerbe und ihnen Instrumente und Material für die Arbeit zur Verfügung stelle.

Bei diesen Überlegungen kam Smith dem Mehrwertbegriff als Ausdruck der Ausbeutung von Arbeit durch die Kapitalisten und Grundeigentümer sehr nahe. Aber wie alle Ökonomen vor Marx hat auch er den Mehrwert nicht als eine selbständige Kategorie erkannt und ihn nur in jenen konkreten Formen gesehen, die er in der bürgerlichen [222] Gesellschaft rein oberflächlich annimmt: im Profit, in der Rente und im Leihzins. Dieser mit der Arbeitswerttheorie verbundene Zug in Smith' Gedankengang ist ein progressives Element seiner Lehre.

Ein anderer Zug ergab sich aus der Interpretation des Wertes als Summe der Einkommen, also von Lohn, Profit und Rente. In der Tat können Profit und Rente keine *Abzüge* aus dem Gesamtwert der Ware sein, wenn sie selbst diesen Wert *bilden*. Hier zeigt sich ein ganz anderes Bild der Einkommensverteilung: Jeder Produktionsfaktor (dieser Begriff kam erst später auf), das heißt Arbeit, Kapital und Boden, sei an der Schaffung des Warenwertes beteiligt und erhebe somit Anspruch auf den ihm zustehenden Teil. Von hier ist es nicht mehr weit bis zum „gottgegebenen Recht des Kapitals", wie es die apologetischen Ökonomen des 19. Jahrhunderts verkündeten.

Nachdem Smith den Wert aus den Einkommen zusammengefügt hat, entschließt er sich zu untersuchen, wodurch die *natürliche* Rate jedes Einkommens bestimmt, das heißt, nach welchen Gesetzen der Wert der einzelnen Ware sowie des Gesamtprodukts auf die Klassen der Gesellschaft verteilt wird.

Als Smith jedes dieser drei Grundeinkommen untersucht, kehrt er gewissermaßen wieder zu seiner Mehrwerttheorie zurück. Seine Auffassung vom Arbeitslohn ist auch heute noch interessant. Natürlich ist Smith' *Lohntheorie* in vieler Hinsicht unbefriedigend, weil er den wirklichen Charakter der Verhältnisse, die sich aus dem Verkauf der Arbeitskraft des Arbeiters an den Kapitalisten ergeben, nicht begriff. Er meinte, daß die Arbeit selbst Ware sei und folglich ihren natürlichen Preis habe. Aber diesen natürlichen Preis bestimmte er im Prinzip ebenso, wie Marx später den Wert der Arbeitskraft bestimmt, nämlich mit dem Wert der notwendigen Subsistenzmittel für den Arbeiter und dessen Familie. Smith fügt dem noch eine Reihe realistischer und wesentlicher Ergänzungen hinzu.

Erstens hat er schon begriffen, daß der Wert der Arbeitskraft (nach seiner Terminologie „der natürliche Arbeitslohn") nicht nur vom stofflichen Minimum der Subsistenzmittel bestimmt wird, sondern

auch von Ort und Zeit abhängt, das historische und kulturelle Moment einschließt. Smith hat ein Beispiel mit Lederschuhen angeführt, die in England für Frauen und Männer und in Schottland nur für Männer zu notwendigen Dingen geworden waren. In Frankreich waren sie weder für Frauen noch für Männer Bedarfsgegenstände. So drängt sich der Schluß geradezu auf, daß mit der Entwicklung der Wirtschaft der Bereich der Bedürfnisse zunimmt und der in Waren ausgedrückte Wert der Arbeitskraft steigen muß.

Zweitens hat Smith klar erkannt, daß die schwachen Positionen der Arbeiter gegenüber den Kapitalisten eine der Hauptursachen für den niedrigen, zum Existenzminimum neigenden Arbeitslohn waren. Er hat dies in sehr harten Worten ausgedrückt. Der Schluß, der sich dabei [223] aufdrängt, besteht darin, daß die Organisiertheit und Geschlossenheit der Arbeiter, ihr Widerstand der Unternehmergier Schranken anlegen kann.

Drittens schließlich hat er die Lohntendenz mit der Wirtschaftslage in Verbindung gebracht und dabei drei Varianten unterschieden: ökonomischer Fortschritt, ökonomischer Rückschritt und Unveränderlichkeit des Zustands. Er meinte, daß im ersten Fall der Lohn steigen müsse, weil in einer wachsenden Wirtschaft hohe Nachfrage nach Arbeitskräften besteht. Die spätere Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft zeigt dann auch, daß ein wirtschaftlicher Auftrieb den Kampf der Arbeiter um Lohnerhöhungen tatsächlich erleichtert.

Mit Smith wird der *Profit* endgültig zu einer selbständigen Kategorie in der politischen Ökonomie erhoben. Smith weist die Behauptung, der Profit sei nur Lohn für die besondere Art von Arbeit, die bei der „Überwachung und Leitung“ notwendig sei, entschieden zurück. Er weist nach, daß die Höhe des Profits nur von der Größe des Kapitals bestimmt wird und nichts mit der angeblichen Mühsal dieser Arbeit zu tun hat. Hier und an einigen anderen Stellen interpretiert Smith den Profit eigentlich schon als auf der Ausbeutung beruhendes Einkommen, als Hauptform des Mehrwerts.

Aber auch hier macht er die oberflächliche bürgerliche Auffassung vom Profit als einer natürlichen Entschädigung des Kapitalisten für sein Risiko, für die Vorauszahlung der Subsistenzmittel an den Arbeiter und für des Kapitalisten „Enthaltsamkeit“ zum friedlichen Nachbarn. Doch an derartige Widersprüche muß sich der Leser bei Smith schon gewöhnen.

Kapital

Die Ökonomen vor Marx und mit ihnen auch die Klassiker der bürgerlichen politischen Ökonomie, sahen im Kapital nur den angehäuften Vorrat von Werkzeugen, Rohstoffen, Subsistenzmitteln und Geld. So kamen sie zu der Ansicht, Kapital habe es schon immer gegeben und werde es auch immer geben, weil ohne einen solchen Vorrat keine Produktion möglich sei. Marx hat dem die Auffassung vom Kapital als historischer Kategorie entgegengestellt, die erst dann entsteht, wenn die Arbeitskraft zur Ware wird, wenn der Kapitalist, der die Produktionsmittel besitzt, und der Lohnarbeiter, der nichts hat als sein Arbeitsvermögen, zu den Hauptfiguren der Gesellschaft werden. Das Kapital drückt dieses gesellschaftliche Verhältnis aus. Es hat nicht schon immer existiert und besteht auch keineswegs ewig. Das Kapital läßt sich nur in dem Sinne als Waren- und Geldmasse betrachten, daß es die unbezahlte Arbeit (die Mehrarbeit) der Lohnarbeiter verkörpert, die sich der Kapitalist angeeignet hat, und daß es wieder zur Aneignung neuer unbezahlter Arbeit dient.

An der Stelle, die Marx gemeint hat, als er sagte, daß Smith hier die [224] wirkliche Herkunft des Mehrwertes erfaßt habe, schreibt Smith: „Sobald sich das Kapital in den Händen einiger Personen gesammelt hat, werden natürlich einige von ihnen ihr Kapital dazu verwenden, fleißige Leute zu beschäftigen und sie mit Material und Lebensmitteln zu versorgen, um aus dem Verkauf ihres Arbeitserzeugnisses, oder aus dem, was ihre Arbeit dem Material an Wert hinzufügt, Profit zu erlangen.“[10] Hier deutet Smith den historischen Entstehungsprozeß des Kapitals und das ausbeuterische Wesen der gesellschaftlichen Verhältnisse an, die es hervorbringt. Aber als Smith im zweiten Buch zur speziellen Analyse des Kapitals kommt, geht er von diesem der Sache auf den Grund gehenden Standpunkt fast völlig ab. Die „technische“ Analyse des Kapitals bei Smith ähnelt der bei Turgot. Aber

[10] Smith, A., Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Erster Band, Jena 1923, S. 60–61.

Smith geht systematischer und ausführlicher auf solche Fragen wie fixes und zirkulierendes Kapital, die verschiedenen Sphären der Kapitalanlage, das Leihkapital und den Leihzins ein als Turgot oder irgendein anderer. Was A. Smith auszeichnet und seiner ganzen Darlegungsweise ein bestimmtes Gepräge verleiht, ist, daß er die *Akkumulation des Kapitals* zum entscheidenden Faktor des ökonomischen Fortschritts erhebt. Konsequent und beharrlich versucht Adam Smith nachzuweisen, daß die Akkumulation der Schlüssel zum Reichtum der Nation, daß jeder, der spare, ein Wohltäter der Nation und jeder Verschwender ihr Feind sei. Hier sehen wir, wie tief Smith das ökonomische Grundproblem der industriellen Revolution begriffen hat. Britische Wissenschaftler der Gegenwart haben errechnet, daß die Akkumulationsrate (der Akkumulationsanteil am Nationaleinkommen) während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England durchschnittlich kaum 5 Prozent betrug. Wahrscheinlich begann sie erst etwa seit 1790 zu steigen, als die industrielle Revolution in ihre stürmischste Periode eintrat. Natürlich sind 5 Prozent sehr wenig. Heute hält ein Entwicklungsland die Situation für mehr oder weniger günstig, wenn die Akkumulationsrate mindestens 12–15 Prozent beträgt; 10 Prozent sind schon ein Alarmsignal, 5 Prozent aber künden eine Katastrophe an. Um jeden Preis die Akkumulationsrate heben! So lautet Smith' Losung in der Sprache von heute.

Wer aber kann und muß akkumulieren? Natürlich die Kapitalisten – die wohlhabenden Pächter, die Industriellen und die Kaufleute. Darin sah Smith im Grunde ihre wichtigste soziale Funktion. Schon in den Glasgower Lektionen hat er mit Genugtuung von der „Askese" der damaligen Ritter vom Kapital gesprochen: In der ganzen Stadt finde man schwerlich einen wohlhabenden Mann, der sich mehr als einen männlichen Diener halte. Wer produktive Arbeiter einstelle, komme zu Reichtum, wer aber Diener einstelle, werde arm. Das treffe auf die [225] ganze Nation zu. Der Teil der Bevölkerung, der nicht mit produktiver Arbeit beschäftigt sei, müsse auf ein Minimum reduziert werden. Smith' Konzeption von der produktiven Arbeit war deutlich gegen die feudalen Elemente in der Gesellschaft und alles, was damit zusammenhing, gerichtet: gegen die Staatsbürokratie, gegen den Militärklüngel und die Kirche. Marx bemerkte dazu, daß die kritische Haltung zu diesem ganzen Publikum, das der Produktion zur Last fiel und die Akkumulation hemmte, den Standpunkt des Bürgertums und der Arbeiterklasse jener Epoche ausdrückte.

Smith schrieb: „So sind z. B. der Fürst samt allen Justiz- und Militärbeamten, die unter ihm dienen, die ganze Armee und Flotte unproduktive Arbeiter. Sie sind die Diener des Gemeinwohls und werden aus einem Teile des jährlichen Erzeugnisses anderer Leute Arbeit erhalten.... Zu der nämlichen Klasse müssen sowohl einige der ernstesten und wichtigsten, als auch einige der nichtigsten Berufe gerechnet werden: Geistliche, Juristen, Ärzte, Gelehrte aller Art; Schauspieler, Possenreißer, Musiker, Opernsänger, Operntänzer usw."[11]

Also gehört der König zur selben Gesellschaft wie der Possenreißer! Offiziere und Geistliche sind im Grunde Parasiten! Auch die „Gelehrten aller Art", zu denen Smith selbst gehört, ist er mit seiner Gewissenhaftigkeit gezwungen, den vom ökonomischen Standpunkt unproduktiven Arbeitern zuzurechnen. Zweifellos wohnt in diesen Sätzen Ironie, eine recht kühne und boshafte Ironie, aber sie ist kaum erkennbar in der Würde und Objektivität des Gelehrten verpackt. Das ist der echte Adam Smith.

Der Smithianismus

Den größten Einfluß hat Smith' Lehre in England und Frankreich gehabt, wo sich Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Industrie am intensivsten entwickelte und wo sich die Bourgeoisie schon weitgehend der Staatsgewalt bemächtigt hatte.

Doch hat es in England bis zu Ricardo unter den Anhängern von Smith keine bedeutenden und eigenständigen Denker gegeben. Seine ersten Kritiker sind Leute gewesen, die die ökonomischen Interessen der Grundeigentümer vertreten haben. In England gehörten Malthus und Graf Lauderdale zu ihren bedeutendsten Vertretern.

In Frankreich nahmen die Vertreter der späten Physiokratie Smith' Lehre kühl auf. Dann lenkte die Revolution von der ökonomischen Theorie ab. Die Wende trat in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts

[11] Smith, A., Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Zweiter Band. Jena 1923, S. 81–82.

ein. Im Jahre 1802 erschien die erste vollwertige Übersetzung des „Reichtums der Nationen“. Germain Garnier hatte sie angefertigt und mit seinen Kommentaren versehen. Im Jahre 1803 erschienen Bücher [226] von Say und Sismondi, in denen sich beide im wesentlichen zu Smith bekannten. Say interpretierte den Schotten in einem Geiste, welcher der Bourgeoisie besser gefiel als der „reine“ Smith. Aber wo Say energisch für die kapitalistische industrielle Entwicklung eintrat, standen viele seiner Ideen den Auffassungen von Smith nahe.

Wenn der Smithianismus in England und Frankreich schon progressiv war, so galt dies um so mehr für die Länder, wo noch die feudale Reaktion herrschte und die bürgerliche Entwicklung gerade erst einsetzte, nämlich für Deutschland, Österreich, Italien, Spanien und natürlich auch Rußland. In Spanien war Smith’ Buch zunächst von der Inquisition verboten worden. Deutschlands reaktionäre Professoren, die ihre Lektionen im Geiste der deutschen Variante des Merkantilismus, der Kameralistik, hielten, wollten Smith lange Zeit nicht anerkennen. Dennoch haben Smith’ Ideen gerade in Preußen den Gang der Ereignisse in bestimmtem Maße beeinflußt; denn jene Leute, die dort während der napoleonischen Kriege bürgerlich-liberale Reformversuche anstellten, waren Anhänger von ihm

Wenn wir vom Smithianismus und Smith’ Einfluß sprechen, dann müssen wir auch beachten, daß die Inkonsequenz des Schotten, die unterschiedlichen und einander widersprechenden Konzeptionen in seinem Buch Leuten mit völlig verschiedenen Ansichten und Grundsätzen die Möglichkeit boten, bei ihm Anleihen aufzunehmen und ihn als ihren Lehrer und Vorläufer zu deklarieren. Die englischen Sozialisten von den zwanziger bis zu den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts hielten sich für die geistigen Erben von Adam Smith und sind es in der Tat auch gewesen. Diese Leute stützten sich im wesentlichen auf Smith’ These vom vollen Arbeitsprodukt und den Abzügen davon, die sich der Kapitalist und der Grundeigentümer aneignen. Auf der anderen Seite bezeichnete sich auch die „Saysche Schule“ in Frankreich, in der sich die vulgär-apologetische Richtung der bürgerlichen politischen Ökonomie verkörperte, als Anhänger von Smith. Sie stützte sich auf eine andere Strömung in Smith’ Gedankenwelt: auf das Zusammenwirken der Produktionsfaktoren bei der Schaffung des Produkts und seines Wertes. Auch die These vom Freihandel entlehnten sie von Smith, machten sie aber zu einer groben Krämerideologie.

Die geschichtlich bedeutsamste Linie von Smith’ Einfluß auf die Theorie geht zu Ricardo und Marx.

Vom Standpunkt der Theorie und vom Standpunkt der konkreten Wirtschafts- und Sozialpolitik gab es im Smithianismus verschiedene Aspekte. Da fanden sich Anhänger von Smith, die im Grunde nur eines von ihm entlehnten: die Freiheit des Außenhandels, den Kampf gegen den Protektionismus. Je nach der konkreten Situation konnten diese Auffassungen progressiv oder reaktionär sein. So traten in Preußen konservative Kreise aus dem Junkertum für den Freihandel ein: Sie [227] waren an der Einfuhr billiger Industriegüter aus dem Ausland und an der ungehinderten Ausfuhr ihres Getreides interessiert.

Aber wir haben schon gesehen, daß die Freihandelsideologie bei Smith nur Teil eines großen antifeudalen Programms für wirtschaftliche und politische Freiheit gewesen ist. Die gewaltige Bedeutung von Smith für die Geschichte der Zivilisation liegt darin, daß seine Ideen (häufig in von den Ideen anderer fortschrittlicher Denker des 18. Jahrhunderts kaum zu trennender Verschmelzung) in vielen progressiven und freiheitlichen Bestrebungen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu spüren waren.

Am deutlichsten hat sich das wohl in Rußland gezeigt. Den Einfluß des Smithianismus auf Rußland haben einige sowjetische Wissenschaftler sehr gründlich untersucht (I. A. Bljumin, F. M. Morosow u. a.). Hier wollen wir nur ein paar Gedanken hinzufügen.

Das gerichtliche Ermittlungsverfahren gegen die Dekabristen zog sich über die ganze erste Hälfte des Jahres 1826 hin. Während dieser Untersuchungen mußte jeder der Rebellen einen Fragebogen ausfüllen, in dem unter anderem nach der Herkunft seiner „freidenkerischen und liberalen Gedanken“ gefragt wurde. Unter den geistigen Vorbildern, die von den Dekabristen genannt wurden, taucht neben Montesquieu und Voltaire auch mehrmals der Name Adam Smith auf. Noch häufiger nannte man einfach

Schriften über die politische Ökonomie, aber zu jener Zeit war das fast gleichbedeutend mit dem System von Smith. Die Dekabristen, Revolutionäre aus dem Adel, hatten eigentlich ein bürgerlich-demokratisches Programm. Diesem Programm lagen die progressivsten Ideen der Denker aus den westlichen Ländern zugrunde. Zu Smith zog sie dessen gesamtes System der natürlichen Freiheit, insbesondere die kategorische Verurteilung der Sklaverei (der Leibeigenschaft), das Auftreten gegen jegliche Formen feudaler Knechtschaft und für die industrielle Entwicklung, die Forderung nach allgemeiner Besteuerung usw. Smith' Freihandelsideologie selbst interessierte sie weniger. Unter den Dekabristen und den ihnen gedanklich Nahestehenden gab es Anhänger sowohl des Freihandels als auch protektionistischer Tarife für den Schutz der gerade im Entstehen begriffenen russischen Industrie. Noch weniger befaßten sie sich (wie die russischen Ökonomen jener Zeit überhaupt) mit den rein theoretischen Aspekten von Smith' Lehre, also mit Fragen des Wertes, der Einkommen und des Kapitals.

Smith' Einfluß auf die Dekabristen resultierte daraus, daß seine Ideen seit mehreren Jahrzehnten unter der gebildeten Gesellschaft Rußlands verbreitet waren. Auf der Welle der liberalen Strömungen, die nach der Thronbesteigung Alexanders I. eingesetzt hatten, erschien in den Jahren 1802–1806 die erste russische Übersetzung des „Reichtums der Nationen". Die Übersetzung dieses Buches war ein außerordentlich schwieriges Unterfangen, war doch in der russischen Sprache die [228] Terminologie der ökonomischen Wissenschaft, ein System von Grundbegriffen, gerade erst im Entstehen. Dennoch hat sie nicht nur bei der Verbreitung von Smith' Ideen in Rußland, sondern auch bei der Entwicklung des ökonomischen Gedankengutes in Rußland überhaupt eine bedeutende Rolle gespielt. Die Periode von 1818 bis 1825 war die Zeit, in der Smith den größten Einfluß in Rußland hatte. Nach dem Dezemberaufstand fiel Smith' Lehre fast völlig in die Hände konservativer Professoren, die aus ihr alles Kühne und Aggressive verbannten. Bemerkenswert ist, daß dies dem scharfen Blick Puschkins, der schon im „Eugen Onegin" auf sein Interesse für Smith aufmerksam machte, nicht verborgen blieb; In einem Prosafragment aus dem Jahre 1829 (Roman in Briefen) lesen wir: „Deine kühnen und bedeutenden Gedanken beziehen sich auf das Jahr 1818. Zu jener Zeit bestimmten Sittenstrenge und politische Ökonomie die Mode. Wir erschienen auf Bällen, ohne den Degen abzulegen – der Tanz schien uns unschicklich, und für Damen hatten wir keine Zeit. Ich darf Dir mitteilen, daß jetzt alles anders ist. Die französische Quadrille hat Adam Smith abgelöst." Puschkin war mindestens mit drei Dekabristen, die in der Entwicklung des ökonomischen Gedankengutes in Rußland deutliche Spuren hinterlassen haben, gut bekannt und sogar befreundet, nämlich mit Nikolai Turgenjew, Pawel Pestel und Michail Orlow. Eine besonders große Rolle bei der Herausbildung der gesellschaftlichen Anschauungen des jungen Puschkin hat Turgenjew gespielt, der sich selbst für einen Schüler von Smith hielt. In Turgenjews Buch „Versuch einer Theorie der Steuern" (1818) finden sich zahlreiche Verweise auf Smith. Das bemerkenswerte Manuskript Pestels „Praktische Grundlagen der politischen Ökonomie" ist erst nach der Oktoberrevolution veröffentlicht worden. Geschrieben hat er es wahrscheinlich in den Jahren 1819–1820. Diese Arbeit hebt sich in der theoretischen Betrachtungsweise einer Reihe von Fragen, durch ihren Gedankenreichtum, mit dem der junge Pestel die gesamte europäische Wissenschaft erfaßt hat, sogar von Turgenjews Buch ab. Obgleich sich Pestel relativ wenig auf Smith beruft, ist dieser doch der Hauptinspirator seiner Anschauungen. Turgenjew wie auch Pestel haben, gestützt auf Smith, viele neue Gedanken entwickelt, und zwar besonders hinsichtlich der konkreten Bedingungen in Rußland. Sie haben Smith auch keineswegs völlig übernommen. In der Politik ging Pestels Republikanismus weit über den Liberalismus von Smith hinaus.

Smith' Persönlichkeit

Über Smith' Leben ist nur noch wenig zu berichten. Zwei Jahre nach der Veröffentlichung des „Reichtums der Nationen" erhielt er in Edinburgh durch die Fürsprache des Herzogs von Buccleugh und anderer einflußreicher Bekannter und Verehrer das sehr vorteilhafte Amt eines Zollkommissars von Schottland mit einem Jahresgehalt von [229] sechshundert Pfund Sterling. Für die damalige Zeit war das sehr viel: Robert Burns, der bei der gleichen Behörde in der Abteilung für Verbrauchssteuern angestellt war, erhielt anfangs fünfzig und später siebzig Pfund. Mit der Überwachung der Zolleinnahmen, dem Schriftverkehr mit London und von Zeit zu Zeit mit der Entsendung von Soldaten zur Verhaftung von Schmugglern beschäftigt, hat Smith bis an das Ende seiner Tage in der Zollverwaltung

zugebracht. Er ließ sich in Edinburgh nieder und mietete eine Wohnung in der Altstadt. Seine bescheidene Lebensweise behielt er auch weiterhin bei und gab viel Geld für wohltätige Zwecke aus. Der einzige Schatz, den er noch behalten hatte, war seine große Bibliothek.

Staatsämter, wie sie Smith erhalten hatte, wurden im 18. Jahrhundert nur auf Protektion hin vergeben und sie galten immer als fette Pfründe. Doch der stets gewissenhafte und etwas pedantische Smith nahm seine Pflichten sehr ernst und wandte viel Zeit für seinen Dienst auf. Schon das allein (sowie Alter und Krankheiten) schloß eine Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeit aus. Und Smith hat vielleicht auch kein übermäßiges Verlangen mehr nach ihr gehabt. Wohl hat er sich in der ersten Zeit noch mit dem Plan getragen, ein drittes großes Werk zu schreiben – so etwas wie eine allgemeine Geschichte der Kultur und Wissenschaft. Bald nach seinem Tode wurden interessante Skizzen zur Geschichte der Astronomie und Philosophie und sogar zu den schönen Künsten veröffentlicht, die aus Smith' Feder stammten. Aber von diesem Vorhaben hatte er bald abgelassen. Viel Zeit kosteten ihn die Neuauflagen seiner Schriften. Smith hat selbst sechs Auflagen seiner „Theorie der moralischen Gefühle" und fünf Auflagen des „Reichtums der Nationen" in England erlebt. Der dritten Auflage des „Reichtums der Nationen" (1784) hat Smith noch bedeutende Ergänzungen hinzugefügt. So hat er noch das Kapitel „Abschließendes über das Merkantilsystem" geschrieben. Auch die Herausgabe seiner Bücher im Ausland hat er verfolgt.

Nach London war Schottlands Hauptstadt *das* kulturelle Zentrum des Vereinigten Königreichs, ja in mancher Hinsicht war es London sogar ebenbürtig. Andererseits war es eine kleine, behagliche Stadt. Seiner alten Gewohnheit folgend, hatte Smith auch hier seinen Klub, wo er sich regelmäßig mit einem engen Kreis von Freunden und Bekannten traf. Außerdem waren seine Freunde jeden Sonntag bei ihm zum Abendessen geladen. Smith' engste Freunde waren der Chemiker Black, der Geologe Hutton sowie der Philosoph und Ökonom Dougald Stewart. Smith war schon eine europäische Berühmtheit, eine Art Wahrzeichen von Edinburgh geworden. Die Besucher aus London und Paris, Berlin und Petersburg drängten sich danach, die Bekanntschaft des weisen Schotten zu machen. Eine Bekanntschaft von Smith in dieser Zeit ist auch aus der Sicht der russischen Kulturgeschichte interessant. In Edinburgh wohnte die Fürstin Woronzowa-Daschkowa, eine sehr [230] gebildete Dame, die später Präsidentin der Akademie der Wissenschaften wurde. Sie war hierher gekommen, um das Studium ihres Sohnes an der Universität zu beaufsichtigen. In ihren Memoiren schreibt sie, daß von den Edinburgher Gelehrten auch Smith des öfteren bei ihr zu Gast war.

An Smith' Äußerem war nichts besonders Auffälliges. Er war etwas mehr als mittelgroß und von sehr aufrechter Haltung. Ein einfaches Gesicht mit ebenmäßigen Zügen, blaugrauen Augen und einer großen geraden Nase. Er kleidete sich stets unauffällig und trug bis zu seinem Lebensende eine Perücke. Bei seinen Spaziergängen pflegte er sein Bambusstöckchen auf der Schulter zu tragen. Wegen seiner Angewohnheit, Selbstgespräche zu führen, soll ihn einmal eine Marktfrau für einen Geistesgestörten gehalten und ihrer Nachbarin zugeraunt haben: „Mein Gott, der Ärmste, und dabei ist er so gut gekleidet." Smith starb im Juli 1790 in Edinburgh. Er war achtundsechzig Jahre alt geworden. Etwa vier Jahre vor seinem Tode hatte ihn eine schwere Krankheit befallen.

Adam Smith verfügte .über große Kühnheit des Geistes und mitunter auch über viel Zivilcourage, aber ein Kämpfer ist er nie gewesen. Er war Humanist und ein Feind von Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Gewalt, fand sich aber meist sehr bald damit ab. Smith glaubte an den Erfolg der Vernunft und der Kultur, machte sich jedoch viel Sorgen um ihr Schicksal in dieser rauhen und trägen Welt. Er haßte die Beamtenbürokratie, obgleich er schließlich selbst zu ihr gehörte.

Für die schwer arbeitenden Kleinbauern und für die Arbeiterklasse hatte Smith viel Mitgefühl. Er trat für einen möglichst hohen Arbeitslohn ein, weil, wie er schrieb, „eine Gesellschaft sicherlich nicht blühend und glücklich sein kann, wenn ihr weitaus größter Teil arm und elend ist".[12] Es sei ungerecht, wenn die Menschen, die mit ihrer Hände Arbeit die ganze Gesellschaft erhalten, im Elend leben. Auf der anderen Seite aber glaubte Smith, daß die „Naturgesetze" die Arbeiter zu einer untergeordneten

[12] Smith, A., Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Erster Band, Jena 1923, S. 102.

Stellung in der Gesellschaft verurteilen. So schrieb er: „Obgleich indes das Interesse des Arbeiters so eng mit dem der Gesellschaft verknüpft ist, so ist er doch unfähig, dieses Interesse zu begreifen oder dessen Zusammenhang mit dem seinigen zu verstehen.“[13]

Smith hielt das Bürgertum für eine aufstrebende, progressive Klasse und er drückte ihre Interessen aus, und zwar nicht irgendwelche, sondern die grundlegenden und dauerhaften Interessen dieser Klasse. Aber zu den Kapitalisten selbst hegte er nicht die geringste Sympathie. Er glaubte, daß die Profitgier diese Menschen blind und verstockt mache. [231] Um des Profits willen seien sie zu jeder Schandtat gegen die Gesellschaft bereit. Sie trachten mit allen Kräften danach, die Preise ihrer Waren hochzutreiben und den Lohn ihrer Arbeiter niedrig zu halten. Die Fabrikherren und Kaufleute seien ständig bemüht, die freie Konkurrenz zu unterdrücken und einzuschränken und für die Gesellschaft schädliche Monopole zu errichten.

Im allgemeinen war für Smith der Kapitalist gewissermaßen ein natürliches und seelenloses Werkzeug des Fortschritts, des wachsenden „Reichtums der Nation“. Smith trat für das Bürgertum nur so weit ein, wie dessen Belange mit den Interessen des Wachstums der gesellschaftlichen Produktivkräfte übereinstimmten. Dieser Standpunkt ging dann von Smith auf Ricardo über, wurde zu einem Wesensmerkmal der ganzen klassischen Schule der bürgerlichen politischen Ökonomie.

[233]

[13] Ebenda, S. 339.

Kapitel 11: Das Genie aus der City: David Ricardo

[234] Im Kurort Bath hielt sich im Jahre 1799 ein junger, wohlhabender Geschäftsmann von der Londoner Börse auf. Er hatte seine Frau dorthin zu einem Kuraufenthalt begleitet. In einer öffentlichen Bibliothek stieß er zufällig auf Adam Smith' „Reichtum der Nationen", blätterte darin herum, interessierte sich für das Buch und bat, es ihm in die Wohnung zu schicken. So erwachte Ricardos Interesse an der politischen Ökonomie.

Obgleich diese Geschichte von Ricardo selbst stammt, ist sie doch ebenso anekdotenhaft wie die von Newtons Apfel und Watts Teekessel. Da Ricardo ein gebildeter Mensch gewesen ist, hat er ganz sicher von Smith' Buch gewußt. Er hatte bereits weitreichende praktische Kenntnisse in der Ökonomie sowie eine gewisse Fertigkeit im abstrakten Denken, denn er interessierte sich für die Wissenschaften. Dennoch kann natürlich die Bibliothek von Bath ein Anstoß gewesen sein. Die wirkliche Berufung eines Menschen tritt oft ganz zufällig zutage.

Ricardo machte weiterhin Geld, während er sich für seinen inneren Frieden mit Mineralogie beschäftigte. Aber seine Haupttätigkeit, sein Werk, seine Erholung und Freude bildete bald die Beschäftigung mit der politischen Ökonomie. Von den Vorzügen, die Ricardo ausgezeichnet haben, ist sein selbstvergessenes Streben nach Wissen, seine ständige und aufopfernde Suche nach der Wahrheit besonders bemerkenswert. Ricardo ist ein sehr bescheidener Mensch gewesen, und er hat sich während seines ganzen Lebens für einen etwas dilettantischen Vertreter der Wissenschaft gehalten. Aber dieser Dilettant hat das Gebäude der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie Englands vollendet. Mit seinem Namen ist die Entwicklung der ökonomischen Theorie einer ganzen Epoche verbunden.

Die industrielle Revolution

Ausgangs des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts befand sich England ein viertel Jahrhundert fast ununterbrochen im Kriegszustand. Zuerst mit den Jakobinern, dann mit General Bonaparte und schließlich mit Kaiser Napoleon. Der Krieg endete im Sommer 1815 mit dem Sieg in der Schlacht bei Waterloo. Jetzt konnte England die Früchte des Sieges genießen. Die Kontinentalsperre, mit der Napoleon gehofft hatte, den englischen Handel zu ersticken, war zusammengebrochen. Den englischen Waren, die in der damaligen Welt als die besten, mannigfaltigsten und billigsten galten, standen jetzt die Märkte Europas offen.

Der Krieg hatte sich fern von Englands Küsten, auf dem europäischen Festland, in den Kolonien, auf den Meeren und Ozeanen abgespielt. Er hatte England nicht gehindert, reich zu werden, ja zum Teil sogar noch dazu beigetragen. Die Statistik war damals zu diesem Nachweis noch nicht in der Lage, aber die Ökonomen zweifelten nicht daran. Ricardo hat im Jahre 1817 solche überzeugenden Fakten als Beweis [235] für den wirtschaftlichen Fortschritt Englands angeführt wie das Bevölkerungswachstum, die Entwicklung der Landwirtschaft, die Errichtung von Docks, den Bau zahlreicher Kanäle und „anderer kostspieliger Unternehmen". Malthus schrieb im Jahre 1820 von einem „raschen und erstaunlichen Ansteigen des Wertes des Nationalreichtums in den letzten dreißig oder vierzig Jahren".

Das letzte Drittel des 18. und das erste Drittel des 19. Jahrhunderts war die Epoche der industriellen Revolution in England. Der Kapitalismus ging aus dem Manufakturstadium in das Stadium der Maschinenindustrie über. An die Stelle der kleinen Werkstätten traten Fabriken, in denen Hunderte Menschen arbeiteten. Finstere, rußgeschwärzte Fabrikstädte wie Manchester, Birmingham und Glasgow schossen wie Pilze aus der Erde. Im Mittelpunkt der industriellen Revolution stand die Baumwollindustrie. Zugleich entwickelten sich auch die Zweige, die Maschinen für sie herstellten und Brennstoffe erzeugten. Das Zeitalter der Kohle und des Stahls begann. Der Dampf wurde zur Haupttriebkraft der Maschinen. Seine Reise zum europäischen Kontinent trat Ricardo schon auf einem Dampfer an, und zwei Jahre nach seinem Tode befuhr Stephensons Dampflokomotive die Schienen.

Auch Englands Landleben wandelte sich. Die kleinen selbständigen Bauernwirtschaften auf eigenem oder Pachtland wichen endgültig dem Großgrundbesitz und kapitalistischen Pachtbetrieben. Das Landproletariat entstand und füllte die Reihen der Bergleute, Erdarbeiter, Maurer und Fabrikarbeiter auf.

England wurde reich, aber zugleich mit dem Wohlstand der Nation nahm auch die Ungleichheit in der Verteilung des Reichtums zu. Die Klassenunterschiede traten deutlicher hervor. Für die Arbeiter war das eine Welt der Grausamkeit. Es war jene Welt, die den jungen Engels so erschütterte, als er im Jahre 1842 zum ersten Mal nach England kam. Der Arbeitstag betrug zwölf, dreizehn und manchmal noch mehr Stunden. Der Arbeitslohn reichte buchstäblich nur für das nackte Leben. Arbeitslosigkeit oder Krankheit verdammten den Arbeiter und seine Familie zum Hungern. Die Maschinen erlaubten den Fabrikanten, noch mehr billige Frauen- und Kinderarbeit auszubeuten. Besonders typisch war das in der Textilindustrie.

Jeder Zusammenschluß von Arbeitern galt als aufrührerisch und war gesetzlich verboten. Die ersten Erhebungen von Arbeitern gegen die unmenschlichen Lebensbedingungen waren spontane Ausbrüche der Verzweiflung und des Zorns. Die Ludditen zerstörten die Maschinen, weil sie naiverweise in ihnen die Schuldigen für ihr Elend sahen. In den Jahren 1811–1812 nahm ihre Bewegung ziemlich große Ausmaße an. Byron erhob im House of Lords als einziger seine Stimme zur Verteidigung der verzweifelten Armen. Ricardo konnte natürlich die Handlungsweise der Ludditen nicht gutheißen, aber er trat für die Legalisierung der Arbeiterverbände ein und lieferte in seinen Schriften [236] zum ersten Mal eine nüchterne Analyse der sozialen Folgen, die aus der Anwendung der Maschinen entstanden. Im Jahre 1819 schoß Militär im Stadtgebiet Petersfield von Manchester eine große Arbeiterdemonstration zusammen. Zeitgenossen haben diese Schlächterei sarkastisch als „Sieg bei Peterloo“ (eine Anspielung auf Waterloo) bezeichnet.

Und doch war der Klassenantagonismus zwischen Bourgeoisie und Proletariat zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht der Hauptkonflikt in der Gesellschaft, noch nicht der Konflikt, der alle gesellschaftlichen Verhältnisse und die ganze Ideologie bestimmt hätte. Noch war die Bourgeoisie eine aufstrebende Klasse, und ihre Interessen entsprachen im allgemeinen noch dem Erfordernis der Entwicklung der Produktivkräfte. Noch war die Arbeiterklasse schwach und nicht organisiert. In den gesellschaftlichen Verhältnissen und in der Politik war sie eher Objekt als Subjekt.

Viel mehr wurden die Interessen der Bourgeoisie von den Anschlägen der Grundeigentümer bedroht. Denen nämlich brachten steigende Getreidepreise höhere Grundrenten ein, und sie hatten nach dem Krieg vom Tory-Parlament die Annahme der *Korngesetze* erwirkt, die die Einfuhr ausländischen Getreides nach England stark einschränkten und so die hohen Getreidepreise stützten. Für die Fabrikanten war das unvorteilhaft, weil sie höhere Löhne zahlen mußten, um ihre Arbeiter am Leben zu erhalten. Der Kampf um die Korngesetze nahm einen bedeutenden Teil des politischen Lebens in England während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein und er hat die theoretischen Positionen der Ökonomen, besonders Ricardos, wesentlich mitbestimmt. In diesem Kampf stand den Grundeigentümern in gewissem Maße das gemeinsame Interesse der Industriebourgeoisie und der Arbeiterklasse gegenüber.

Das war also die geschichtliche Situation, in der die Lehre Ricardos entstand und die klassische englische Schule ihren Höhepunkt erreichte. Diese Situation erklärt zum Teil auch, warum Ricardo die sozialökonomischen Grundprobleme, besonders aber das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit mit so großer wissenschaftlicher Objektivität analysieren konnte. Natürlich hat dabei auch die Persönlichkeit Ricardos als Wissenschaftler eine große Rolle gespielt.

Der reichste Ökonom

In einem englischen Scherzwort wird der Ökonom so definiert: Es ist ein Mensch, der keinen Penny in der Tasche hat und anderen solche Ratschlage erteilt, daß sie, wenn sie ihnen folgen, selbst bald ohne einen Penny dastehen. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Ricardo hatte sich ein Millionenvermögen geschaffen und erteilte mitunter seinen Freunden, wie zum Beispiel Malthus, solche Ratschläge für die Anlage ihres Geldes, daß sie keinen Grund zum Klagen hatten.

[237] David Ricardo entstammte dem gleichen sozial-ethnischen Milieu, aus dem ein Jahrhundert früher Spinoza hervorgegangen war. Seine Vorfahren, spanische Juden, waren vor der Inquisition nach Holland geflohen und dort seßhaft geworden. Der Vater des Ökonomen war in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts nach England übergesiedelt, wo er zunächst einen Warengroßhandel

betrieb und sich dann dem Handel mit Wechseln und Wertpapieren widmete. Abraham Ricardo war wohlhabend, einflußreich und strenggläubig. David war das dritte seiner siebzehn Kinder. Er wurde im April 1772 in London geboren, besuchte die Elementarschule und wurde dann für zwei Jahre nach Amsterdam geschickt, wo er im Geschäft seines Onkels in die Geheimnisse des Handelslebens einzudringen begann.

Nach seiner Rückkehr folgte noch eine kurze Lehrzeit. Als er jedoch vierzehn Jahre alt war, brach seine Ausbildung ab. Zwar erlaubte ihm der Vater noch, sich von Hauslehrern Unterrichtsstunden geben zu lassen, aber bald stellte sich heraus, daß die Interessen des jungen Mannes über das hinausgingen, was der Vater für einen Geschäftsmann als notwendig erachtete. Dem Vater gefiel das nicht, der Unterricht wurde eingestellt. Mit sechzehn Jahren war David schon der engste Mitarbeiter des Vaters im Geschäft und an der Börse. Da er sehr aufmerksam, gescheit und energisch war, wurde er an der Börse und in den Handelskreisen der City bald zu einem Mann, dem man Aufmerksamkeit widmete. Abraham Ricardo übertrug ihm mehr und mehr Selbständigkeit in den Geschäften und war auch vollauf mit ihm zufrieden.

Aber einem solchen Menschen mußte einfach der Despotismus und die konservative Einstellung des Vaters lästig werden. Die Religion war ihm gleichgültig, doch daheim zwang man ihn, die Dogmen und Riten des jüdischen Glaubens strengstens zu befolgen. Der Konflikt brach schließlich aus, als der einundzwanzigjährige David dem Vater erklärte, daß er eine Christin heiraten wolle. Seine Braut war die Tochter eines Arztes, der den Quäkern angehörte und sich ebenso tyrannisch aufführte wie der alte Ricardo. Die Ehe wurde gegen den Willen beider Familien geschlossen. Die Heirat mit einer Christin bedeutete für Ricardo den Ausschluß aus der jüdischen Gemeinde. Einem alten Brauch gemäß mußte für ihn wie für einen Toten gebetet werden. Ricardo schloß sich auch der Quäkergemeinde nicht an, sondern ging zum Unitarismus, der freiesten und wendigsten von den Sekten über, die sich von der anglikanischen Kirche abgespalten hatten. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das nur ein gesellschaftsfähiger Deckmantel für seinen Atheismus.

Das glückliche Ende dieser romantischen Geschichte hätte von Armut getrübt sein können, weil das junge Paar natürlich nichts von den Eltern bekam. Aber mit fünfundzwanzig Jahren war Ricardo schon Vater von drei Kindern (insgesamt hat er acht gehabt). Er kannte keinen anderen [238]

David Ricardo

[239] Beruf als die Börsenspekulation, und jetzt widmete er sich ihr nicht mehr als Gehilfe des Vaters, sondern selbständig. Er hatte Glück, und auch seine Beziehungen, sein Ruf und seine Fähigkeiten verhalfen ihm zum Erfolg. Nach fünf Jahren war er bereits sehr wohlhabend und befaßte sich mit großangelegten Operationen.

Heute werden auf den Wertpapierbörsen Großbritanniens, der USA und anderer Länder hauptsächlich Aktien großer Privatunternehmen gehandelt. Ende des 18. Jahrhunderts gab es erst sehr wenig Aktiengesellschaften. Der Handel mit den Aktien der Bank von England, der Ostindischen Handelsgesellschaft

und einiger anderer Gesellschaften machte nur einen verschwindenden Teil der Börsengeschäfte aus, und Ricardo hat sich damit fast gar nicht befaßt. Ebenso wie viele andere geschickte Makler fand auch er seine Goldgrube in der Staatsschuld und im Handel mit Staatsanleihen. In den ersten zehn Kriegsjahren – von 1793 bis 1802 – war die konsolidierte englische Staatsschuld von 238 Millionen auf 567 Millionen Pfund Sterling gestiegen und betrug 1816 über eine Milliarde. Außerdem wurden in London auch ausländische Anleihen angelegt. Der Kurs der Staatsanleihen war von den verschiedensten ökonomischen und politischen Faktoren abhängig. Das Spiel mit den Kursen wurde zur Hauptquelle für den Reichtum des jungen Maklers.

Zeitgenossen berichten, daß sich Ricardo durch phänomenale Beobachtungsgabe und ausgeprägten Spürsinn, durch rasche Reaktionsfähigkeit, jedoch auch angemessene Vorsicht ausgezeichnet habe. Er ging nie zu weit und blieb bei seinem Urteil stets kaltblütig und nüchtern. Er konnte rechtzeitig verkaufen, sich vorübergehend mit bescheidenem Gewinn für die einzelne Obligation begnügen, um ihn schließlich mit hohen Umsätzen zu vergrößern.

In diesen Jahren begannen die Operationen, aus denen später das Investitionsbankwesen und mit ihm das Vermögen und die Macht solcher Finanzmagnaten wie der Rothschilds und Morgans hervorgehen sollten. Die reichen Finanziers, die sich zu kleinen Gruppen zusammengeschlossen hatten, erwirkten bei der Regierung Verträge über die Zeichnung aller neu aufgelegten Anleihen. Oder einfacher ausgedrückt: Sie kauften alle Obligationen einer neuen Auflage en gros, um sie dann en détail weiterzuverkaufen. Solche Operationen warfen riesige Gewinne ab, wenngleich sie manchmal mit hohen Risiken verbunden waren, denn der Kurs der Obligationen konnte plötzlich fallen. Die Anleihe wurde der Finanzgruppe zugesprochen, die auf den vom Schatzamt veranstalteten Ausschreibungen den der Regierung günstigsten Preis nannte. Im Jahre 1806 war Ricardo, der sich mit zwei anderen Maklern zusammengetan hatte, bei einer Ausschreibung der Erfolg versagt geblieben, und eine andere Gruppe erhielt die Anleihe. Im nächsten Jahr erhielten Ricardo und seine Gruppe das Recht, eine Anleihe von zwanzig Millionen unterzubringen. Danach hat er sich [240] noch zehn Jahre ständig an Ausschreibungen beteiligt und auch mehrmals Anleihen untergebracht.

In den Jahren 1809–1810 gehört David Ricardo zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der Londoner Finanzwelt. Er kauft ein luxuriöses Haus in Londons Aristokratenviertel und später das Landgut Gatcomb Park in der Grafschaft Gloucester, wo er seine Residenz außerhalb Londons einrichtet. Danach zieht sich Ricardo allmählich von seiner Aktivität in der Welt des Business zurück und wird Großgrundbesitzer und Rentier. Sein Vermögen beträgt mehr als eine Million Pfund Sterling, eine für die damalige Zeit kaum faßbare Größe. Er dürfte damit zu den hundert reichsten Menschen in England gehört haben. Das ist die Lebensgeschichte eines begabten Finanziers, geschickten Geschäftsmannes und Profitritters. Was hat das schon mit Wissenschaft zu tun?

Aber dieser Börsenfuchs und ehrbare Familienvater ist von Kindheit an ein Mensch mit großer Wißbegier, unersättlichem Bildungsdrang gewesen. Mit fünfundzwanzig Jahren, als Ricardo schon finanziell unabhängig geworden und zu einigem Wohlstand gekommen ist, wendet er sich plötzlich Wissenschaften zu, mit denen er sich der Umstände halber in der Jugend nicht befassen konnte: der Naturwissenschaft und Mathematik. Welch Kontrast! In der ersten Hälfte des Tages ist er an der Börse und im Geschäft der für sein Alter ungewöhnlich selbstbeherrschte und kaltblütige Geschäftsmann. Des Abends daheim ist er der sympathische und leicht zu begeisternde junge Mann, der den Verwandten und Bekannten mit naivem Stolz Experimente mit elektrischem Strom und seine Mineraliensammlung vorführt.

Der ausgeprägte Intellekt Ricardos hat sich auch unter dem Einfluß dieser Beschäftigungen entwikkelt. Sie haben bei ihm die Herausbildung jener Eigenschaften gefördert, die in seinen ökonomischen Gedankengängen eine so wichtige Rolle spielen sollten: Seine Denkweise zeichnete sich durch strenge, fast mathematische Logik, große Präzision und Ablehnung zu allgemeiner Überlegungen aus. In dieser Zeit trifft Ricardo zum ersten Mal auf die politische Ökonomie als Wissenschaft. Noch hatte Smith hier die ungeteilte Herrschaft inne, und der junge Ricardo konnte sich seinem Einfluß nicht entziehen. Zugleich hat aber auch Malthus, dessen „Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz“ erstmalig 1798 erschienen war, großen Eindruck bei ihm hinterlassen. Nachdem Ricardo später mit

Malthus bekannt geworden war, hat er ihm einmal geschrieben, er habe bei der Lektüre dieses Werkes die Ideen von Malthus „so klar und so gut dargelegt“ gefunden, daß sein Interesse daran nur noch vom Interesse am berühmten Werk Adam Smith’ übertroffen worden sei.

Zu Beginn des Jahrhunderts tauchte in London ein junger Schotte mit Namen James Mill auf, ein sehr aggressiver Publizist und Theoretiker [241] zu sozialökonomischen Fragen. Ricardo lernte ihn kennen, und die Bekanntschaft wurde bald zu einer engen Freundschaft, die erst mit dem Tode Ricardos endete. In den ersten Jahren spielte Mill die Rolle des Lehrmeisters. Er führte Ricardo in einen Kreis von Gelehrten und Schriftstellern ein und regte ihn zur Veröffentlichung erster Schriften an. Später haben sie in gewissem Sinn die Rollen getauscht. Nachdem Ricardos Hauptwerke erschienen waren, erklärte sich Mill zu seinem Schüler und Anhänger. Allerdings hat Mill in seinen Arbeiten keineswegs die stärksten Seiten von Ricardos Lehre aufgegriffen und sie auch nicht gerade auf die beste Weise vor den Kritikern verteidigt, womit er eigentlich zum Zerfall des Ricardianismus beigetragen hat. Dennoch hat er es wohl verdient, auch im positiven Sinne erwähnt zu werden: Er war ein aufrichtiger Verehrer von Ricardos Talent und hat ihn ständig bedrängt zu schreiben, umzuarbeiten, zu veröffentlichen. Manchmal hat sich Mill selbst in eine etwas komische Rolle hineingespielt, indem er Ricardo „Schulaufgaben“ erteilte und Rechenschaft verlangte. Im Oktober 1815 schreibt er Ricardo: „Ich hoffe, Sie sind schon in der Lage, mir etwas davon mitzuteilen, wie weit Sie mit Ihrem Buch vorangekommen sind. Ich glaube jetzt, daß diese Arbeit Ihre Bestimmung ist.“[1]

Bedeutende Menschen können manchmal solche Freunde nicht entbehren.

Ricardo hat stets unter zu wenig Selbstvertrauen, unter einer gewissen Zaghaftigkeit in seinem literarischen Schaffen gelitten. Er hat auch jenes Gefühl der Pflicht, der „Berufung“ nicht gekannt, mit dem Smith viele Jahre lang an seinem Buch gearbeitet hatte. Außerhalb seines Business war Ricardo nachgiebig, ja sogar etwas schüchtern. Das zeigte sich in seinem täglichen Leben, im Umgang mit anderen. Im Jahre 1812 fuhr er nach Cambridge, wo sein ältester Sohn Osman das erste Jahr an der Universität studierte. Und hier, in ungewohnter Situation, fühlt sich der vierzigjährige Krösus und geachtete Mann unsicher, verlegen. In einem Brief erstattet er seiner Frau Bericht über die Reise: „Ich versuche alles Zaghafte und Verschlossene in meinem Charakter zu überwinden, um alles Mögliche zu tun und Osman ein paar angenehme Bekanntschaften zu vermitteln.“

Das Problem der Geldzirkulation

Marx berichtet, wie in einer Parlamentsdebatte über Sir Robert Peels Bankakte von 1844 und 1845 der spätere Premier Gladston bemerkt habe, die Liebe selbst habe nicht mehr Menschen zum Narren gemacht als das Grübeln über das Wesen des Geldes.[2]

[242] Die Geldtheorie gehörte damals zu den kompliziertesten und zugleich brennendsten politischen Problemen der ökonomischen Wissenschaft. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand in England das Problem des Geldes und der Banken im Mittelpunkt leidenschaftlicher Auseinandersetzungen und des Kampfes der Partei- und Klasseninteressen. So war es ganz natürlich, daß Ricardo, der die Geld- und Kreditpraxis gut kannte, seine Kräfte als Ökonom und Publizist zunächst in dieser Arena maß. Er war damals 37 Jahre alt.

Im Jahre 1797 war der Bank von England genehmigt worden, den Umtausch ihrer Banknoten in Gold einzustellen. Die Banknoten wurden zu inkonvertiblem Papiergeld. In verschiedenen Aufsätzen und Streitschriften, die in den Jahren 1809–1811 erschienen, wies Ricardo nach, daß die Erhöhung des Marktpreises des Goldes in diesem Papiergeld die Folge und Äußerung der durch zu hohe Emission entstandenen Papiergeldentwertung sei. Seine Gegner behaupteten, daß die Erhöhung des Goldpreises aus anderen Ursachen, besonders aus der Nachfrage nach Gold für die Ausfuhr in andere Länder, herrühre. In diesen Schriften offenbarte sich die Begabung Ricardos als eines gewandten Polemikers und Autoren, der seine Argumente logisch und folgerichtig aneinanderreihen konnte. Das war durchaus

[1] Zitiert in: „D. Ricardo. The Works and Correspondence“, cd by P. Sraffa and M. Dobb, vol. 6, Cambridge 1952, p. 309 (engl.).
[2] Vgl. Marx, K., Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 49.

keine akademische Diskussion mehr. Wer die Entwertung der Banknoten bestritt, hatte die Manager der Bank von England, die konservative Mehrheit des Parlaments, die Minister, die gesamte „Kriegspartei“ hinter sich. Schließlich kamen hier die Klasseninteressen der Grundeigentümer zum Ausdruck, denen Krieg und Inflation höhere Grundrenten einbrachten. Ricardo dagegen vertrat hier wie auch in seinem ganzen späteren Wirken die Interessen der Industriebourgeoisie, die zu dieser Zeit noch fortschrittlich waren. Politisch stand er der liberalen Opposition der Whigs, der „Friedenspartei“, nahe.

Ricardo beschränkte sich nicht auf die Kritik am damaligen System der Geldzirkulation, sondern arbeitete auch ein positives Programm aus. In einigen seiner späteren Schriften hat er es noch ergänzt. Das, was er vorschlug, war ein Geldsystem, das den Erfordernissen der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft entsprach. Und Ricardos Ideen sind im Verlauf des 19. Jahrhunderts weitgehend verwirklicht worden. Von 1819 bis 1914 blieb in England der Goldstandard in Kraft.

Diese Ideen reduzierten sich auf folgendes: 1. eine stabile Geldzirkulation ist eine wesentliche Voraussetzung für das Wirtschaftswachstum; 2. eine solche Stabilität ist nur auf der Basis des Goldstandards, eines auf dem Gold fußenden Geldsystems möglich; 3. Gold kann in der Zirkulation weitgehend oder gar völlig durch Papiergeld ersetzt werden, das nach einer festen Parität gegen Gold einwechselbar bleibt, was der Nation große Einsparungen bietet. In seiner letzten, unvollendet gebliebenen Arbeit schlägt Ricardo vor, der Bank von [243] England, die eine Privatgesellschaft war, das Recht der Banknotenemission und der Verwaltung der Staatsfinanzen zu nehmen und empfiehlt, für diese Zwecke eine neue Nationalbank zu gründen. Für die damalige Zeit war das ein sehr kühner Vorschlag.

Ricardos Geldtheorie widerspiegelte sowohl die Stärke als auch die Schwäche der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie. Ricardo versuchte der Geldtheorie die Arbeitswerttheorie zugrunde zu legen, aber er blieb dabei inkonsequent und ließ sie bei der Analyse der konkreten ökonomischen Prozesse faktisch außer acht.

Der Wert von Goldgeld wird ebenso wie der Wert aller Waren im Prinzip vom Arbeitsaufwand für seine Produktion bestimmt. Ebenso wie alle Waren tritt auch das Geld mit einem bestimmten Wert in die Zirkulation ein. Um also die Zirkulation einer Warenmenge zu vermitteln, wird eine bestimmte Geldmenge gebraucht. Wenn beispielsweise die gesamte Warenmenge eines Jahres eine Milliarde Durchschnittsarbeitstage vertritt und in einem Gramm Gold ein Arbeitstag verkörpert ist, so sind für die Zirkulation eine Milliarde Gramm Gold notwendig. Wenn weiter angenommen wird, daß jedes Gramm Gold während eines Jahres zehn Geschäfte vermitteln kann, also zehnmal umläuft, dann wird nur der zehnte Teil, also hundert Millionen Gramm gebraucht. Hinzu kommt noch, daß ein Teil des Goldes durch Geschäfte auf Kredit eingespart werden kann. Das ist im wesentlichen die Konzeption, die später von Marx ausführlich dargelegt worden ist.

Aber diesen Weg ist Ricardo nicht gegangen. Er ging davon aus, daß in einem Land jede Menge von auf diese oder jene Weise dorthin gelangtem Geld umlaufen könne. In der Zirkulation treffe die Warenmasse einfach auf die Geldmasse. Auf diese Weise entstehen dann die Warenpreise. Komme mehr Goldgeld in die Zirkulation, so seien die Preise höher und bei weniger Goldgeld niedriger. Das ist die quantitative Geldtheorie, die wir schon von Hume her kennen. Ricardo unterscheidet sich von Hume dadurch, daß er sie irgendwie mit der Arbeitswerttheorie zu vereinbaren sucht. Natürlich gelingt ihm das nicht.

Auf Ricardos Gedankengängen lasteten die Erfahrungen aus der inkonvertiblen Papiergeldzirkulation. Die Kaufkraft von Papiergeld richtet sich in der Tat im wesentlichen nach seiner Menge. So viel man von diesem Geld auch in Umlauf setzt, seine Gesamtmenge wird stets nur die Menge vollwertigen Geldes vertreten, die für die Zirkulation notwendig ist. Wenn zum Beispiel die Menge der Papierdollars zweimal größer ist als Golddollars gebraucht werden, so ist jeder Papierdollar nur noch die Hälfte wert.

Aber warum hat Ricardo die Erscheinungen der Papiergeldzirkulation mechanisch auf das Gold übertragen? Er hat den grundsätzlichen Unterschied, der zwischen beiden besteht, nicht gesehen und geglaubt, [244] Gold sei im Grunde auch nur ein Wertzeichen. Er sah das Geld nur als Zirkulationsmittel und erkannte nicht die ganze Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit seiner Funktionen.

Ricardo glaubte, daß seine Geldtheorie auch alle Schwankungen in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen erklären könne. Er urteilte so: Wenn in einem Land zu viel Gold sei, so steigen hier die Warenpreise und es werde vorteilhaft, Waren aus dem Ausland einzuführen. In der Handelsbilanz des Landes entstehe ein Defizit, das mit Gold abgedeckt werden müsse. Das Gold fließe aus dem Land ab, die Preise sinken, der Zustrom ausländischer Waren komme zum Stehen und alles gerate ins Gleichgewicht. Sei zu wenig Gold im Lande, so nehme alles den umgekehrten Verlauf. Somit wirke ein automatischer Mechanismus, der die Handelsbilanzen auf natürliche Weise ausgleiche und das Gold auf die Länder verteile. Hieraus zog Ricardo wichtige Schlüsse zugunsten der Freihandelspolitik.

Es sei kein Grund zur Beunruhigung, schrieb er, wenn die Wareneinfuhr größer sei als die Ausfuhr und Gold aus dem Lande abfließe. Das sei auch keineswegs ein Grund, die Einfuhr zu begrenzen. Es sei nur zuviel Gold im Lande und die Preise seien zu hoch. Der freie Import verhelfe dazu, sie zu senken.

Die Forderung nach Handelsfreiheit in England war zu Smith' wie auch zu Ricardos Zeiten progressiv. Aber seine Theorie vom automatischen Gleichgewicht war ein schlechtes Abbild der Wirklichkeit. Erstens stützte sie sich auf die quantitative Geldtheorie und behauptete völlig unbegründet, daß die Veränderung der Geldmenge im Lande das Preisniveau direkt bestimme. Zweitens verteilt sich das Gold zwischen den Ländern nicht nur unter dem Einfluß des relativen Niveaus der Warenpreise. Kritiker Ricardos haben zum Beispiel zu Recht darauf verwiesen, daß während der napoleonischen Kriege das Gold nicht deshalb aus dem Land abgeflossen war, weil die Preise in England höher lagen (im Gegenteil, die Preise für Industriegüter lagen dort erheblich niedriger), sondern weil hohe Rüstungsausgaben im Ausland notwendig waren, Getreide in Jahren der Mißernte gekauft werden mußte usw.

Bei all ihren Mängeln hat Ricardos Geldtheorie doch eine bedeutende Rolle in der Entwicklung der ökonomischen Theorie gespielt. Sie hat viele Fragen in den Mittelpunkt des Interesses gebracht, von denen früher nur sehr nebelhafte Vorstellungen existiert hatten, und deren Bedeutung später noch zunehmen sollte: die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, die „Geldnachfrage", das heißt das Problem der Faktoren, die den Geldbedarf der Wirtschaft bestimmen; die Rolle der Konvertierbarkeit von Papiergeld in Gold; der Mechanismus der internationalen Goldbewegung und der Einfluß des Warenpreisniveaus auf die Handels- und Zahlungsbilanzen.

Im Jahre 1809 war Ricardo als Ökonom noch völlig unbekannt [245] gewesen. Zwei Jahre später galt er schon als Autorität, als Führer der Bewegung für die Wiederherstellung der Konvertibilität der Banknoten. Teils durch Vermittlung Mills, teils auf anderen Wegen wird Ricardo mit bedeutenden Politikern, Journalisten und Gelehrten bekannt. In seinem gastlichen Haus kommt es zu regelmäßigen Gesellschaften, zu denen bei guter Küche endlos über aktuelle politische, ökonomische und literarische Fragen debattiert wird. Ohne sein eigenes Zutun steht Ricardo bald im Mittelpunkt dieses Kreises. Und das nicht nur wegen seines Geistes, sondern auch wegen seines Taktgefühls, seiner Gelassenheit und Selbstbeherrschung.

Die englische Schriftstellerin Maria Edgeworth hat uns eine ausgezeichnete Charakteristik des Gesprächspartners Ricardo hinterlassen: „Mister Ricardo besitzt trotz seiner ruhigen Art einen lebhaften Verstand, der unablässig arbeitet; im Gespräch regt er immer wieder neue Themen an. Noch nie habe ich mit einem Menschen über eine Frage gestritten oder diskutiert, der offener gestritten und die Wahrheit mehr gesucht hätte als den Sieg. Er achtet jedes Argument, das man gegen ihn vorbringt, und er beharrt auf seiner Meinung nicht eine Minute länger als es seine Überzeugung zu dieser Frage zuläßt. Ihm scheint es völlig gleichgültig zu sein, ob Du die Wahrheit findest oder er, wenn sie nur gefunden wird. Wenn Du Dich mit ihm unterhältst, so gewinnst Du immer etwas; Du überzeugst Dich, daß Du entweder im Unrecht oder im Recht bist und beginnst die Angelegenheit besser zu begreifen, wobei die Stimmung in diesem Gespräch immer die beste bleibt."[3]

[3] Zitiert in: „D. Ricardo. The Works and Correspondence", cd. by P. Sraffa and M. Dobb, vol. 10, Cambridge 1955, p. 168–169 (engl.).

Im Jahre 1811 lernt Ricardo T. R. Malthus kennen. Die Freundschaft dieser beiden Männer ist ein interessantes Paradoxon in der Geschichte der Wissenschaft. Ricardo und Malthus waren sehr eng miteinander befreundet, sie besuchten sich gegenseitig und hatten einen ausgedehnten Briefwechsel. Indessen kann man sich schwerlich zwei Männer vorstellen, die unterschiedlicher gewesen wären. Die ganze Geschichte ihrer Freundschaft ist die Geschichte von ideellen Auseinandersetzungen und Meinungsverschiedenheiten. Selten konnten sie über etwas einer Meinung sein. Und das war auch ganz erklärlich: Die politische Ökonomie von Malthus galt den Interessen der Grundeigentümerklasse, was für Ricardo völlig unannehmbar war. Malthus wiederum konnte die wichtigsten Ideen Ricardos, also die Arbeitswerttheorie, die Darstellung der Grundrente als parasitäres Einkommen, die Handelsfreiheit, die Forderung nach Aufhebung der Korngesetze, nicht akzeptieren.

Wahrscheinlich liegt eine Erklärung für diese Freundschaft darin, daß Ricardo in höchstem Maße wissenschaftlich objektiv und selbstkritisch war. Stets unzufrieden mit dem, was er erreicht und wie er es [246] ausgedrückt hatte, suchte Ricardo in der Kritik von Malthus den Schlüssel zur Vollkommenheit, zur Klarheit und Entwicklung seiner Ideen. Andererseits hat ihn die Kritik an Malthus selbst vorangebracht.

Das Prinzip der komparativen Kosten

Ricardo hat viel über die Faktoren nachgedacht, die die internationalen Handelsströme bestimmen. Und das war nur zu verständlich: Für England hat der Außenhandel schon immer eine besonders wichtige Rolle gespielt. Ricardo fragte sich nun, warum aus einem Land gerade diese Waren ausgeführt und warum jene eingeführt werden und wie der Außenhandel zum Wachstum der Produktion, zum wirtschaftlichen Fortschritt beiträgt.

Adam Smith hatte auf diese Fragen eine einfache und im allgemeinen doch recht platte Antwort. Vielleicht sei es denkbar: daß Schottland Wein anbaue, aber die Kosten würden dabei unverhältnismäßig hoch sein. Es sei vorteilhafter, wenn Schottland beispielsweise Hafer anbaue und ihn gegen Wein aus Portugal tausche, wo der Weinanbau wenig und der Haferanbau viel Arbeitsaufwand erfordere. Auf diese Weise könnten beide Länder gewinnen. Aber diese Darstellung konnte Ricardo nicht genügen. Unmöglich konnte der Handel nur auf solche offensichtlichen Fälle begrenzt bleiben, in denen die Natur diktiert.

Er ging so vor: Selbst dann, wenn Schottland sowohl Wein als auch Hafer mit geringeren Kosten erzeugen könnte als Portugal, der Haferanbau aber rentabler wäre als der Weinanbau, dann könnte es bei bestimmten Kostenrelationen und bestimmten Austauschrelationen dennoch vorteilhaft sein, wenn Schottland *nur* Hafer und Portugal *nur* Wein anbaut. Das ist das Prinzip der komparativen Kosten oder der komparativen Kostenvorteile. Ricardo hat dieses Prinzip mit der Arbeitswerttheorie begründet und versucht, es anhand eines Zahlenbeispiels nachzuweisen. Überhaupt hat er sich solcher Beispiele sehr gern und sehr oft bedient.

Wir wollen jetzt versuchen, Ricardos Ideen an einem Zahlenbeispiel zu verdeutlichen, das der Wirklichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts möglichst nahekommt. Wir stellen uns vor, daß in England und in Frankreich nur zwei Waren produziert werden: Tuch und Getreide. In England koste die Produktion eines Meters Tuch durchschnittlich zehn und die von einer Tonne Getreide zwanzig Arbeitsstunden. Frankreich brauche für einen Meter Tuch zwanzig und für eine Tonne Getreide dreißig Arbeitsstunden. Entsprechend dem Wertgesetz wird eine Tonne Getreide in England gegen zwei Meter und in Frankreich gegen eineinhalb Meter Tuch getauscht. England hat in diesem Beispiel in der Produktion beider Waren den absoluten, aber nur bei Tuch einen *komparativen* Vorteil. Bei Getreide besitzt Frankreich den komparativen Vorteil. Wir können das auch so erklären: In Frankreich kostet die Tuchherstellung zweimal mehr und die Getreideproduktion [247] nur eineinhalb mal mehr als in England. Das eben ist ein komparativer Vorteil.

Angenommen, beide Länder hätten Ricardos Rat befolgt und sich spezialisiert: England auf die Tuchproduktion und Frankreich auf die Getreideproduktion. So könnte die Relation im Austausch von Tuch gegen Getreide irgendwo zwischen der englischen und französischen Relation liegen und

beispielsweise 1,7 betragen (das heißt 1,7 Meter Tuch gegen eine Tonne Getreide).[4] Die weiteren Überlegungen lassen sich besser in Tabellenform darstellen:

	England	Frankreich
Gesamtaufwand an Arbeitsstunden für 1 m Tuch und 1 t Getreide	30	50
Vor der Spezialisierung		
Produktion und Verbrauch von Tuch (in m)	1	1
Produktion und Verbrauch von Getreide (in t)	1	1
Nach der Spezialisierung Tuchproduktion (in m)	3	–
Getreideproduktion (in t)	–	1,67
Tuchverbrauch (in m)[5]	1	$0{,}67 \cdot 1{,}7 = 1{,}1$
Getreideverbrauch (in t)[5]	2:1,7 = 1,2	
Nutzen aus der Spezialisierung für den Verbrauch	0,2 t Getreide	0,1 m Tuch

Wir sehen also, daß die englische Volkswirtschaft in jeweils dreißig Stunden gesellschaftlicher Arbeit 0,2 Tonnen Getreide und die französische Volkswirtschaft in je fünfzig Arbeitsstunden 0,1 Meter Tuch gewinnt. Durch die Spezialisierung und den Außenhandel können im Prinzip beide Länder den Verbrauch beider Produkte erhöhen.

Ricardo hat auch erkannt, daß sich diesen Vorteil gewöhnlich eine bestimmte Klasse, nämlich die der Kapitalisten, aneignet. Aber das entsprach ganz und gar seinen Anschauungen: Der Vorteil aus dem Außenhandel „schafft ... Anreiz zum Sparen und zur Akkumulation von Kapital ...“, die Akkumulation von Kapital aber biete die Gewähr für das wirtschaftliche Wachstum und könne sich im allgemeinen auch [248] vorteilhaft auf die Lage der Arbeiterklasse auswirken, weil sie die Nachfrage nach Arbeitskräften größer werden lasse.

Zwei wesentliche Momente sind besonders zu beachten. Erstens stützt sich bei Ricardo, wie schon erwähnt, das Prinzip der komparativen Kosten auf die Arbeitswerttheorie. Zweitens ist es in seiner abstrakten Form nicht an die kapitalistische Produktion gebunden, sondern eigentlich auf die internationale Arbeitsteilung schlechthin anwendbar. Die Frage ist nur, welcher Klasse die ökonomischen Vorteile aus der Spezialisierung zugute kommen.

Läßt sich nun das Prinzip der komparativen Kosten mit entsprechenden Veränderungen und Korrekturen auch auf die Arbeitsteilung und die Spezialisierung der Produktion zwischen sozialistischen Ländern anwenden? Das ist durchaus möglich. Das hier dargelegte Grundsatzschema läßt sich noch ausbauen und ergänzen. Schon der erste Blick sagt uns, daß es durchaus für die mathematische Formalisierung, für den Aufbau eines Modelles geeignet ist, in das man natürlich noch eine Reihe zusätzlicher Faktoren eingeben muß.

Vor noch gar nicht allzu langer Zeit hatten einige sowjetische Ökonomen das Prinzip der komparativen Kosten nur als bürgerlich-apologetische Theorie hingestellt. A. B. Frumkin verwarf diese Idee Ricardos nur deshalb, weil die „Theorie der ‚komparativen Kosten‘ wegen ihres apologetischen Charakters später von der vulgären politischen Ökonomie aufgegriffen wurde.“[6] Das ist kein Beweis. So erkennen wir auch Ricardos Theorie von der Differentialrente im Prinzip als richtig an, obgleich sie später für apologetische Zwecke mißbraucht worden war.

[4] Das läßt sich auch genauer nachweisen. Dieses angenommene Austauschverhältnis auf dem Außenmarkt bildet den Keim jenes Begriffs vom internationalen Wert der Waren, den Marx eingeführt hat.

[5] Der Einfachheit halber nehmen wir an, daß England nach der Spezialisierung die frühere Menge Tuch verbraucht und den Rest tauscht und Frankreich die frühere Getreidemenge verbraucht und den Rest tauscht. Die Zahlen sind gerundet.

[6] Frumkin, A. B., Kritika sowremennych burshuasnych teorii meshdunarodnych ekonomitscheskich otnoschenii, Vneschtorgisdat, Moskau 1964, S. 15 (russ.).

Marx hat Ricardos Lehre vom Außenhandel kritisiert, zugleich aber darauf hingewiesen, daß im *Prinzip* die Spezialisierung selbst für ein relativ rückständiges Land anwendbar sei, weil „es doch hierbei die Ware wohlfeiler erhält, als es sie selbst produzieren könnte."[7]

In diesem Zusammenhang sollten wir daran denken, daß ein Grundprinzip das eine, seine Anwendung für eine bestimmte Ideologie und Politik aber etwas ganz anderes ist.[8] Allerdings hat schon Ricardo aus dem Prinzip der komparativen Kosten im Sinne seiner Theorie Schlüsse [249] auf die harmonische und ausgeglichene Entwicklung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen unter den Verhältnissen des Freihandels gezogen.

Für ihn ergab sich daraus, daß der Handel allen Beteiligten Nutzen verschafft und die „weltweite Gesellschaft der Nationen der zivilisierten Welt verbunden wird", wenn Getreide, Wein und andere landwirtschaftliche Waren in den sonstigen Ländern, metallische Erzeugnisse und andere Industriegüter aber in England produziert würden. Auf diese Weise diente das Prinzip der komparativen Kosten als Argument und Rechtfertigung der „natürlichen" Vorherrschaft Englands als größte Industriemacht der Welt. Die weitere Entwicklung hat diesem Prinzip in der bürgerlichen Wissenschaft einen noch deutlicher ausgeprägten apologetischen Charakter verliehen. Seine Bindung an die Arbeitswerttheorie wurde aufgegeben. Verschiedentlich hat man es dazu mißbraucht, die einseitige Spezialisierung der schwach entwickelten Länder, der Entwicklungsländer, auf die Produktion von Rohstoffen und Lebensmitteln zu rechtfertigen und es als Argument gegen ihre Industrialisierung angeführt.

Eine Wandlung hat übrigens der gesamte Freihandelsgedanke erfahren, der zu den wesentlichen Bestandteilen der bürgerlichen Klassik in der politischen Ökonomie gehört. Wenngleich die Handelsfreiheit vor allem der englischen Bourgeoisie große Vorteile einbrachte, war doch seine Hauptrichtung zu jener Zeit progressiv: Sie zielte auf die Liquidierung des Feudalismus in England selbst sowie in den anderen Ländern, auf die Einbeziehung neuer Gebiete in den Welthandel, auf die Schaffung eines kapitalistischen Weltmarktes. Unter den heutigen Verhältnissen ist der Freihandelsgedanke, jedenfalls, wenn man ihn auf die Entwicklungsländer anwenden will, reaktionär. Selbst viele Ökonomen in Westeuropa und in den USA (zum Beispiel der bekannte schwedische Ökonom Gunnar Myrdal in seinem Buch „Die Weltwirtschaft") geben zu, daß der Freihandel die Entwicklungsländer dazu verurteilen würde, für immer die Rolle von Rohstoffanhängseln spielen zu müssen und nur ihre Rückständigkeit konservieren würde. Im Gegenteil, nur das aktive Eingreifen des Staates in den Außenhandel (und in die anderen Wirtschaftsbereiche), besonders die Belegung des Imports ausländischer Industriegüter mit Importzöllen, die Förderung [250] des eigenen Exports solcher Waren, können diesen Ländern helfen, aus der Rückständigkeit herauszukommen.

Falsch wäre es jedoch, deswegen das Prinzip der komparativen Kosten als abstrakte Begründung der ökonomischen Vorteile der internationalen Arbeitsteilung und der Spezialisierung der Produktion abzulehnen.

Das Hauptwerk

Ricardos Hauptwerk „Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung" hat eine ganz andere Geschichte als Smith's „Reichtum der Nationen". Die stürmische Epoche und auch des Autors Temperament ließen eine jahrelange Arbeit in ruhiger Abgeschiedenheit nicht zu.

---

[7] Marx, K., Das Kapital, Dritter Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 25, Berlin 1964, S. 248.

[8] In letzter Zeit sind in der marxistischen Literatur Arbeiten erschienen, in denen Ricardos Theorie der komparativen Kosten richtiger eingeschätzt und ihre wissenschaftliche Grundlage von den apologetischen Zugaben getrennt wird. G. M. Tutschkin sagt über das Prinzip der komparativen Kosten: „Trotz seines bürgerlichen Inhalts und seiner widersprüchlichen Elemente war dieses Prinzip ein wertvoller Beitrag zur Theorie der internationalen Arbeitsteilung und des Außenhandels, die K. Marx später auf wissenschaftlicher Grundlage ausgearbeitet hat." (G. M. Tutschkin, Ekonomitscheskaja effektivnost [249] vneschnei torgowli, „Meshdunarodnyje otnoschenija", Moskau 1969, S. 15). R. Stollberg schreibt: „Die eigentliche Begründung des Freihandels finden wir aber in einer originellen Leistung Ricardos: der Theorie der komparativen Kosten... Ricardos Theorie der komparativen Kosten enthält durchaus richtige Überlegungen." (R. Stollberg, Geschichte der bürgerlichen politischen Ökonomie. Eine allgemeinverständliche Einführung, Berlin 1960, S. 70). Vgl. auch: J. Olsewitsch, Kritika Marxom teorii meshdunarodnogo obmena D. Ricardo, „Ekonomitscheskije nauki", Moskau, Nr. 5/1968.

Ricardos wissenschaftliche Interessen waren sehr eng mit den aktuellen Tagesproblemen verbunden. In den Jahren 1813–1814 waren es die Korngesetze, die selbst die Probleme der Banken und des Geldes verdrängten. Ricardo, der zu dieser Zeit schon ein bekannter Ökonom und Publizist der Liberalen war, stürzte sich in den Kampf. Der unmittelbare Anlaß für sein Auftreten war eine Auseinandersetzung mit Malthus, der die Korngesetze und die hohen Getreidepreise verteidigte. Aus diesem Streit ist dann aus Ricardos Feder ein theoretisches System entstanden. In seinen während der Jahre 1814 und 1817 entstandenen Werken fand die klassische politische Ökonomie des Bürgertums in England ihren höchsten Ausdruck.

Das System von Smith konnte schon nicht mehr den Anspruch erheben, daß es die ökonomische Wirklichkeit völlig erklärte. Zu viel hatte sich in den vierzig Jahren verändert. Die Klassen der bürgerlichen Gesellschaft hatten sich endgültig abgesondert und ihre ökonomischen Interessen kristallisierten sich heraus. Den Kampf um die Korngesetze trugen hauptsächlich zwei Klassen unter sich aus: die Industriebourgeoisie und die Grundeigentümer. Im Mittelpunkt der ökonomischen Wissenschaft stand das Problem der Verteilung des Nationaleinkommens auf die Klassen. Bei Smith war es noch eines unter mehreren wichtigen Problemen gewesen. Für Ricardo wurde es zum eigentlichen Gegenstand der politischen Ökonomie: „Das Hauptproblem der Politischen Ökonomie besteht in dem Auffinden jener Gesetze, welche diese Verteilung bestimmen. So sehr die Wissenschaft auch durch die Schriften von Turgot, Stuart, Smith, Say, Sismondi und anderen bereichert wurde, so geben sie doch eine wenig befriedigende Erklärung der natürlichen Bewegung von Rente, Profit und Lohn.“[9]

Ricardo bemühte sich, die Gesetze der *Verteilung* ausgehend von den Bedingungen und Interessen der *Produktion* zu finden. Was bedeutete [251] das konkret? Vor allem legte er seinem System jene Theorie zugrunde, die behauptet, daß der Wert der Waren von der Arbeit im Produktionsprozeß geschaffen wird und sich an der Menge dieser Arbeit mißt. Des weiteren untersuchte er die Produktion in der kapitalistischen Form und stellte sich die Frage, wie der Wert entsteht und die Einkommen verteilt werden, wenn die Produktionsmittel Eigentum der Landlords (der Boden) und der Kapitalisten (Fabriken, Maschinen, Rohstoffe) sind. Schließlich sah er die Hauptfunktion des Kapitalismus in der Steigerung der Produktion materieller Güter.

Anfang 1815 veröffentlichte Ricardo eine kleinere Schrift mit dem Titel „Abhandlung über den Einfluß eines niedrigen Getreidepreises auf den Kapitalprofit, mit Bemerkungen zu den letzten beiden Veröffentlichungen von Herrn Malthus“. Hier legte er zum ersten Mal in gedrängter Form seine Theorie von den ökonomischen Klassenverhältnissen und von der Entwicklung des Kapitalismus dar. Ricardos Schlußfolgerung besteht dabei in folgendem: Wenn man die wirtschaftliche Entwicklung sich selbst überlasse, so werden die Preise für landwirtschaftliche Produkte wegen des Wachstums der Bevölkerung und des allmählichen Übergangs zur Bewirtschaftung immer weniger fruchtbarer Böden steigen. Der ganze Vorteil daraus falle den Grundeigentümern zu, während die Profitrate des Kapitals sinke. Die Leidtragenden seien auch die Arbeiter, weil ihre Arbeit dann weniger gefragt sei. So sei „das Interesse des Grundeigentümers immer dem des Konsumenten und des Fabrikanten entgegengesetzt“.[10] Wie könne man aber dieser Tendenz entgegenwirken? Vor allem mit der Einfuhr billigen Getreides aus dem Ausland. Und so zeige sich auch die schädigende Wirkung der Korngesetze: Sie bieten nur für die parasitären Landlords Vorteile.

Ricardo hat dann über die Fragen, die sich in seinem Kopf zusammengedrängt hatten, weiter nachgedacht. Er gab seine Geschäfte in London auf und zog sich nach Gatcomb-Park zurück, wo er sich mit Büchern umgab. In einem Brief, den er im August 1815 an Say geschrieben hat, erwähnt er zum ersten Mal sein Vorhaben, seine Anschauungen in einem Buch niederzulegen. Einen ganzen Herbst arbeitet er sehr angestrengt und widmet sich seiner Arbeit mit immer mehr Hingabe. Geschäfte, Reisen, Besuche werden bis zum äußersten eingeschränkt. Während seiner Arbeit stößt er bald auf die größte Schwierigkeit, auf das Problem des Wertes (auf dessen Inhalt wir noch zurückkommen). Smith’ Theorie befriedigt ihn nicht, aber ersetzen kann er sie noch nicht. Das Suchen wird zur Qual.

[9] Ricardo, D., Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung, Berlin 1959, S. 3.
[10] Ebenda, S. 328.

In einem Brief aus dieser Zeit schreibt er, daß er sich zwei Wochen keine Ruhe gegönnt habe, um einer wichtigen Sache auf die Spur zu kommen. Überhaupt ist er in dieser Zeit voller Klagen und Zweifel. Mill bemüht sich, ihm mit allen Mitteln, selbst [252] mit Schmeichelei Mut zu machen: „Sie sind jetzt schon der größte *Denker* in der politischen Ökonomie, ich bin überzeugt, daß Sie auch der beste Schriftsteller werden." Ricardos Klagen bilden einen etwas komisch wirkenden Kontrast zu dem phänomenalen Tempo, in dem sein Buch entsteht.

Schon im April 1817 erscheinen die „Grundsätze der Politischen Ökonomie" in der Erstauflage von 750 Stück. Ricardos Buch trägt alle Spuren der Eile. Er hat das Manuskript den Verlegern Teil für Teil geschickt, um die jeweils ausstehenden Teile noch zu ergänzen und umzuarbeiten. Zwei weitere Auflagen sind noch zu Lebzeiten Ricardos erschienen. Mit Ausnahme des ersten Kapitels „Über den Wert", in dem Ricardo beharrlich nach Genauigkeit und Überzeugungskraft strebt, unterscheiden sie sich kaum von der ersten Auflage.

In der dritten Auflage besteht das Buch aus zweiunddreißig Kapiteln, die in drei Teile aufgegliedert sind. Die Grundlagen von Ricardos System sind in den ersten sieben Kapiteln enthalten. Das Wichtigste aber ist schon in den beiden ersten Kapiteln – über den Wert und über die Rente – gesagt. Marx schreibt dazu, daß Ricardo hier in das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise eindringt und „einige ganz neue und überraschende Resultate" liefert. „Daher der hohe theoretische Genuß, den diese zwei ersten Kapitel gewähren ..."[11] Nach den sieben Kapiteln zur Theorie folgen vierzehn Kapitel zu Steuerfragen (allerdings nicht hintereinander). Die übrigen elf Kapitel enthalten verschiedene Ergänzungen, die nach der Darlegung des Grundgedankens entstanden sind, und kritische Einwände gegen andere Ökonomen, hauptsächlich gegen Smith, Malthus und Say.

Ricardos historische Bedeutung für die ökonomische Wissenschaft läßt sich in zwei Punkten zusammenfassen. Er machte die *Bestimmung des Wertes durch die Arbeit*, durch die Arbeitszeit zu seinem Leitprinzip und bemühte sich, das ganze Gebäude der politischen Ökonomie darauf aufzubauen. Dadurch war Ricardo in der Lage, die äußere Hülle der Erscheinungen zu durchdringen und eine Reihe von Elementen der wirklichen Physiologie des Kapitalismus zu erkennen. Er hat die *ökonomisch bedingten Klassengegensätze der bürgerlichen Gesellschaft* aufgezeigt und formuliert und damit die eigentliche Wurzel der geschichtlichen Entwicklung erkannt.

Diese beiden zentralen Punkte in Ricardos System hat Marx in seiner ökonomischen Theorie, die eine revolutionäre Wende in der politischen Ökonomie bewirkte, aufgegriffen. Gerade diese Leistungen Ricardos haben die englische klassische Schule der politischen Ökonomie zu einer Quelle des Marxismus gemacht. Dagegen hat die bürgerliche Wissenschaft später beide Hauptthesen Ricardos verworfen. Sehr bald hat sie Ricardo wegen seiner ersten These übertriebene Abstraktion und [253] Scholastik und wegen der zweiten These Zynismus und Aufwiegelei zum Klassenhader vorgeworfen.

In der Tat war Ricardo jegliche Sentimentalität fremd. Seine politische Ökonomie war hart, weil die Welt, die er zu deuten versuchte, hart war. Deshalb hatten selbst Leute wie Sismondi unrecht, die Ricardo aus der Sicht des Humanismus und des Wohls des einzelnen kritisierten. Ebenso wie bei Smith erklärt sich auch bei Ricardo die Wissenschaftlichkeit der Anschauungen daraus, daß er die Klasseninteressen nur im Zusammenhang mit der Entwicklung der Produktion, dem Wachstum des nationalen Reichtums sah. Die Interessen der Industriebourgeoisie hat er nur so weit verteidigt, wie sie diesem obersten Prinzip entsprachen. Ricardo hat die Lage der Arbeiter in der Produktion als die lebender Werkzeuge dargestellt. Der Kapitalist wähle das, was ihm vorteilhafter erscheine: entweder Arbeiter anzuwerben oder neue Maschinen aufzustellen. Für Gefühle war hier absolut kein Platz. Marx schrieb darüber: „Es ist dies stoisch, objektiv, wissenschaftlich. Soweit es ohne *Sünde* gegen seine Wissenschaft geschehn kann, ist R[icardo] immer Philanthrop, wie er es auch in der *Praxis* war."[12]

Ricardo hat nie geglaubt, daß Philanthropie die Gesellschaft von ihren Übeln heilen könne. Doch er selbst war ein gutmütiger, freigebiger Mensch (was ihm übrigens bei seinem Reichtum nicht allzu

[11] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.2, Berlin 1967, S. 166.
[12] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.2, Berlin 1967, S. 112.

schwerfallen konnte). Maria Edgeworth berichtet, daß sie eine Schule in der Nähe von Gatcomb-Park besichtigt habe, wo für sein Geld und unter der Obhut von Mrs. Ricardo einhundertdreißig Kinder unterrichtet wurden. Er spendete Geld für Krankenhäuser und unterstützte viele ärmere Verwandte. Uns sind interessante Briefe erhalten geblieben, in denen von einem armen Mädchen, einem ehemaligen Dienstmädchen in Ricardos Haus die Rede ist, das ein junger Windbeutel nach London entführt und versucht hat zu verführen. Die Geschichte hat sich Anfang 1816 zugetragen, als Ricardo angestrengt an seinem Buch arbeitete. Durch das Einschreiten des guten Mister Ricardo, der weder Zeit noch Mühe gescheut und sogar riskiert hat, von dem leichtfertigen jungen Mann zum Duell herausgefordert zu werden, konnte das Mädchen dem Elternhaus zurückgegeben werden. Beinahe eine Weihnachtsgeschichte von Dickens.

[255]

Kapitel 12: Die Vollendung eines Systems: David Ricardo

[256]

Kopfzerbrechen um den Wert

Ricardo arbeitete hartnäckig. Er wollte eine klare Antwort auf die Frage nach der Natur des Wertes. Immer wieder hielt er seine Erkenntnisse für unbefriedigend, und so überprüfte, korrigierte er sie ständig. Jedesmal, wenn er glaubte, eine Schwierigkeit gemeistert zu haben, sah er sich neuen gegenüber. Die letzte Arbeit, die von der Krankheit und dem Tod Ricardos unterbrochen wurde, trug den Titel „Absoluter und relativer Wert". Unter absolutem Wert verstand er das, was bei Marx die Wertsubstanz, die in der Ware enthaltene Menge Arbeit ist. Der relative Wert ist bei ihm der Tauschwert, die Menge einer anderen Ware, die kraft der Naturgesetze gegen eine Einheit der betreffenden Ware getauscht wird. Der schwache Punkt besteht bei Ricardo darin, daß er zwar den absoluten Wert anerkennt, aber nicht versucht, in sein Wesen einzudringen, den Charakter der in diesem Wert verkörperten Arbeit selbst zu erforschen. Was ihn interessierte, war immer nur die quantitative Seite: wodurch die eigentliche Größe des Tauschwertes bestimmt wird und wie sie gemessen werden kann. Das erklärt auch sein Suchen nach dem „idealen Wertmaß", die Jagd nach einer Chimäre, einem Trugbild.

So manches Mal geriet Ricardo in Verzweiflung, weil er seine Werttheorie nicht ganz mit allen wirklichen Vorgängen in der Wirtschaft vereinbaren konnte. In einer solchen schwachen Minute schrieb er in einem Brief, daß es wohl schließlich besser wäre, das Wertproblem über Bord zu werfen und die Gesetze der Verteilung so zu untersuchen. Aber die Schwächemomente gingen vorüber, er kam wieder auf seine Hauptaufgabe zurück und suchte nach dem Ausweg aus den Sackgassen.

In vielen Fragen hat Ricardo dort begonnen, wo Smith aufgehört hatte. Er hat die beiden Seiten der Ware – den Gebrauchswert und den Tauschwert – noch deutlicher voneinander abgegrenzt. Bei allen Waren, ausgenommen die verschwindend kleine Anzahl der nicht reproduzierbaren Güter (wie die Gemälde alter Meister oder alte Weine aus berühmten Weinkellern), wird der Wert vom gesellschaftlichen Arbeitsaufwand für ihre Herstellung bestimmt.

Wir haben schon erfahren, daß Smith in seiner Arbeitswerttheorie nicht konsequent geblieben war. Er meinte, daß die Wertbestimmung durch die Arbeitszeit nur auf den „Urzustand der Gesellschaft" anwendbar wäre, in dem es weder Kapital noch Lohnarbeit gegeben hätte. In der Gesellschaft seiner Zeit aber werde der Wert von der Summe der Einkommen in Gestalt des Arbeitslohns, des Profits und der Rente, die aus der Produktion und Realisierung der Ware erzielt werden, bestimmt. Eine derartige Inkonsequenz war für die strenge Logik Ricardos nicht annehmbar. Smith' recht willkürliche Behandlung der Grundprinzipien paßte ihm nicht. Ein so fundamentales Gesetz wie das Wertgesetz kann sich einfach mit der Entwicklung der Gesellschaft nicht grundlegend verändern, sagte sich Ricardo. Die Wertbestimmung durch die Arbeitszeit ist ein absolutes, ein allgemeingültiges Gesetz.

[257] Man könnte dem noch hinzufügen: allgemeingültig in jeder Gesellschaft, in der die Produkte als Waren, für den Austausch und für den Verkauf gegen Geld produziert werden. Aber Ricardo hatte keine Vorstellungen von einer anderen Gesellschaft. Wenn er auch in der Geschichte gut bewandert war, so hat er sich doch über so etwas wie vielleicht die Produktionsbedingungen der Urgemeinschaft nie ernsthaft Gedanken gemacht. Eine mögliche Gesellschaft der Zukunft konnte er sich höchstens in Gestalt der „Parallelogramme des Mister Owen" vorstellen,[1] die er für reine Phantasieprodukte hielt, obgleich er Owen selbst sehr achtete. Gefühl für den Geschichtsverlauf hat er im Gegensatz zu Smith nicht gehabt und deshalb hat er auch zwischen der Gesellschaft freier Jäger, die ihre Beute untereinander tauschten, und dem System der Fabrikproduktion und Lohnarbeit, wie es zu seiner Zeit herrschte, keinen Unterschied gesehen. Kurz: Er kannte keine andere Gesellschaft als die kapitalistische, und die Gesetze dieser Gesellschaft waren für ihn allgemeingültige und ewige Naturgesetze. Dennoch war die These von der vollen Anwendbarkeit des Arbeitswertgesetzes auf die entwickelte kapitalistische Gesellschaft eine große wissenschaftliche Leistung Ricardos. Aus den Auffassungen

[1] Hier handelt es sich um die Arbeitersiedlungen (Kommunen), die Robert Owen vorschlug, in rechteckig angeordneten Figuren zu bauen. Näheres zu Owen vgl. Kap. 17.

von Smith und seiner Anhänger folgte auch, daß eine Erhöhung (oder überhaupt jede Veränderung) des in Geld gezahlten Arbeitslohns eine entsprechende Veränderung des Warenwertes und der Preise bewirken müsse. Ricardo wies diese Behauptung zurück und stellte fest, „daß es die verhältnismäßige Menge der durch Arbeit erzeugten Waren ist, welche ihren gegenwärtigen oder früheren relativen Wert bestimmt, nicht aber die relativen Mengen an Waren, die dem Arbeiter im Austausch für seine Arbeit gegeben werden“.[2]

Steigt der Arbeitslohn ohne jede Veränderung der Arbeitsproduktivität, so verändert sich der Warenwert dadurch nicht. Und bei sonst gleichen Bedingungen hat es auch auf den Preis, der nur den in Gold ausgedrückten Wert darstellt, keinen Einfluß. Was sich verändert, ist das Größenverhältnis von Arbeitslohn und Kapitalprofit im Wert. Unter den Verhältnissen der freien Konkurrenz kann kein Kapitalist höhere Arbeitslöhne durch höhere Preise für seine Waren ausgleichen.

Diese Erkenntnis nimmt in Ricardos Auffassungen von der Zukunft des Kapitalismus und in seinem politischen Programm einen wichtigen Platz ein. Wir erinnern uns, daß Ricardo der Ansicht war, die Preise für landwirtschaftliche Produkte zeigten eine chronisch steigende Tendenz. Das müßte dann ein Ansteigen der in Geld gezahlten Arbeitslöhne bewirken; denn anderenfalls würden die Arbeiter [258] zugrunde gehen, weil sie ja stets nur das Subsistenzminimum erhielten. Aber die Profite der Kapitalisten würden sich entsprechend verringern, weil sie die Preise für die Fabrikwaren nicht erhöhen könnten. Teures Getreide gereichte dem Fabrikherren zum Nachteil und würde ihm schließlich den Anreiz zur Akkumulation von Kapital nehmen. Und das wäre dann gewissermaßen der wirtschaftliche Weltuntergang.

Ricardo hat die Schwierigkeiten, die sich in der Praxis für die Anwendung der Arbeitswerttheorie zeigten, nicht weniger gespürt als Smith.

Die erste Schwierigkeit war, den Austausch zwischen dem Arbeiter und dem Kapitalisten zu erklären. Nur der Arbeiter schafft mit seiner Arbeit Wert, und die Menge dieser Arbeit bestimmt die Wertgröße. Und doch ist sein Lohn kleiner als dieser Wert. So zeigt sich hier doch ein Verstoß gegen das Wertgesetz. Würde dieses Gesetz gewahrt, so müßte der Arbeiter den vollen Wert des mit seiner Arbeit geschaffenen Produkts bekommen, aber dann gäbe es für den Kapitalisten keinen Profit. So ergab sich ein Widerspruch: Entweder entspricht die Theorie nicht der Wirklichkeit oder das Wertgesetz wird in einem entscheidenden Bereich des Austausches ständig verletzt.

Diesen scheinbaren Widerspruch hat später Marx aufgeklärt, indem er nachwies, daß der Arbeiter dem Kapitalisten nicht die Arbeit verkauft, die nur einen Prozeß, eine Tätigkeit, Verausgabung menschlicher Energie darstellt, sondern seine Arbeitskraft, das heißt sein Arbeitsvermögen. Wenn der Kapitalist sie kauft, so bezahlt er dem Arbeiter normalerweise den vollen Wert dieser Arbeitskraft, weil sich dieser Wert nie danach richtet, was durch die Arbeit geschaffen wird, sondern danach, was der Arbeiter für seinen Lebensunterhalt und den seiner Familie braucht. So entspricht der Austausch zwischen Kapital und Arbeit voll und ganz dem Wertgesetz, was keineswegs ausschließt, daß der Arbeiter vom Kapitalisten ausgebeutet wird, sondern die Ausbeutung erst wissenschaftlich erklärt.

Die zweite Schwierigkeit bestand darin, das Wertgesetz damit zu vereinbaren, daß der Profit der Kapitalisten in der Praxis nicht vom Wert der in ihren Fabriken produzierten Waren, sondern von der Größe des jeweils angelegten Kapitals bestimmt wird. Wenn der Wert nur durch die Arbeit geschaffen wird und die Waren ungefähr zu ihrem Wert ausgetauscht werden, dann ist doch die Lage, in der sich die einzelnen Produktionszweige befinden, völlig unterschiedlich. In den Zweigen und Fabriken, die viele Arbeitskräfte beschäftigen, aber wenig Maschinen, Material und Rohstoffe verwenden, müßte dann doch der Warenwert sehr hoch sein, sie mußten ihre Waren zu hohen Preisen verkaufen und folglich hohe Profite erwirtschaften. Das gleiche träfe auf die Zweige zu, wo das Kapital rasch umschlägt und Profit abwirft. Dagegen müßten in den Zweigen und Fabriken, wo viel Kapital in [259] Produktionsmitteln angelegt werden muß und das Kapital langsamer umschlägt, Warenwert, Preis und Profit niedriger sein.

[2] Ricardo, D., Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung, Berlin 1959, S. 15.

Aber das ist nicht möglich! Das widerspricht der kapitalistischen Wirklichkeit. Bekanntlich haben gleichgroße Kapitale die Tendenz, gleichgroße Profitraten zu liefern. Anderenfalls würde das Kapital aus den weniger profitablen Zweigen abwandern. Zeigt sich hier nun, daß das Arbeitswertgesetz mit dem in der kapitalistischen Praxis stets wirkenden Gesetz des Durchschnittsprofits unvereinbar ist?

Adam Smith war diesem Widerspruch dadurch ausgewichen, daß er von der Arbeitswerttheorie wieder Abstand nahm und den Wert aus den Einkommen zusammensetzte, denen er auch den Durchschnittsprofit zurechnete. Für Ricardo war diese Möglichkeit ausgeschlossen, weil er seine Konzeption konsequenter mit der Arbeitswerttheorie verbunden hatte. So versuchte er, die Tatsache des gleichen Profits für gleiches Kapital gewaltsam in seine Theorie hineinzuzwängen. Und damit der Rahmen seiner Theorie nicht auseinanderfiel, bemühte er sich mit viel Geschick und Beharrlichkeit, die ein besseres Anwendungsobjekt verdient hätten, die Bedeutung der Unterschiede in der Zusammensetzung und im Umschlag des Kapitals zu verniedlichen. Auf etwas naive Weise wollte er den Leser glauben machen, daß der Durchschnittsprofit vielleicht das Wertgesetz modifiziere, aber doch nur ganz geringfügig, und dieses Geringfügige könne man vernachlässigen.

Natürlich hat Ricardo hier versucht, Unbeweisbares zu beweisen. Wo Waren auf kapitalistische Weise produziert werden, wirkt auch das Wertgesetz (und darin hat Ricardo recht), aber es kann nicht so wirken wie in der einfachen Warenproduktion (und eben hier hat er einen Fehler gemacht). Der Wert verwandelt sich in den Produktionspreis, der auch den Durchschnittsprofit für das Kapital einschließt, und auf diese Weise gleichen sich die Unterschiede in der Zusammensetzung und im Umschlag des Kapitals aus. Dieser Vorgang vollzieht sich über den Mechanismus der Konkurrenz zwischen den Zweigen. Das ist jedoch keine Negation des Wertgesetzes, sondern seine Entwicklung. So lautet im großen und ganzen die Antwort, die Marx auf diese Frage gegeben hat.

Der Produktionspreis ist eine grundsätzlich andere Kategorie als der Wert. Er kann nur zufällig mit diesem zusammenfallen. Ricardo aber wollte beweisen, daß beide ein und dasselbe und die Abweichungen unerheblich wären. Diese Haltung wurde sehr bald zu einer Achillesferse für die Angriffe von Ricardos Widersachern. [260]

Wie der Kuchen geteilt wird oder Ricardos Mehrwertbegriff

Ricardo war in seiner Art des Vorgehens eigentlich Mathematiker. Bis zu den Zeiten, da sich Ökonomie und Mathematik die Hand reichen sollten, war es noch weit, und deshalb finden wir in seinen Werken auch keine Formeln und Gleichungen. Aber seine Denkweise und die Art der Darstellung erinnern an die Strenge mathematischer Beweisführung.[3] Ricardo verfügte über die außergewöhnliche Fähigkeit, aus einem komplizierten ökonomischen Komplex einfache Elemente und Grundsätze herauszulösen und sie, von allem, was ihm unwesentlich, nicht ausschlaggebend erschien, abstrahierend, logisch zu Ende zu führen. Die Strenge und Logik seiner Denkweise haben seine Zeitgenossen stark beeindruckt. Er war ein glänzender Polemiker, der seinen Gesprächspartner scheinbar von allem überzeugen konnte.

Allerdings hatte seine mathematische Betrachtungsweise auch einen Mangel. Ricardo sah in der Verteilung wie im Wert vor allem die quantitative Seite. Ihn interessierten Anteile und Proportionen, weniger jedoch die Natur der Verteilung selbst und ihr Zusammenhang mit dem Aufbau und der Entwicklung der Gesellschaft.

Ricardo hat im wesentlichen Smith' Auffassungen vom Arbeitslohn, vom Profit und von der Rente als den Primäreinkommen der drei Hauptklassen der Gesellschaft weitergeführt. Die Bestimmung des Arbeitslohns mit dem Wert der Subsistenzmittel des Arbeiters und seiner Familie hat Ricardo von

[3] Schon der Franzose Cournot, der Pionier der Wirtschaftsmathematik, hat im Jahre 1838 auf diese Besonderheit im Vorgehen Ricardos, zugleich aber auch, nicht ganz unbegründet, auf die Schwäche von Ricardos „Mathematik" mit ihren aufgeblähten Zahlenbeispielen hingewiesen: ..Es gibt Gelehrte, wie Smith und Say, die in ihren wirtschaftswissenschaftlichen Schriften die ganze Schönheit des rein sprachlichen Ausdrucks gepflegt haben, aber es gibt auch andere, wie Ricardo, welche die Algebra nicht vermeiden konnten, sei es, weil sie abstrakte Fragen berührten, sei es, weil sie eine größere Schärfe erreichen wollten, und welche sie nun durch langweilige arithmetische Rechnungen entstellt haben." (A. Cournot, Untersuchungen über die mathematischen Grundlagen der Theorie des Reichtums, S. XXI–XXII)

seinen Vorgängern übernommen. Er glaubte aber, diese Theorie verbessern zu können, wenn er sie mit der Bevölkerungstheorie von Malthus verbände. So hat er deren Grundprinzipien übernommen, was jedoch so ziemlich der einzige Punkt bleiben sollte, in dem er mit Malthus übereinstimmte. Ausgehend von dieser Theorie glaubte Ricardo, daß der Arbeitslohn nicht wegen der spezifischen Gesetze des Kapitalismus, sondern wegen eines allgemeinen Naturgesetzes auf dem Subsistenzminimum verharren mußte: Sobald der Durchschnittslohn das Subsistenzminimum nur etwas überschritte, würden die Arbeiter mehr Kinder zeugen und aufziehen, die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt nähme zu und der Lohn ginge wieder zurück.

Die Anschauungen von Malthus und Ricardo wurden zur Grundlage des sogenannten „ehernen Lohngesetzes“, das später Ferdinand Las-[261]salle und andere kleinbürgerliche Sozialisten aufgestellt haben. Dieses „Gesetz“ gipfelt in dem Gedanken, daß der Kampf der Arbeiterklasse für ihre ökonomischen Interessen sinnlos sei, weil der Arbeitslohn schicksalhaft an das Subsistenzminimum gebunden sei. Im Westen hat man Marx oft vorgeworfen (und tut es auch heute noch), daß er Anhänger des „ehernen Lohngesetzes“ gewesen sei. In Wirklichkeit aber sind derartige Vorstellungen dem Marxismus fremd.

Ricardos Theorie war weitgehend statischer Natur. Er würdigte, rühmte das Wachstum der Arbeitsproduktivität, sah aber nicht, daß sich mit diesem Prozeß auch die Arbeiterklasse veränderte. So wandeln sich besonders zwei Faktoren: 1. erweitert sich der normale, gesellschaftlich notwendige Bereich der Bedürfnisse des Arbeiters, 2. nimmt die Organisiertheit und Geschlossenheit der Arbeiterklasse, ihre Fähigkeit, für die Erhöhung ihres Lebensstandards zu kämpfen, zu, und mit dem Wachsen ihres Bewußtseins verstärkt sich der Klassenkampf. Die Verteilung des Nationaleinkommens in der Gesellschaft stellte sich Ricardo wie die Teilung eines Kuchens vor, dessen Größe im allgemeinen gleich bleibt. Die Arbeiter erhalten ihren weniger als bescheidenen Anteil davon. Alles übrige komme den Kapitalisten zu, die jedoch noch mit den Grundeigentümern teilen müssen, deren Anteil ständig wachse.

Der Gedanke, daß die Grundrente (sowie der Leihzins, den die Fabrikherren dem Geldkapitalisten zahlen) nur einen Abzug vom Profit darstellt, hat große Bedeutung. Damit wurde der Profit als primäre Form, als Grundform des Einkommens, dessen Basis das Kapital darstellt, das heißt im Grunde als Mehrwert interpretiert. Die Identifizierung von Profit und Mehrwert bei Ricardo war natürlich mit der Identifizierung von Produktionspreis und Wert verbunden. Seiner Verteilungstheorie hafteten die gleichen Vorzüge und Mängel an wie seiner Werttheorie.

Der Wert der einzelnen Ware und aller Waren, die das Nationaleinkommen bilden, wird objektiv vom Arbeitsaufwand bestimmt. Dieser Wert zerfällt in Arbeitslohn und Profit (einschließlich Grundrente). Hieraus folgte bei Ricardo der prinzipielle Gegensatz der Klasseninteressen des Proletariats und der Bourgeoisie. Immer wieder hat er geschrieben, daß sich Arbeitslohn und Profit nur in entgegengesetzter Richtung verändern können: Wenn der Arbeitslohn steigt, so sinkt der Profit, und umgekehrt. Deshalb hat auch der amerikanische Ökonom Carey, ein leidenschaftlicher Apologet des Kapitalismus, Ricardos Theorie ein System des Klassenhaders und der Zwietracht genannt. Aber wieder interessierten Ricardo nur die Proportionen, die quantitative Seite der Angelegenheit. Die Natur, die Genesis und die Perspektiven jener Verhältnisse, welche den Gegensatz zwischen Lohn und Profit hervorbringen, haben ihn nicht beschäftigt. Deshalb konnte er auch das „Geheimnis des Mehrwertes“ nicht lüften, obgleich er ihm [262] sehr nahe kam, als er begriff, daß der Kapitalist einen Teil des Wertes einsteckt, den der Arbeiter schafft.

Die Analyse der Natur und der Größe der Grundrente gehört zu den glänzendsten wissenschaftlichen Leistungen Ricardos. Zum Unterschied von seinen Vorgängern baut bei ihm die Rententheorie fest auf der Arbeitswerttheorie auf. Er erklärte, daß nicht irgendeine großzügige Geste der Natur die Quelle der Grundrente sei, sondern die in den Boden investierte Arbeit. Und da das Aufkommen an Boden begrenzt sei, müssen nicht nur die besten Böden, sondern auch die Landstücke mittlerer und schlechter Qualität bearbeitet werden. Der Wert der landwirtschaftlichen Produkte werde vom Arbeitsaufwand auf den schlechtesten Landstücken bestimmt, während die besten und mittleren Böden einen höheren Profit abwerfen. Da aber der Profit auf den Durchschnittswert kommen müsse, seien die kapitalistischen Pächter gezwungen, diesen Überschuß als Rente an die Grundeigentümer abzugeben.

Ricardo meinte, daß die schlechtesten Böden keine Grundrente abwerfen. Marx hat jedoch nachgewiesen, daß das nicht richtig ist: Unter den Verhältnissen des Privateigentums an Grund und Boden verpachtet der Grundeigentümer auch das allerschlechteste Landstück nicht unentgeltlich. Ricardos Grundrente nannte Marx *Differentialrente* (das heißt Rente, die aus den natürlichen Unterschieden in der Bodenqualität hervorgeht) und jener anderen Rente, die Ricardo nicht bemerkt hat, gab er die Bezeichnung *absolute Rente*.

Quo vadis, Kapitalismus?

Die Tragik, die Ricardo in der kapitalistischen Ordnung gesehen hat, und sein Pessimismus gegenüber der Zukunft dieser Ordnung hatte tiefe Ursachen und widerspiegelte die wirklichen Tendenzen der Entwicklung des Kapitalismus. Zwar fraßen die müßigen Grundeigentümer England nicht auf. Die „Unterakkumulations"-Krankheit, die Ricardo dem englischen Kapitalismus voraussagte, nahm nicht gar so schreckliche Ausmaße an. Und die Arbeiterklasse fügte sich nicht passiv in das ihr von Malthus und Ricardo zugewiesene finstere Schicksal. Die Tragik der kapitalistischen Ordnung war etwas anderer Art als sie Ricardo gesehen hat.

Und doch hat der große Denker viele Merkmale des Kapitalismus im richtigen Licht gesehen. Er hatte völlig recht, als er meinte, der Kapitalismus habe die Tendenz, das Proletariat zum ständigen Anhängsel der Produktion zu machen und den Arbeitslohn auf das Subsistenzminimum zu drücken. Auch mit seiner Besorgnis, daß der Großgrundbesitz einen verderblichen Einfluß auf den wirtschaftlichen Fortschritt ausübt, hatte er recht. Wenn es vielleicht weniger auf England zutraf, so hat doch die Praxis vieler anderer Länder bewiesen, daß diese Sorgen nicht unbegründet waren. [263]

Ricardos Pessimismus wurde jedoch durch mindestens zwei Überlegungen gemildert. Erstens meinte er, daß die Handelsfreiheit, besonders die freie Getreideeinfuhr, die Lage wesentlich ändern könne und müsse, weil sie das Ansteigen der Grundrente und den Fall des Profits zum Stehen bringe. Zweitens hat Ricardo das Prinzip, daß eine allgemeine Überproduktion und Wirtschaftskrisen unmöglich seien, das später unter der Bezeichnung „Saysches Gesetz" bekannt wurde, unwidersprochen übernommen. Und so glaubte er, daß dem Kapitalismus mindestens von dieser Seite keine Gefahr drohe.

Der Bedarf der Gesellschaft an Waren und Leistungen sei unbegrenzt, meinte Ricardo. Wohl sei das Fassungsvermögen des menschlichen Magens begrenzt, aber das Verlangen nach „Annehmlichkeiten und Verschönerungen" sei „ohne Ende und bestimmte Grenze". Hat Ricardo hier nicht Bedürfnis und Bedarf miteinander verwechselt? Nein, so naiv war er nicht, und er hatte begriffen, daß ein Bedürfnis kaum wirtschaftliche Bedeutung hatte, wenn nicht das nötige Geld dahinterstand. Aber ebenso wie Say glaubte auch Ricardo, daß die Produktion die Einkommen und damit automatisch auch den Bedarf an Waren und Leistungen hervorbringe und daß dieser Bedarf stets die Realisierung aller Waren und Leistungen gewährleiste.

Die kapitalistische Wirtschaft war für ihn ein ideal konstruierter Mechanismus, von dem jede Absatzschwierigkeit einfach und schnell gelöst werde: Die Produzenten der Ware, von der zuviel hergestellt wird, erhalten sofort das entsprechende Signal vom Markt und stellen sich auf eine andere Ware um. Die These, daß eine allgemeine Überproduktion unmöglich sei, drückte Ricardo so aus: „Produkte werden immer von Produkten oder von Diensten gekauft. Geld ist lediglich der Vermittler, durch den der Tausch bewerkstelligt wird. Es kann zuviel von einer Ware produziert werden, von der dann ein solches Überangebot auf dem Markt vorhanden sein mag, daß das aufgewendete Kapital nicht zurückerstattet wird. Das kann jedoch nicht in bezug auf alle Waren der Fall sein."[4]

Aber noch war die Tinte nicht ganz trocken, mit der diese Zeilen geschrieben worden waren, als die Praxis sie schon sehr deutlich widerlegte: 1825 brach in England die erste allgemeine Überproduktionskrise aus. Möglicherweise hätte Ricardo bei seiner wissenschaftlichen Unvoreingenommenheit und selbstkritischen Haltung seine Auffassungen danach korrigiert. Aber er weilte schon nicht mehr unter den Lebenden.

[4] Ricardo, D., a.a.O., S. 282.

In Ricardos Werken hat also das System der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie (die klassische Schule) seine Vollendung erfahren. Wir wollen jetzt versuchen, seine Hauptmerkmale darzulegen. 1. Kennzeichnend für die klassische Schule war das Bemühen, mit der [264] Methode der wissenschaftlichen Abstraktion den ökonomischen Erscheinungen und Prozessen auf den Grund zu gehen. Sie hat diese Prozesse mit großer Objektivität und Unvoreingenommenheit analysiert. Das war deshalb möglich, weil die Industriebourgeoisie, deren Interessen die klassische Schule schließlich ausdrückte, zu jener Zeit noch eine progressive Kraft und der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat noch nicht zum Hauptfaktor geworden war.

2. Der klassischen Schule lag die Arbeitswerttheorie zugrunde, auf ihr stand das ganze Gebäude der politischen Ökonomie. Doch war die klassische Schule mit der Form der Arbeitswerttheorie, wie sie die klassischen Ökonomen entwickelt hatten, nicht in der Lage, die Gesetze des Kapitalismus zu erklären. Die Ursache liegt vor allem darin, daß die klassische Schule den Kapitalismus als einzig mögliche, ewige und naturgegebene Gesellschaftsordnung betrachtete.

3. Die klassische Schule untersuchte die Probleme der Produktion und Verteilung in der Gesellschaft vom Gesichtspunkt der Lage der Hauptklassen. Dadurch konnte sie zu dem Schluß kommen, daß die Quelle des Einkommens der Kapitalisten und der Grundeigentümer die Ausbeutung der Arbeiterklasse ist. Doch die Natur des Mehrwertes konnte sie nicht erklären, weil sie keine klare Vorstellung von der Spezifik der Arbeitskraft als Ware hatte.

4. Die Vorstellung der klassischen Schule von der Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals beruhte auf dem Prinzip des natürlichen Gleichgewichts im wirtschaftlichen System. Damit verbunden war die Überzeugung von der Existenz objektiver und blindwirkender ökonomischer Gesetze, die vom Willen der Menschen unabhängig sind. Aber die Konzeption von der Selbstregulierung der kapitalistischen Wirtschaft verschleierte zugleich deren Widersprüche. Besonders wesentlich war, daß die bürgerlichen Klassiker die Möglichkeit einer allgemeinen Überproduktion und von Krisen leugneten.

5. Die klassische Schule der bürgerlichen politischen Ökonomie setzte sich für eine maximale Begrenzung der staatlichen Einmischung in die Wirtschaft (laissez faire) und für Handelsfreiheit ein. In ihr verband sich der wirtschaftliche Liberalismus weitgehend mit Liberalismus in der Politik, mit der Verkündung der bürgerlichen Demokratie.

Das Parlamentsmitglied

Ricardos „Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung“ sind keineswegs ein Bestseller gewesen. Das Buch war für Ökonomen und nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt. Und Ökonomen hat es zu jener Zeit nur verschwindend wenig gegeben. Sismondi berichtet, Ricardo habe selbst einmal gesagt, daß in ganz England höchstens fünfundzwanzig Menschen sein Buch verstanden hätten.

[265] Aber ein Jahr nach dessen Erscheinen veröffentlichte MacCulloch eine in höchstem Lob gehaltene Rezension, in der er sich bemühte, Ricardos Ideen in mehr populärer Form darzulegen, wobei er sich besonders auf Ricardos Äußerungen zu aktuellen Fragen der Wirtschaftspolitik stützte. Bald darauf lieferte Torrens eine weitere Rezension, in der er zum ersten Mal Ricardos Arbeitswerttheorie angriff. Zusammen mit den Bemühungen Mills und anderer zog dies das Interesse der Öffentlichkeit auf das Buch Ricardos, dessen Name ihr recht gut bekannt war. Malthus hatte schon seine eigenen „Grundsätze der politischen Ökonomie“ geschrieben, in denen er sich mit Ricardo zu Grundfragen der Theorie und Politik auseinandersetzte. Ricardo konnte annehmen, daß er einen Erfolg erzielt hatte, jedenfalls in dem Sinne, den er dem Wort Erfolg beimaß.

Im gleichen Jahr (1819), in dem die zweite Auflage erschien, zog sich Ricardo endgültig vom Business zurück und verzichtete auf eine Mitgliedschaft an der Börse. Sein Vermögen war zu dieser Zeit in Ländereien, Immobilien und sicheren, nichtspekulativen Papieren angelegt. Ricardos Kinder wurden wie die Nachkommen eines wohlhabenden Grundeigentümers, eines englischen Gentleman erzogen. (Die Familie Ricardos, das heißt seine Witwe und die Kinder, haben später Moses Ricardo,

der ihm von seinen Brüdern am nächsten gestanden hatte, nicht erlaubt, eine Biographie des großen Ökonomen zu veröffentlichen: Sie wollten nicht unnötig auf seine jüdische Abstammung und seine Börsenkarriere aufmerksam machen.)

Mitglied des Parlaments zu sein, war für einen Menschen mit Ricardos Stellung und Neigungen ganz natürlich. Freunde hatten ihm geraten, Parlamentarier zu werden. Für Ricardo gab es nur einen Weg, um in das Unterhaus zu kommen. Er mußte einem verarmten Landlord, dem Inhaber eines der vielen „faulen Plätze" den Parlamentssitz abkaufen. Und so geschah es auch. Er wurde Abgeordneter irgendeines irischen Krähwinkels, ein Abgeordneter, der seine Wähler noch nie gesehen hatte, was für die damalige Zeit durchaus normal war. Ricardo war gezwungen, diesen Weg zu gehen, doch als er seinen Parlamentssitz eingenommen hatte, wurde er zu einem der eifrigsten Verfechter einer Reform, die derartige Wege verschließen sollte und ihm selbst den „gekauften" Sitz wieder hätte nehmen müssen. Die Parlamentsreform, die das System der „faulen Plätze" und damit das Monopol der Gutsbesitzer im Unterhaus schwächte, wurde erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts vollzogen. Ricardo hat sie nicht mehr erlebt.

Nur vier Jahre ist Ricardo Mitglied des Parlaments gewesen, aber er hat dort eine recht bedeutende Rolle gespielt. Formell hat er weder der regierenden Tory-Partei noch der Whigsopposition angehört. Die letztere stand ihm näher, und in den linksgerichteten und radikalen Gruppen der Opposition erfreute er sich großer Autorität. Aber im [266] Unterhaus nahm er eine unabhängige Haltung ein und er hat oft auch gegen die Führung der Whigs gestimmt. Ricardos Parlamentsreden füllen selbst in den kurzen protokollarischen Niederschriften einen ganzen Band seiner Gesammelten Werke. Fachleute haben gezählt, daß er 126mal das Wort ergriffen hat, wobei die zahlreichen Auftritte in den verschiedenen Ausschüssen des Unterhauses, in denen er eifrig mitgearbeitet hat, nicht mitgezählt sind. Natürlich nehmen ökonomische Probleme in Ricardos Aktivität im Parlament einen hervorragenden Platz ein. Hier setzte er seinen Kampf gegen die Korngesetze, für Handelsfreiheit, für die Verringerung der Staatsschuld, für die Verbesserung des Bankwesens und der Geldzirkulation fort. Aber unter seinen Vorträgen finden wir auch Reden für die Pressefreiheit und gegen Beschränkungen der Versammlungsfreiheit. Ebenso wie Adam Smith war auch Ricardo in der Politik ein Vertreter der größtmöglichen bürgerlichen Demokratie.

Ricardo hatte eine etwas scharfe, hohe Stimme mit ungewöhnlich präziser Diktion. Die einen empfanden seine Stimme angenehm, andere wieder unangenehm. Aber alle Zeugen sind darin einig, daß das ganze Unterhaus gespannt zuhörte, wenn Ricardo sprach. Ricardo war kein glänzender Redner im herkömmlichen Sinne. Aber das Bemühen, in das soziale Wesen der Erscheinungen und Probleme einzudringen, die strenge Logik und Sachlichkeit, die seine Schriften auszeichnen, sind auch für seine Parlamentsreden typisch.

Zu den Zeiten der Parlamentsdebatten beanspruchte das Unterhaus fast seine ganze Zeit. In diesen Monaten wohnte er in London. Vom frühen Morgen an las er Dokumente, schrieb Briefe und Redekonzepte, empfing Besucher und fuhr hin und wieder nach Westminster , um an den Sitzungen der Ausschüsse teilzunehmen. In der zweiten Hälfte des Tages trat das Unterhaus zusammen, und Ricardo gehörte zu seinen akkuratesten Mitgliedern. Fast alle seine Arbeiten aus den Jahren 1819–1823 hängen mit seiner Tätigkeit im Parlament zusammen. Die wichtigsten sind den Korngesetzen und der Staatsschuld gewidmet.

Mit der Wissenschaft konnte er sich nur noch in den Sommermonaten auf seinem Sitz Gatcomb-Park befassen, der ihm immer besser gefiel. Dort schrieb er seine Einwände zum Buch von Malthus, dort bereitete er die dritte Auflage seiner „Grundsätze" vor und dort dachte er weiterhin angestrengt über die Probleme des Wertes, der Grundrente und der Auswirkungen der Anwendung von Maschinen nach. Auch der intensive Briefwechsel mit Malthus, Mill, MacCulloch und Say ging weiter. In diesen Jahren stand Ricardo im Mittelpunkt der ganzen ökonomischen Wissenschaft Europas. Die regelmäßigen Zusammenkünfte von Ökonomen in seinem Haus führten 1821 zur Gründung des Londoner Klubs für politische Ökonomie, dessen allgemein anerkanntes Oberhaupt Ricardo war. Und diese Funktion übte er mit viel Taktgefühl und Bescheidenheit aus. [267]

Ricardo im Privatleben

Der Tod erreichte Ricardo ganz unerwartet, inmitten seiner Arbeit. Er starb im September 1823 an einer Gehirnhautentzündung in Gatcomb-Park. Er ist nur einundfünfzig Jahre alt geworden.

Was wissen wir über das Leben Ricardos?

Sein Äußeres wird so beschrieben: Er war von untersetzter Gestalt, schmal, aber doch recht kräftig und sehr beweglich; ein sympathisches Gesicht, das Intelligenz, Gutmütigkeit und Offenheit ahnen ließ. Er hatte dunkle und sehr ausdrucksvolle Augen, und seine Manieren waren einfach und zuvorkommend. Nach allem, was wir wissen, war Ricardo ein sympathischer und umgänglicher Mensch. Streit mit Freunden war seinem Wesen fremd, obgleich er in Fragen der Wissenschaft und Politik häufig Meinungsverschiedenheiten mit ihnen hatte. Die Haltung zu seinen Schülern hatte wenig mit dem gemein, wie sich Quesnay zu den Mitgliedern der „Sekte“ verhalten hatte. Er hat sich nie als Lehrer gefühlt und sich auch nie so verhalten.

Ricardo war ein vorbildliches Familienoberhaupt. Nicht nur seine Kinder, sondern auch die jüngeren Brüder und Schwestern, ja sogar die Verwandten seiner Frau sahen zu ihm, dem älteren, weisen und gerechten Mann, auf (etwas hat hier übrigens auch seine Wohlhabenheit mitgespielt). In den letzten Lebensjahren hat er sich viel der Erziehung seiner Kinder gewidmet, den ältesten Sohn und die Töchter verheiratet und die kleineren Familienzwiste geschlichtet. Wenn in seinem gastlichen Haus in Gatcomb-Park die Kinder mit den Enkeln und andere Verwandte zu Besuch weilten, dann fühlte er sich trotz seines noch gar nicht so vorgerückten Alters wie ein biblischer Patriarch. Das große Haus war stets nicht nur von Verwandten, sondern auch von den verschiedensten anderen Gästen gefüllt. Hier weilten Bekannte aus London mit ihren Bekannten, die Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, die Freunde und Freundinnen der Kinder.

Ricardo war ein sehr gebildeter Mensch. Und doch hat er mit seinen Kenntnissen und Interessen nie das enzyklopädische Wissen Adam Smith’ erreicht. Kunst, schöne Literatur und selbst Geschichte interessierten ihn weniger. Aber das als Mangel zu sehen, wäre kaum gerechtfertigt. Seine historische Mission in der Wissenschaft hat ihn ganz in Anspruch genommen. Hätte er nach enzyklopädischem Wissen getrachtet, dann wäre das, was er in so kurzer Zeit in der politischen Ökonomie geleistet hat, wohl kaum zustande gekommen.

Wie David Ricardo seine Umwelt in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit aufgenommen hat, läßt sich am besten aus seinem „Journal“ erkennen, das er während seiner Auslandsreise im Jahre 1822 geführt hat und dessen Berichte in Form von Briefen an seine Angehörigen abgefaßt sind. Es ist die einzige Serie von Briefen, in der die politische Ökonomie nicht Hauptthema ist. Und dieses „Journal“ vermittelt uns das Bild eines Menschen mit den Auffassungen und Ansichten eines durchschnittlichen englischen Gentleman von der Art, wie sie nach Beendi-[268]gung der langjährigen Kriege so zahlreich den Kontinent besuchten. Im „Journal“ finden wir eine Fülle von Alltagsbegebenheiten, gutmütigen Humor und eine gewisse Beobachtungsgabe. Mehr aber nicht. Gewissenhaft besichtigt Ricardo Kathedralen, Museen und Schlösser, aber nur mit dem Blick des Touristen, der ein Pflichtprogramm bewältigt. Alles, was er sieht, ruft in ihm weder stärkere ästhetische Empfindungen, noch Assoziationen mit der Geschichte oder Kultur hervor, noch bewegt es ihn zu tieferem Nachdenken. Auch aus der Sicht des Ökonomen hätten die Beobachtungen reicher und interessanter sein können.

Natürlich ist das ein privates Dokument, das nie zur Veröffentlichung bestimmt war und dessen Verfasser nichts weiter beabsichtigt hat als seine Kinder, Eltern und Schwestern gewissenhaft zu informieren. Das ist verständlich. Aber in einem Dokument, das fast zweihundert Seiten umfaßt, läßt sich die Persönlichkeit des Verfassers auch dann erkennen, wenn man davon absieht, worüber und für wen er es geschrieben hat.

Ricardo und Marx

Im Jahre 1871 veröffentlichte der russische Gelehrte N. I. Sieber seine meisterhafte Dissertation unter dem Titel „D. Ricardos Theorie des Werts und des Kapitals mit den jüngsten Ergänzungen und

Erläuterungen“, die er an der Universität Kiew verteidigt hatte. Diese Arbeit war eigentlich die erste ernst zu nehmende und spürbare Reaktion in Rußland auf den vier Jahre vorher erschienenen ersten Band des „Kapital“.

Marx kannte diese Arbeit sehr gut. Im Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapital“ schrieb er im Jahre 1873: „Bereits 1871 hatte Herr N. Sieber ..., Professor der politischen Ökonomie an der Universität zu Kiew, in seiner Schrift: ... D. Ricardos Theorie des Werts und des Kapitals etc. ... meine Theorie des Werts, des Geldes und des Kapitals in ihren Grundzügen als notwendige Fortbildung der Smith-Ricardoschen Lehre nachgewiesen.“[5]

Sieber hat jenen entscheidenden Zug der Marxschen Lehre erfaßt und auf geniale Weise erläutert, daß sie auf der gründlichsten und fortgeschrittensten ökonomischen Theorie, die bis dahin geschaffen worden war, entstanden ist. In der zweiten Auflage seines Buches, die 1885 erschien, hat Sieber sogar im Titel den Namen Ricardo mit dem Namen Marx’ verbunden: „David Ricardo und Karl Marx in ihren sozialökonomischen Untersuchungen“. Da aber Sieber die revolutionäre Dialektik von Marx nicht begriffen und übernommen hatte, sah er die Kehrseite der Medaille nicht, nämlich das, was Marx von Smith und Ricardo grundsätzlich trennt, die wirkliche Wende, die Marx in der Wissenschaft vollzogen hat.

[269] Marx’ Kritik an der Theorie Ricardos stellt selbst ein bewundernswertes Musterbeispiel für Gewissenhaftigkeit und Konstruktivität dar. Ricardo ist ungefähr ein Drittel des umfangreichen Textes der „Theorien über den Mehrwert“ gewidmet. Marx bedient sich in seiner Kritik häufig folgender Methode: Er zeigt auf, wie Ricardo hätte vorgehen müssen, wenn dieser seine eigenen richtigen Prämissen konsequent weitergeführt hätte. Marx erhellt die objektiven, historisch bedingten Grenzen der klassischen Schule. Ricardo war ein Genie, aber kein Genie kann die Grenzen überspringen, die seine Zeit und die Klasse, der es angehört, setzen. Und Marx kritisiert Ricardo nicht deshalb, weil dieser ein bürgerlicher Ökonom gewesen ist, sondern weil Ricardo in seiner wissenschaftlichen Konzeption, die nichts anderes sein konnte als bürgerlich, nicht konsequent geblieben ist.

Was aber hat Marx auf der Grundlage der Smith-Ricardoschen Lehre geschaffen?

Marx hat die Arbeitswerttheorie zu einem tiefgründigen und logisch geschlossenen System gemacht, auf das er das ganze Gebäude einer grundsätzlich neuen politischen Ökonomie stellte. Er befreite die Arbeitswerttheorie von den Widersprüchen und Sackgassen, die Ricardo so viel Kopfzerbrechen bereitet hatten. Von entscheidender Bedeutung war dabei die Analyse des Doppelcharakters der in der Ware enthaltenen Arbeit, nämlich der konkreten und abstrakten Arbeit. Ausgehend von der Arbeitswerttheorie hat Marx auch eine Geldtheorie geschaffen, welche die Erscheinungen der Metall- und Papiergeldzirkulation erklärt.

Da Marx den Warencharakter der Arbeitskraft erkannte und die historischen Bedingungen des Kaufs und Verkaufs der Arbeitskraft klarstellte, konnte er seine Mehrwerttheorie schaffen und in voller Übereinstimmung mit der Arbeitswerttheorie aufbauen. Zum ersten Mal wurde wissenschaftlich erklärt, wie mit dem „gerechten“, äquivalenten Austausch zwischen Kapital und Arbeit in Wirklichkeit die Arbeiterklasse ausgebeutet wird.

Der Mehrwert wird bei Marx zu der allgemeinen Form, in der sich das Kapital die unbezahlte Arbeit und ihr Produkt aneignet. Damit wurden die Keime dieser Idee, die sich bei Ricardo finden, umfassend weiterentwickelt und zu einem einheitlichen System gemacht. In diesem System fanden die konkreten Formen des nicht erarbeiteten Einkommens, nämlich Profit, Grundrente und Leihzins, ihren Platz. Der Klassencharakter des Verteilungsproblems wurde mit aller Wucht und Klarheit offenbar.

Wie bereits erwähnt, hat Marx mit seiner Theorie vom Durchschnittsprofit und Produktionspreis den „verhängnisvollen“ Widerspruch bei Ricardo gelöst. Aber nicht nur das. Er hat damit einen Schluß von gewaltiger Bedeutung gezogen: Obgleich jeder Kapitalist unmittelbar nur „seine“ Arbeiter ausbeutet, werfen doch alle Kapitalisten [270] gewissermaßen den erbeuteten Mehrwert in einen

[5] Marx, K., Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapitals“, in Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 22

gemeinsamen Topf, teilen ihn dem Kapital entsprechend unter sich auf, und steht, ökonomisch betrachtet, die gesamte Kapitalistenklasse als einheitliches Ganzes der Arbeiterklasse gegenüber.

Unter Verwendung der Wissenschaftlichen Elemente, die sich in Ricardos Rentenlehre finden, hat Marx eine tiefgreifende Konzeption geschaffen, die die Grundrente als Einkommensform der Grundeigentümer und die Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des Kapitalismus in der Landwirtschaft erklärt.

Marx widerlegte die Auffassungen von Ricardo und Say von der Unmöglichkeit einer allgemeinen Überproduktion und von Krisen. Er hat zum ersten Mal die Grundlagen einer Reproduktionstheorie ausgearbeitet und nachgewiesen, daß in der kapitalistischen Wirtschaft periodische Krisen unvermeidlich sind.

Der soziale Pessimismus Ricardos, den er teilweise von Malthus übernommen hatte, wich dem Marxschen allgemeinen Gesetz der kapitalistischen Akkumulation, das logisch aus seiner ganzen Lehre hervorgeht. Marx hat sowohl die damals noch vorhandenen Möglichkeiten des Fortschritts im Kapitalismus als auch die Unvermeidlichkeit des revolutionären Sturzes und der Ablösung des Kapitalismus durch den Sozialismus nachgewiesen.

[271]

Kapitel 13: Was um Ricardo und danach war

[272] So, wie Quesnays Schüler ein halbes Jahrhundert früher vom Entstehen einer „neuen Wissenschaft“ gesprochen hatten, so war es üblich, in Ricardos letzten Lebensjahren und nach seinem Tod von der „neuen Wissenschaft der politischen Ökonomie“ zu sprechen.

In der Tat hat Ricardo in seinen Werken den Gegenstand der politischen Ökonomie (die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen in Verbindung mit der Produktion der materiellen Güter) umrissen und ihre Methode (die wissenschaftliche Abstraktion) ausgearbeitet. Es schien, als habe sie in gewissem Maße Züge angenommen, wie sie den exakten und Naturwissenschaften eigen sind. Ebenso wie die Geometrie beruhte sie jetzt auf einem System grundlegender Postulate und aus ihnen hervorgehender Theoreme. Aber zum Unterschied von der Geometrie ist die politische Ökonomie eine klassengebundene Wissenschaft. Welcher Art die subjektiven Absichten eines Wissenschaftlers auch sein mögen, stets dienen seine Ideen doch mehr oder weniger unmittelbar den Interessen einer bestimmten Klasse. Ricardo hatte sich mit seiner Lehre offen und mutig zum Bürgertum bekannt. Aber gerade diese Offenheit und Kühnheit begann der Bourgeoisie zu mißfallen, als sich der Klassenkampf in England zuspitzte: In den dreißiger und vierziger Jahren, in der Zeit des Chartismus, wurde der Klassenkampf zum Mittelpunkt des gesamten gesellschaftlichen und politischen Lebens.

Unter diesen neuen Verhältnissen begannen die Anhänger Ricardos, die bis zur Mitte des Jahrhunderts und selbst noch danach führend in Englands bürgerlicher politischer Ökonomie waren, von den offensten und radikalsten Seiten seiner Lehre abzugehen und diese Lehre den Interessen der Bourgeoisie anzupassen. Entweder beschränkten sie sich auf einfache Kommentare zu Ricardo oder sie korrigierten ihn im apologetischen Sinne.

Nachdem Marx die neue ökonomische Literatur Englands in der Bibliothek des britischen Museums eingehend studiert hatte, schrieb er 1851 an Engels: „Au fond[1] hat diese Wissenschaft seit A. Smith und D. Ricardo keine Fortschritte mehr gemacht, so viel auch in einzelnen Untersuchungen, oft supradelikaten, geschehn ist.“[2] Unser Interesse gilt dem zweiten Teil dieser Äußerung. Die zahlreichen speziellen ökonomischen Untersuchungen waren Ausdruck der raschen Entwicklung des Kapitalismus und der objektiven Notwendigkeit, die verschiedenen Seiten der Wirtschaft zu erforschen. Das Skelett der ökonomischen Wissenschaft wurde mit Fleisch umgeben. Große Fortschritte machte die Statistik, so entstand zum Beispiel die Indexmethode. Das Wachstum der einzelnen Industriezweige wurde be-[273]schrieben und analysiert. Man stellte konkrete Untersuchungen in der Agrarökonomik, zur Preisdynamik, zur Geldzirkulation und zum Bankwesen an. Eine reichhaltige Literatur über die Lage der Arbeiterklasse entstand. Gegen Mitte des Jahrhunderts hatte die politische Ökonomie bereits einen festen Platz in den Lehrprogrammen der Universitäten.

Das alles betraf die bürgerliche, die offizielle Wissenschaft. Aber zugleich machten in England in den zwanziger bis zu den vierziger Jahren Schriftsteller auf sich aufmerksam, die Marx als „Gegensatz gegen die Ökonomen“ bezeichnet hat. Sie hatten Ricardos Lehre jene Elemente entlehnt, die sich gegen die Bourgeoisie richten ließen.

Englands politische Ökonomie der zwanziger bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hat bei der Entwicklung der ökonomischen Lehre von Marx eine bedeutende Rolle gespielt. Ein wesentlicher Teil der „Theorien über den Mehrwert“ ist der kritischen Analyse der Anschauungen gewidmet, die die englischen Ökonomen jener Zeit vertreten haben.[3] Die Lehre von Marx wurde im Kampf mit den Vulgarisatoren der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie geschmiedet, unter denen die offenen Gegner Ricardos, vor allem Malthus, und die „Anhänger“ Ricardos, die seine Lehre im apologetischen Sinne bearbeitet hatten, besonders herausragten. Marx hat die Mehrwerttheorie nach scharfer und gründlicher Kritik der vulgären Elemente in der englischen bürgerlichen politischen Ökonomie geschaffen. Diese Kritik hat bei der Begründung der Arbeitswert- und Preistheorie, der Profittheorie und des allgemeines Gesetzes der kapitalistischen Akkumulation eine bedeutende Rolle gespielt.

[1] Im Grunde.
[2] Marx an Engels, 2. April 1851, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 27, Berlin 1963, S. 228.
[3] Vgl. Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.3, Berlin 1968.

Das neunzehnte Jahr hundert

Neunzehntes Jahrhundert, du stählerne,
Wahrlich grausame Zeit!
Was gilt noch der Mensch, den du sorglos
Zurückläßt in sternloser, finsterer Nacht?
In der Nacht abstrakter Begriffe,
Kleinlich materiellen Denkens,
Ohnmächtiger Flüche und Klagen,
Bleicher Visagen, kraftloser Leiber.
Die Pest weicht der Öde,
Dem Spleen und dem Wahnsinn.
Jahrhundert des fruchtlosen Zornes,
Gefühlloser Wirtschaftslehren,
Der Kongresse, Banken, Verbände,
Der gehobenen Reden und leeren Worte. [274]
Jahrhundert der Aktie, der Pacht und des Schuldscheins;
Klein ist das Häuflein der wahrhaften Geister.
Jahrhundert des Bürgerreichtums
(*des unsichtbar wachsenden Übels*!),
Dunkler Geschäfte im Zeichen
Von Gleichheit und Brüderlichkeit ...[4]

Hier hat der große russische Dichter Alexander Blok einige Scheußlichkeiten dieses Jahrhunderts geschildert, in dem die Bourgeoisie ihre Triumphe feierte. Der romantische Protest gegen diese Zustände war nichts Neues. Ein Zeitgenosse Ricardos war Byron, der über die englischen Krösusse schrieb:

Ihr Wohl und Weh', ihr Herz, ihr Schatz und Sinn,
Ihr Leben, Ziel und Beginn – Gewinn, Gewinn, Gewinn!

Nirgendwo anders hat sich das „Jahrhundert des bürgerlichen Wohlstands" mit solchem Zynismus und zugleich solcher Heuchelei offenbart wie in England: Ungeheuerliches Elend neben sagenhaftem Reichtum, Rechtlosigkeit im Schatten der Bill of Rights, schreiende Unwissenheit neben noch nie dagewesenem Fortschritt der Wissenschaften, das ist England in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Geld war zur einzigen und allgegenwärtigen Bande im gesellschaftlichen Leben der Menschen geworden. Der Wert eines Menschen richtete sich jetzt danach, ob und wieviel Kapital er sein eigen nannte. Der Kleinbauer, der noch vor hundert und selbst vor fünfzig Jahren mit mannigfachen Banden an das Land seiner Väter, an die heimatliche Scholle gebunden war und im Notfall mit der Hilfe der Gemeinde und manchmal auch mit dem Schutz des Landlords rechnen durfte, war jetzt an nichts mehr gebunden und konnte von niemandem mehr Beistand erwarten. Er war Proletarier geworden, dessen einziges Vermögen seine Arbeitskraft war und der nur noch durch den Verkauf dieser Arbeitskraft an den Kapitalisten existieren konnte.

Dem Proletarier erschien der Fabrikant als die seelenlose, erdrückende Macht des Kapitals, während der Fabrikant den Proletarier als lebende Maschine, als Werkzeug zum Profitmachen betrachtete. Ihre „zwischenmenschlichen Beziehungen" beschränkten sich auf die wöchentliche Lohnzahlung und bestenfalls auf Wohltätigkeitsgesten, deren widerliche Bigotterie damals fast als ein Wesensmerkmal der englischen Nation erscheinen mochte.

Die Kapitalisten forderten völlige Freiheit für die Ausbeutung der Arbeiter und sie erhielten sie auch. „Anarchie plus Polizei" hat Thomas [275] Carlyle, der in der ersten Zeit seines Wirkens ein leidenschaftlicher Kritiker der bürgerlichen Zustände gewesen war, dieses System genannt. Er hatte

[4] Blok, A., Sotschinenija w dwuch tomach, t. 1, Gosudarstwennoje isdatelstwo chudoshestwennoj literatury, Moskau 1955, S. 484 (russ.)

erkannt, daß der Staat den Kapitalisten die Freiheit einräumte, beliebig Geld zu machen und miteinander zu konkurrieren, und diese „Freiheit“ und das Privateigentum mit Polizeigewalt schützte.

Derselbe Carlyle hat die politische Ökonomie mit den bekannten Worten „dismal science“ (düstere Wissenschaft) gebrandmarkt. Was hat er damit gemeint? Erstens war Ricardos politische Ökonomie, wie wir bereits wissen, frei von jeglicher Sentimentalität. Sie machte aus der schweren Lage der Arbeiter kein Hehl, hielt sie aber für naturgegeben. Zweitens traf sie sich in dieser Hinsicht mit Malthus' Theorie und sah die Hauptursache des Elends in der ewigen Kluft zwischen der Bevölkerungszahl und den natürlichen Ressourcen, so daß sie die Zukunft im finstersten Licht sah.

Aber für die englischen Geldsäcke war die politische Ökonomie keineswegs eine düstere Wissenschaft. Sie glaubten, daß ihnen die von Smith und Ricardo begründete Wissenschaft helfen müsse, den Weg zu noch schnellerem Reichwerden zu finden. Die Popularität dieser so verstandenen politischen Ökonomie nahm schon humoristische Formen an. Maria Edgeworth berichtet, daß es in den zwanziger Jahren in der Londoner Damenwelt Mode geworden war, über politökonomische Themen zu sprechen. Reiche Ladies verlangten manchmal, daß Gouvernanten, die sich bei ihnen bewarben, ihre Kinder in dieser Wissenschaft unterrichten sollten. Eine Gouvernante, die geglaubt hatte, daß ihre Kenntnisse im Französischen, Italienischen, in der Musik, in der Malerei, im Tanz usw. vollauf genügten und von diesem Ansinnen völlig niedergeschmettert war, meinte zögernd: „Nein, Madam, ich kann nicht sagen, daß ich politische Ökonomie lehre, aber wenn Sie es für notwendig halten, will ich versuchen, sie zu erlernen.“ „O nein, meine Liebe“, erhielt sie zur Antwort, „wenn Sie das nicht lehren, sind Sie nicht geeignet.“

Der politischen Ökonomie fehlte noch die entsprechende philosophische Basis. Wenn etwas für die englische Geisteswelt jener Epoche charakteristisch gewesen ist, dann war es der starke und unmittelbare Einfluß, den die politische Ökonomie auf die Entwicklung der Philosophie ausübte. England unterschied sich darin von Deutschland, wo es eher umgekehrt war. Die englische Bourgeoisie brauchte eine Philosophie, welche die „Wissenschaft vom Reichwerden“ direkt stützte. Eine solche Philosophie war der Utilitarismus in der Ethik und der Positivismus in der Gnoseologie (Erkenntnistheorie).

Der geistige Vater des Utilitarismus war Jeremy Bentham (1748–1832). Benthams Utilitarismus (Nützlichkeitsphilosophie, vom lateinischen Wort utilitas) ist mit den Auffassungen von der Natur und dem Verhalten des Menschen verwandt, wie sie Helvétius und Smith [276] entwickelt hatten (vgl. Kapitel 9). Der Mensch sei seiner Natur nach Egoist. Das Wesen jeder Entscheidung, auch in der Ökonomie, bestehe darin, daß er in Gedanken das damit verbundene Plus und Minus (Freud und Leid, Vorteil und Nachteil) gegeneinander abwäge, um das Plus zu maximieren und das Minus zu minimieren. Den größten Erfolg erziele er, wenn er frei und vernünftig wähle. Aufgabe der Gesellschaft, des Staates, der Gesetzgeber sei es, möglichst günstige Bedingungen dafür zu schaffen. Die Gesellschaft sei nur die Summe der Individuen. Je größer der Nutzen, das Vergnügen, das Glück des einzelnen, um so größer das „allgemeine Glück“ in der Gesellschaft. Bentham stellte die vielberufene Losung auf: „Größtmögliches Glück für die meisten.“ Aus dieser Philosophie folgte das Prinzip des Individualismus, das sich die bürgerliche politische Ökonomie völlig zueigen machte: Im Konkurrenzkampf ist jeder sich selbst der Nächste. Der Kapitalist müsse die Möglichkeit haben, frei zu kaufen, und der Arbeiter müsse seine Arbeitskraft frei verkaufen können. Dabei wird unterstellt, daß sie diesen Handel so vollziehen, daß jeder größtmöglichen Nutzen davon habe.

Diese Idee vom „berechnenden Menschen“ ist ein paar Jahrzehnte später von der subjektiven Schule in der politischen Ökonomie aufgegriffen worden. Denn bei ihr bestand das ökonomische Hauptproblem darin, den Grad der Befriedigung zu messen, den der Mensch aus dem Verbrauch der verschiedenen Waren erhält, den Nutzen des Lohns mit dem „Gegennutzen“ (der Schwere) der Arbeit usw. zu vergleichen.[5]

[5] Zur Aufgabe dieses Buches gehört es nicht, die subjektive Schule zu untersuchen. Aber wir können sie nicht unerwähnt lassen. Den interessierten Leser verweisen wir auf die Arbeit des sowjetischen Wissenschaftlers I. G. Bljumin, „Die

Anfangs war Benthams Utilitarismus im allgemeinen progressiv, weil sich die Idee von der bürgerlichen Freiheit gegen den Feudalismus richtete. Bentham hat selbst eine Gruppe von Radikalen geführt, die für eine Parlamentsreform, für den Arbeitsschutz, für Frauenrechte und für die Aufhebung der Sklaverei in den Kolonien eintrat. Als jedoch die bescheidenen liberalen Forderungen der Bentham-Anhänger im wesentlichen verwirklicht waren und andererseits der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat schärfer wurde, verlor der Utilitarismus den Boden unter den Füßen und löste sich in gewöhnlicher Apologetik des Kapitalismus auf.

Der Positivismus (vom lateinischen positivus) war eine sehr weitreichende Strömung in der westeuropäischen Philosophie des 19. Jahrhunderts. In England war er an die Traditionen gebunden, die noch von Humes Agnostizismus herrührten. Diesen Vorstellungen zufolge sollte die Aufgabe der Wissenschaft nur in der Beschreibung und [277] Systematisierung von Fakten bestehen, alles, was darüber hinausginge wäre fruchtlose „Metaphysik". Das war die bewußt sachliche, prosaische Philosophie der Ära bürgerlicher Gewinnsucht. Zu den bedeutendsten positivistischen Philosophen gehörte John Stuart Mill. Und so ist dann auch die positivistische Philosophie zur Grundlage der ökonomischen Theorie Mills und seiner Zeit (Mitte des 19. Jahrhunderts) sowie für die spätere Entwicklung der bürgerlichen politischen Ökonomie geworden.

Malthus

Der Name Malthus hat in der Geschichte der politischen Ökonomie einen schlechten Klang. Über hundertsiebzig Jahre sind seit dem Erscheinen der „Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz" vergangen, und noch immer sind die Ideen von Malthus und er selbst Gegenstand scharfen ideologischen und politischen Meinungsstreites. Malthus ist der Begründer des Malthusianismus – einer Bevölkerungstheorie, die behauptet, daß alles Elend der Menschheit der Überbevölkerung zuzuschreiben sei, während die Gesellschaftsordnung damit absolut nichts zu tun habe. Heute spielt der Malthusianismus im ideologischen Kampf zwischen dem Kapitalismus und Sozialismus um die Entwicklungsländer eine nicht unbedeutende Rolle. Die Malthusianisten behaupten, daß das eigentliche Problem dieser Länder der Bevölkerungsüberschuß und das zu schnelle Wachstum der Bevölkerung sei. Nur wenn dieses Problem gelöst und ein Minimum von im Wesen bürgerlichen Reformen verwirklicht werden, stehe diesen Ländern der „Weg zur modernen Gesellschaft" (die natürlich kapitalistisch ist) offen. Die Marxisten aber wissen, daß nur der nichtkapitalistische Entwicklungsweg und grundlegende soziale Umwälzungen die Energien dieser Völker freilegen und sie aus ihrer ökonomischen Rückständigkeit herausführen können. Nur unter diesen Bedingungen und in diesem Rahmen kann eine gewisse Politik der Geburtenregelung wirksam sein. Wie gegensätzlich diese beiden Haltungen sind, ist deutlich erkennbar.

Malthus Platz in der Wissenschaft wird von zwei Hauptmomenten bestimmt: von seinen „Bevölkerungsgesetzen" und seiner eigenartigen Rolle als Kritiker und Helfer von Ricardo und seinem Freund-Feind-Verhältnis zu ihm.

Thomas Robert Malthus wurde 1766 in einem Dorf bei London als zweiter Sohn eines aufgeklärten Squire (Gutsbesitzer) geboren. Da in englischen Familien der Besitz nicht unter den Kindern aufgeteilt wurde, erhielt er kein Erbteil, dafür aber eine gute Ausbildung – zuerst daheim und dann im Jesus-College der Universität Cambridge. Als Malthus das College beendet hatte, wurde er Geistlicher in der anglikanischen Kirche und erhielt die bescheidene Stellung eines zweiten Pastors in einer Dorfgemeinde. Im Jahre 1793 wurde er auch [278] Mitglied (Lehrer) des Jesus-College und blieb es bis zu seiner Heirat im Jahre 1804: Bedingung für die Mitgliedschaft im College war die Ehelosigkeit.

Viel Zeit brachte der junge Malthus im Hause des Vaters zu, mit dem er endlose Gespräche und Dispute über philosophische und politische Themen führte. Seltsamerweise war der Greis Enthusiast und Optimist und der junge Mann Skeptiker und Pessimist. Der alte Malthus stand den Ideen der französischen Enzyklopädisten und des englischen utopischen Sozialisten William Godwin von den unendlichen Möglichkeiten der Vervollkommnung des Menschen und der Gesellschaft, vom kommenden

subjektive Schule in der bürgerlichen politischen Ökonomie". Sie ist Ende der zwanziger Jahre erschienen und 1962 neu aufgelegt worden.

„goldenen Zeitalter“ der Menschheit nahe. Der junge Malthus zeigte zu all dem eine kritische Haltung. Für ihn sah die Zukunft der Menschheit düster aus, an Godwins Utopie glaubte er nicht. Während er nach Argumenten für die Streitgespräche mit dem Vater suchte, stieß er bei einigen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts auf den Gedanken, daß sich die Menschen schneller vermehren als die Mittel zu ihrem Lebensunterhalt zunehmen und daß sich die Bevölkerung alle zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre verdoppeln würde, wenn man ihr Wachstum nicht aufhielte. Malthus hielt es für erwiesen, daß die Erzeugung der Lebensmittel nicht so schnell wachsen könne. Also waren die Naturkräfte schuld, daß die Menschheit nicht aus dem Elend herauskam. Die übermäßige Fruchtbarkeit der Armen mußte so die eigentliche Ursache ihrer bedauernswerten Lage in der Gesellschaft sein. Und ein Ausweg aus dieser Sackgasse sei nicht abzusehen. Keine Revolution könne hier helfen.

Im Jahre 1798 veröffentliche Malthus anonym eine kleine Schrift mit dem Titel „Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz in Verbindung mit der künftigen Verbesserung der Gesellschaft, mit Bemerkungen zu den Spekulationen von Mr. Godwin, M. Condorcet und anderen Schriftstellern“. Seine Ansichten schrieb er in radikaler Form, ohne jeden Kompromiß, ja zynisch nieder. So schrieb er zum Beispiel: „Ein Mann, der in eine schon besetzte Welt hinein geboren wird, hat, wenn ihn seine Eltern nicht ernähren können, was er an sich wohl berechtigt erwarten dürfte, und wenn die Gesellschaft seine Arbeit nicht braucht, keinerlei *Anspruch* auf die geringste Menge Nahrungsmittel, er hat in der Tat kein Recht, dort zu sein, wo er ist. Am großen Gabentisch der Natur ist für ihn kein Platz. Sie befiehlt ihm zu gehen und sie zögert nicht, ihre eigenen Befehle auszuführen.“[6]

Malthus hat offenbar zum Schlag jener Gentlemen gehört, die von der Überlegenheit ihrer Klasse und Nation völlig überzeugt sind, die jedes Gelispel über Arme, Unglückliche und Krüppel verachten und mit unerschütterlicher Gelassenheit, in weißen Handschuhen und gut sitzendem Frack sowohl einem Aufstand von Fabrikarbeitern als auch [279] der Hinrichtung von Sepoys[7] beiwohnen konnten. Menschen dieses Schlages halten Grausamkeit für eine vernunftgebotene Notwendigkeit und Humanität für Phantasterei, die nur Schaden anrichte.

Zeitgenossen von Malthus berichten übrigens, daß er ein umgänglicher, ja sympathischer Mensch gewesen sei. Seine Freundschaft mit Ricardo bestätigt das indirekt. Er zeichnete sich durch bewundernswerte Ausgeglichenheit und Ruhe aus. Niemand hat ihn je verärgert, ausgelassen oder bedrückt gesehen. Mit diesen Eigenschaften konnte er die Schmähungen, die ihm seine brutalen Ansichten einbrachten, gleichgültig (vielleicht auch nur gespielt gleichgültig) ertragen.

Die herrschenden Klassen Englands, die den Einfluß der französischen Revolution auf das Volk fürchteten, konnten sich nichts besseres wünschen als diese Schrift von Malthus. Der war von ihrem Erfolg selbst überrascht und bereitete die zweite Auflage vor. Er bereiste das Ausland (Schweden, Norwegen, Rußland, Frankreich, die Schweiz), wo er Material sammelte, das seine Theorie bestätigen sollte. Die zweite Auflage wich von der ersten wesentlich ab. Das war eine ausführliche Betrachtung mit Abschweifungen in die Geschichte, Kritiken an verschiedenen Schriftstellern usw. Malthus hat insgesamt sechs Auflagen der „Abhandlungen“ selbst erlebt, wobei die letzte Auflage fünfmal umfangreicher war als die erste.

Im Jahre 1805 erhielt Malthus im gerade erst gegründeten College der Ostindischen Handelsgesellschaft den Lehrstuhl eines Professors für Zeitgeschichte und politische Ökonomie. Er war dort zugleich als Geistlicher tätig. Im Jahre 1815 veröffentlichte Malthus seine Arbeit über die Grundrente und 1820 das Buch „Grundsätze der Politischen Ökonomie“, das im wesentlichen eine Polemik gegen Ricardo darstellte. Die Lektionen und Reden von Malthus waren trocken und neigten zum Doktrinären. Zudem konnte man ihm kaum zuhören, denn er litt an einem angeborenen Sprachfehler. Seiner politischen Überzeugung nach war Malthus ein Anhänger der Whigs, allerdings ein sehr gemäßigter. Er hat, wie ein englisches Nachschlagewerk der Biographien berichtet, stets nach der goldenen Mitte getrachtet. Malthus starb im Jahre 1834 völlig unerwartet an einer Herzkrankheit.

[6] Zit. in: Keynes, J. M., Essays and Sketches in Biography, New York 1956, p. 26 (engl.)

[7] Sepoy – indischer Soldat der ehemaligen britischen Kolonialarmee in Indien. Gemeint sind hier die Massaker nach dem gescheiterten Sepoyaufstand gegen die britische Kolonialmacht 1857–1859.

Der Mensch und seine Erde

Malthus' Bevölkerungstheorie läßt sich nicht einfach als Dummheit oder grobe Apologetik abtun. Wie David Ricardo und Charles Darwin schrieben, hat diese Theorie Einfluß auf ihr Denken ausgeübt. Marx und Engels schrieben, daß sie, wenngleich in entstellender Weise, die wirklichen Mängel und Widersprüche des Kapitalismus ausdrückt.

Malthus meinte also, daß die Bevölkerung in der Tendenz schneller [280] zunehme als die Erzeugung von Nahrungsmitteln. Und um dies zu beweisen, ließ er seine berüchtigte Progression wie einen Hammer auf den Leser niedersausen. Alle fünfundzwanzig Jahre könne sich die Bevölkerungszahl verdoppeln, so daß sie wie eine geometrische Reihe 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64 ... zunehme, während die Nahrungsmittelproduktion in derselben Zeit bestenfalls in arithmetischer Progression wachsen könne: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 ...

„In zwei Jahrhunderten würde die Bevölkerung zu den Lebensmitteln im Verhältnis von 256 zu 9 stehen; in 3 Jahrhunderten von 4096 zu 13; und in 2000 Jahren würde es beinahe unmöglich sein, den Unterschied zu berechnen."[8]

Vielleicht ist Malthus ein guter Psychologe gewesen, so daß er die Kraft dieser einfachen und grellen Illustrationen empfunden hat. Der Leser vergaß bald, daß das ja nur eine Tendenz sein sollte, und ihm sträubten sich die Haare angesichts dieser apokalyptischen Zukunft seiner Welt, auf der die Menschen bald keinen Platz mehr zum Stehen haben würden, ganz zu schweigen von den Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten. Aber dann beruhigte Malthus den Leser: In Wirklichkeit sei das ja gar nicht möglich. Die Natur sorge schon dafür, daß diese Tendenz nicht wahr werde. Aber wie sollte das geschehen? Malthus antwortet: durch „alle ungesunden Beschäftigungen, harte Arbeit und die Unbilden von Wind und Wetter, äußerste Armut, schlechte Kinderpflege, große Städte, Ausschreitungen aller Art, die ganze Schar gewöhnlicher Krankheiten und Epidemien, Kriege, Pest und Hungersnot."[9] Malthus sah darin die natürliche Strafe (die Strafe Gottes) für die Sündhaftigkeit der Menschen, für ihren zügellosen Sexualtrieb. Sollte es aber gar keinen anderen Ausweg geben? Doch, sagt Malthus in der zweiten Auflage seines Buches: Es gibt „vorbeugende Beschränkungen" oder, einfacher gesagt, sexuelle Enthaltsamkeit. Malthus pries die Spätehe, die Ehelosigkeit und den Witwenstand. Aber in seinem Inneren glaubte Malthus selbst nicht allzu fest an die Wirksamkeit solcher Maßnahmen und kam so wieder darauf zurück, daß direkte Einschränkungen unvermeidlich wären. Interessant ist, daß Malthus andererseits die Empfängnisverhütung, die man zu dieser Zeit bereits zu erörtern begonnen hatte, ablehnte. Die Einschränkung der Geburtenzahl auf diesem Wege hielt er für einen Eingriff in die Rechte der Natur, das heißt wiederum, in die Rechte Gottes. Die Überbevölkerung stellt sich in Malthus' System nicht nur als Fluch der Menschheit dar, sondern als eine Art Segen, als Geißel Gottes, die den von Natur aus trägen Arbeiter antreiben sollte. Nur die ständige Konkurrenz der anderen Arbeiter, von denen es stets zu viel gebe, könne ihn zwingen, fleißig und für einen niedrigen Lohn zu arbeiten.

[281] Malthus' Theorie ist steif, dogmatisch. Sie versucht, lückenhafte und durchaus nicht bewiesene Erfahrungen aus einem bestimmten Entwicklungsstadium des Kapitalismus als allgemeingültiges Gesetz hinzustellen, das für alle Zeiten und jede Gesellschaftsordnung Gültigkeit habe.

Unwahr ist vor allem, daß die Tendenz zur unaufhaltsamen Vermehrung der Bevölkerung nur vom Mangel an Nahrungsmitteln und den daraus hervorgehenden Dämonen des Malthus bewältigt werden könne. Malthus behauptete, daß ein Anwachsen der Nahrungsmittelproduktion sofort eine steigende Geburtenzahl nach sich ziehe, bis die so gestiegene Bevölkerungszahl dieses Anwachsen wieder neutralisiere. In Wirklichkeit ist diese Tendenz keineswegs so absolut, ja in einem bestimmten Entwicklungsstadium weicht sie der direkt entgegengesetzten Tendenz: Das höhere Aufkommen an Nahrungsmitteln und steigender Lebensstandard wirken sich in einer sinkenden Geburtenzahl aus, so daß die Bevölkerungszahl langsamer wächst. In den industriell entwickelten Ländern des Westens beträgt der natürliche Bevölkerungszuwachs nur die Hälfte, ja nur ein Drittel der entsprechenden Größe in

[8] Malthus, Th. R., Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz. Erster Band. Jena 1905, S. 22.
[9] Malthus, Th. R., ebenda, S. 25

den rückständigen Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Japans Wirtschaft ist in den letzten zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren bedeutend gewachsen, seine Geburtenzahl hat sich in dieser Zeit jedoch fast auf die Hälfte verringert.

Der Sozialismus zerreißt den „schicksalhaften" Zusammenhang zwischen Überbevölkerung und Elend der Massen vollends. Die neue Gesellschaftsordnung garantiert ein unerhört rasches Wachstum der Produktion materieller Güter und deren gerechtere Verteilung. Zugleich bietet sie den Menschen Sicherheit, persönliche Freiheit, wirkliche Gleichberechtigung von Mann und Frau, ein rasch steigendes Bildungsniveau und bahnt damit den Weg zu einer vernünftigen und humanen Regelung des Bevölkerungswachstums. Erst im Sozialismus und Kommunismus bietet sich die Möglichkeit, eines der wichtigsten Probleme, vor denen die Menschheit steht, zu lösen, nämlich das Problem des *Bevölkerungsoptimums*, das heißt der Gewährleistung eines Bevölkerungswachstums, das Produktion und Verteilung und damit schließlich den Wohlstand und das Glück der Menschheit zu höchster Blüte führt.

Aber wir wollen uns jetzt dem anderen Partner in Malthus' Wettlauf zwischen Bevölkerung und Aufkommen, den Nahrungsmitteln mit ihrer arithmetischen Progression, zuwenden. Hier irrt Malthus noch mehr.

Er zeichnet ungefähr folgendes Bild. Man stelle sich ein Landstück vor, von dem ein Mensch lebt. Er arbeitet zweihundert Tage im Jahr und erhält dafür von seinem Landstück zehn Tonnen Weizen, die ihm gerade reichen. Ein zweiter kommt hinzu (vielleicht der Sohn) und wendet für dasselbe Landstück weitere zweihundert Arbeitstage auf. [282] Steigt nun die Weizenernte auf das Doppelte, auf zwanzig Tonnen? Nein, sagt Malthus: Es sei schon ein Erfolg, wenn sie auf fünfzehn oder siebzehn Tonnen steige. Und wenn ein Dritter komme, so erziele man noch weniger. Einer müsse also weggehen.

Das ist in einfachster Form das sogenannte Gesetz vom abnehmenden Ertrag (Einkommen) oder das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag, das der Lehre von Malthus zugrunde liegt. Gibt es nun ein solches Gesetz? Als absolutes und allgemeingültiges Gesetz der Produktion materieller Güter freilich nicht. Unter bestimmten Bedingungen kann es wohl in der Wirtschaft vorkommen, daß zusätzliche Aufwendungen keinen proportionalen Produktionszuwachs geben. Aber das ist auf gar keinen Fall ein allgemeingültiges Gesetz. Eher ist es für den Ökonomen und Ingenieur ein Signal, daß in dem betreffenden Wirtschaftsbereich etwas nicht stimmt.

Das erwähnte Beispiel zeichnet eine völlig hypothetische, fiktive Situation und kann niemals das Problem der Ausnutzung der Naturressourcen durch den Menschen erschöpfen. Die Arbeit, von der dort die Rede ist, wird im wirklichen Leben in Verbindung mit bestimmten Produktionsmitteln aufgewandt. Ist diese Verbindung richtig gewählt, dann kann der Ertrag der jeweiligen Arbeitsstunden nicht sinken. Besonders große Bedeutung hat hier der technische Fortschritt, das heißt die Ausrüstung mit immer produktiveren Werkzeugen und Verfahren. Das betreffende Landstück kann mit mehreren benachbarten Parzellen vereinigt werden, und der Ertrag wird durch die vergrößerten Produktionsausmaße, durch bessere Organisation, Spezialisierung und wirksamere Anwendung der Technik steigen.[10]

Die Geschichte der Landwirtschaft in den kapitalistischen Ländern hat Malthus und seine Prognosen längst widerlegt. W. I. Lenin hat das in seinen Arbeiten zur Agrarfrage wiederholt festgestellt. Durch

[10] Bürgerliche Ökonomen der Gegenwart sehen sich angesichts dieser offensichtlichen Einwände gegen das „Gesetz vom abnehmenden Ertrag" gezwungen, seinen Wirkungsbereich wesentlich enger zu fassen als Malthus. Sie sprechen davon, daß dieses „Gesetz" nur dann wirke, wenn eine größere Menge eines bestimmten Produktionsfaktors zur unveränderten Menge der übrigen Produktionsfaktoren hinzukomme. Unter den eigentlichen Produktionsfaktoren verstehen sie die Arbeit, das Kapital und den Boden. Das erwähnte Beispiel stellt eben eine solche Situation dar, die, wie wir gesehen haben, völlig unrealistisch ist: In ihm wird unterstellt, daß Boden und Kapital (die übrigen Produktionsfaktoren) unverändert bleiben und sich lediglich die Arbeitsmenge verändere. Trotzdem operieren die Malthusianer auch heute noch mit dem „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag" in dieser oder jener Form. Die marxistischen Ökonomen lehnen dieses Gesetz ab, verschließen jedoch keineswegs die Augen vor der Realität und Bedeutung des Problems von Aufwand und Ertrag (Produktionszuwachs in der Naturalform) selbst. Dieser Ertrag kann in Abhängigkeit von den genannten (und vielen anderen) Faktoren unterschiedlich groß sein. Die Vergrößerung des Produktionsergebnisses je Rubel Investitionen, je Arbeitsstunde und je Hektar Boden ist eine äußerst wichtige Aufgabe bei der Erhöhung der Effektivität der sozialistischen Volkswirtschaft.

den [283] technischen Fortschritt während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten die landwirtschaftlichen Erträge bei relativem (und verschiedentlich auch absolutem) Rückgang der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft bedeutend gesteigert werden. Nicht weniger bedeutende Wandlungen haben sich in dieser Hinsicht in der Landwirtschaft Nordamerikas und Westeuropas nach dem zweiten Weltkrieg vollzogen. Dadurch ist erneut bewiesen worden, daß dem kapitalistischen System nicht aus der „Unterproduktion" von Lebensmitteln Gefahr droht, sondern aus jenen gesellschaftlichen Widersprüchen, die dieses System hervorbringt.

Malthus hat für das Problem der Überbevölkerung Interesse erwecken wollen und damit die dem Kapitalismus tatsächlich innewohnende Tendenz ausgedrückt, einen Teil des Proletariats zu „überflüssigem Volk" zu machen, eine permanente Reservearmee von Arbeitslosen zu schaffen. Nur ist diese Überbevölkerung kein im Vergleich zu den Naturressourcen absoluter Bevölkerungsüberschuß, sondern ein relativer Überschuß an Arbeitern, den die Gesetze des Kapitalismus hervorbringen. Malthus' Platz in der Geschichte wird aus folgenden Worten Lenins deutlich: „Die Entwicklung der kapitalistischen maschinellen Industrie hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Bildung einer überschüssigen Bevölkerung zur Folge gehabt, so daß sich die politische Ökonomie vor die Aufgabe gestellt sah, diese Erscheinung zu erklären. Malthus suchte sie bekanntlich durch naturgeschichtliche Ursachen zu erklären, leugnete ganz und gar ihren Ursprung.in dem bestimmten historisch gegebenen System der gesellschaftlichen Wirtschaft ..."[11]

Der objektive Zweck von Malthus' Schriften besteht weitgehend darin, die Interessen der Grundeigentümer zu verteidigen. Ganz deutlich zeigt sich das in seiner Arbeit über die Rente und in seinen „Grundsätzen" (1820).

Diese Klassenposition und die persönlichen Eigenheiten von Malthus weisen ihm einen ganz anderen Platz in der Wissenschaft zu als Ricardo. Dort, wo Ricardo gewissermaßen das Große sah, über alles, was ihm nichtig und vergänglich erschien, hinwegsah, machte Malthus halt und wandte sein ganzes Interesse auf. So war es mit dem Krisenproblem, das Ricardo ignoriert, Malthus jedoch nicht.

Wie bereits bemerkt, teilte sich bei diesem Problem die bürgerliche politische Ökonomie in zwei Hauptströmungen. Smith und Ricardo hatten geglaubt, daß die Akkumulation, die das Wachstum der Produktion gewährleisten sollte, das Schlüsselproblem des Kapitalismus wäre, während es in Nachfrage und Realisierung keinerlei ernsthafte Schwierigkeiten gäbe. Malthus (und mit ihm Sismondi) wandte sich gegen diese Auffassung und stellte erstmalig das Realisie-[284]rungsproblem in den Mittelpunkt der ökonomischen Theorie. Damit offenbarte er ein außergewöhnliches Feingefühl für die Widersprüche der kapitalistischen Entwicklung. Ricardo hatte noch geglaubt, daß jede beliebige Warenmenge, jede Leistung von der Gesamtnachfrage der Kapitalisten (einschließlich des Bedarfs an für die Produktion bestimmten Waren) und der Arbeiter aufgenommen würde. Und im Prinzip hatte er damit recht gehabt. Aber die Möglichkeit einer solchen Realisierung bedeutet nicht, daß sie reibungslos und ohne Konflikte abläuft. Ganz und gar nicht. Sie wird von Überproduktionskrisen unterbrochen, die sich mit der Entwicklung des Kapitalismus immer mehr zuspitzen. Malthus suchte die Lösung des Realisierungsproblems in der Existenz von gesellschaftlichen Klassen und Schichten, die weder zu den Kapitalisten noch zu den Arbeitern zählen. Ihre Nachfrage, so meinte er, könne alle Waren aufnehmen. So sind bei Malthus gerade diejenigen die Retter der Gesellschaft, die Smith seinerzeit Parasiten genannt hatte: Die Grundeigentümer mit ihrem Gesinde, die Offiziere, Pfaffen usw.

Der Keynesianismus, die führende Strömung in der bürgerlichen politischen Ökonomie des 20. Jahrhunderts, ließ die wichtigsten Ideen von Malthus über die Realisierung und die Faktoren einer „wirksamen Nachfrage" wiederauferstehen. So schrieb Keynes, daß es für den Kapitalismus viel besser gewesen wäre, wenn die ökonomische Wissenschaft seinerzeit nicht dem von Ricardo, sondern dem von Malthus vorgezeichneten Weg gefolgt wäre. In der kapitalistischen Wirtschaftspolitik von heute gilt die Konsumtion der verschiedenen nicht zu den Hauptklassen zählenden Schichten und die Anheizung dieser Konsumtion als wichtiges Heilmittel gegen Krisen. Das bürgerliche ökonomische Denken ist zwar außerstande, die Hauptgesetzmäßigkeiten des Kapitalismus zu erklären, doch findet

[11] Lenin, W. I., Zur Charakteristik der ökonomischen Romantik, Werke, Bd. 2, Berlin 1961, S. 172.

es rein pragmatisch, unter dem Druck der Wirklichkeit, gewisse Methoden zur Linderung bestimmter Widersprüche des kapitalistischen Systems.

Der Zerfall des Ricardianismus

Die Schriften von James Mill und John Ramsey MacCulloch, die in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen, waren eine peinlich buchstabengetreue Nachbildung und Popularisierung von Ricardos Lehre. Doch den Geist seiner Lehre hatten sie nicht begriffen und sie konnten ihn so auch nicht weiterentwickeln. Die Armseligkeit der engsten Nachfolger Ricardos geben heute auch bürgerliche Ökonomen zu. Schumpeter schreibt darüber: „Sie vermittelten die Lehre (Ricardos) in vereinfachter Form; in ihren Händen begann sie zu welken, wurde abgedroschen und unproduktiv.“[12] Aber [285] die Ursachen sieht er im Grunde in der Unfruchtbarkeit von Ricardos Lehre selbst.

Aber was war der wahre Grund, daß dem Erbe des großen Ökonomen ein so trauriges Los zuteil wurde? Ricardo hatte ein tiefgründiges System hinterlassen, das aber auch voller schreiender Widersprüche und Lücken war. Er hat es selbst besser als irgendjemand anders gewußt. Um Ricardos Lehre weiterzuentwickeln, mußte man sich die Grundlagen seiner Lehre zueigen machen und nach der wissenschaftlichen Lösung dieser Widersprüche suchen.

Wesentlich dabei war natürlich auch, daß die Männer, die Ricardo umgaben, diesen Aufgaben nicht gewachsen waren. Aber damit ist es noch nicht getan. So groß die Rolle einer Persönlichkeit in der Wissenschaft auch sein mag, sie unterliegt den gleichen Gesetzen, wie die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte überhaupt. Die Epoche, die Anforderungen der Geschichte bringen die Menschen hervor, die fähig sind, die vor ihr stehenden Aufgaben zu lösen. Und unter den damaligen Verhältnissen die Lehren Ricardos schöpferisch weiterzuführen, bedeutete, auf eine andere Ideologie überzugehen. Mit der bürgerlichen Ideologie war das im Grunde nicht mehr möglich. Deshalb wurde der Marxismus zum wirklichen Erben Ricardos.

Denken wir an die beiden Hauptwidersprüche, auf die Ricardo gestoßen war. Der erste Widerspruch: Ricardo konnte nicht erklären, wie sich der Austausch von Kapital gegen Arbeit (oder einfacher, das Dingen von Arbeitern durch den Kapitalisten) mit der Arbeitswerttheorie vereinbaren ließ. Wenn der Arbeiter den vollen „Wert seiner Arbeit“ erhält (wir wissen, daß dieser Ausdruck nicht richtig ist, aber Ricardo gebrauchte eben diese Worte), das heißt, wenn sein Lohn gleich dem Warenwert ist, den er mit seiner Arbeit schafft, dann gibt es keine Erklärung, woher der Profit kommt. Aber wenn der Arbeiter nicht den vollen „Wert seiner Arbeit“ erhält, wo bleibt dann der äquivalente Austausch, das Wertgesetz? Und der zweite Widerspruch: Ricardo konnte den Arbeitswert nicht mit dem Phänomen des gleichen Profits für gleichgroßes Kapital vereinbaren. Wenn nur die Arbeit Wert schafft, dann müssen die Waren, für die eine gleiche Menge Arbeit auf gewandt wird, auch zu ungefähr gleichen Preisen verkauft werden, so viel Kapital für ihre Produktion auch eingesetzt sein mag. Aber das hätte unterschiedliche Profitraten für das Kapital bedeutet, was über längere Zeit nicht möglich sein kann.

Wir haben schon erfahren, wie Marx diese Widersprüche gelöst hat. Wir wollen sehen, welchen Weg die englischen Ökonomen der zwanziger und dreißiger Jahre wählten. Dabei wollen wir nicht auf die Einzelheiten bei den verschiedenen Autoren eingehen, sondern nur die allgemeine Tendenz zeigen. Ricardos Schüler konnten die Lösung dieser Widersprüche nicht finden und suchten sie auf folgende Weise zu umgehen.

[286] Kapital ist akkumulierte Arbeit. Nach diesem von Ricardo komponierten Liedchen haben Mill, MacCulloch und ihresgleichen getanzt. Folglich mußte in den Wert der durch Arbeit mit Hilfe des Kapitals geschaffenen Ware auch der Kapitalwert eingehen. Soweit es sich darum handelt, daß der übertragene Wert der Maschinen, der Roh- und Brennstoffe usw. in den Warenwert einfließt, ist das richtig. Aber damit sind wir der Antwort auf die Frage, woher der Profit kommt, keinen Schritt nähergekommen. Denn kein Kapitalist wird doch nur deshalb Kapital vorschießen, das heißt diese Produktionsmittel kaufen, damit ihr Wert sich in der fertigen Ware reproduziere.

[12] Schumpeter, J. A., Geschichte der ökonomischen Analyse, Bd. 1, S. 590.

Nein, sagten die Ökonomen, das meinen wir nicht. In der Fabrik arbeitet der Arbeiter, aber auch die Maschine arbeitet dort. Demgemäß könnte man annehmen, daß auch die Baumwolle, Kohle usw. „arbeitet". Denn all das ist ja akkumulierte Arbeit. Sie arbeiten und schaffen Wert. Und der Wertteil, den sie schaffen, ist der Profit, der natürlich dem Kapitalisten gehört und dessen Höhe sich nach der Größe des Kapitals richtet.

Es ist eine Scheinlösung von Ricardos Widersprüchen. Nach diesem Schema erhält der Arbeiter den „vollen Wert der Arbeit", denn alles, was er von dem neugeschaffenen Wert nicht bekommen habe, sei ja nicht sein Werk, das Werk seiner lebendigen Arbeit, sondern der im Kapital verkörperten vergangenen Arbeit. Der aus dieser gemeinsamen Arbeit entstandene Warenwert liefere dem Kapitalisten bei der Realisierung der Ware den Durchschnittsprofit für sein Kapital. Mit dieser Konzeption wird die wissenschaftliche Grundlage der Lehre Ricardos, die Arbeitswerttheorie, beiseite geschoben, und nur ihr Schein bleibt noch erhalten. Jetzt besteht der Warenwert aus den Kosten, die dem Kapitalisten für die Produktionsmittel und für den Lohn entstehen, und aus dem Profit. Mit anderen Worten: Der Wert ist gleich den Produktionskosten plus Profit.

Aber das ist doch banal, das ist doch eine Binsenweisheit, wird der Leser sagen. Doch obgleich er kein Kapitalist ist, wird er leicht dahinter kommen, daß der Kapitalist ebenso vorgeht, wenn er seine Preise macht: Er kalkuliert die Kosten und schlägt einen auskömmlichen Profit auf. Und da haben wir es schon: Diese Theorie beschreibt ganz oberflächliche, alltägliche Dinge und geht ihnen nicht auf den Grund. Und dort, wo hinter dem Schein das Wesen der Erscheinung beginnt, hört diese „Theorie" auch schon auf.

Und wie dieses Schema dem Kapitalisten zustatten kommt! Der Arbeiter erhält einen Lohn, der seine Arbeit ganz gerecht vergütet. Der Kapitalist erhält den Profit, und auch der ist die völlig gerechtfertigte Vergütung für die „Arbeit", die seine Gebäude, Maschinen und Materialien geleistet haben. Hinzufügen könnte man noch, daß auch der Grundbesitzer seine Rente mit vollem Recht erhält, weil ja der Boden ebenfalls „arbeitet". Verschwunden ist der Klassenantagonis-[287]mus, der sich aus Ricardos Lehre ergeben hatte. An seiner Stelle bilden Arbeit, Kapital und Boden jetzt eine friedliche Gemeinschaft. Ein ähnliches Schema hatte vorher Say schon in Frankreich angeboten, nur hatte er sich nicht erst der Mühe unterzogen, es der Arbeitswerttheorie anzupassen. Arbeit gleich Lohn, Kapital gleich Profit und Boden gleich Rente. Diese Dreieinigkeit, welche die Produktionsfaktoren mit den entsprechenden Einkommen verbindet, beherrschte die englische politische Ökonomie Mitte des 19. Jahrhunderts.

In dieser Werttheorie, die häufig als Produktionskostentheorie bezeichnet wird, gab es einen schwachen Punkt. Der Warenwert wurde aus den Kosten abgeleitet, das heißt aus dem Wert der an der Produktion beteiligten Waren. So kam es dahin, daß man Preise mit Preisen erklärte. In der Tat, Tuch kostet soundsoviel Shillings und Pence pro Yard, weil die Arbeit, die Maschinen und die Baumwolle auch jeweils soundsoviel kosten. Aber warum kosten die Maschinen gerade so viel und nicht mehr oder weniger? Und so weiter. Die Frage nach der eigentlichen Grundlage der Preise, die stets im Mittelpunkt der politischen Ökonomie gestanden hat, wird hier einfach umgangen, und die damit eng zusammenhängende Frage nach der Quelle der Einkommen wird apologetisch beantwortet.

Um über diese Schwierigkeit hinwegzukommen, entfernten sich die Ökonomen der dreißiger bis fünfziger Jahre immer weiter von Ricardo und ebneten den Weg für die Konzeptionen von Jevons und besonders von Marshall, wobei sie wie folgt vorgingen: Einerseits begann man die Kosten nicht mehr als objektive Werte zu behandeln, die letztlich doch vom Arbeitsaufwand abhängen, sondern als subjektive Opfer des Arbeiters und des Kapitalisten. Andererseits hielt man den Wert immer weniger für die Funktion *einer* Variablen, der Produktionskosten, sondern immer mehr für die Funktion mehrerer Variablen, besonders der Nachfrage nach der betreffenden Ware und ihres Nutzens für den Käufer. Der Wert galt nicht länger als natürliche Grundlage, als Schwankungszentrum der Preise. Jetzt ging es nur noch darum, die Preise direkt zu erklären, und die unterliegen natürlich bei ihrer Bildung vielen Faktoren.

Die weiteren Schritte zur Vulgarisierung von Ricardo bestanden auch darin, daß man den Profit des Kapitalisten aus seiner „Askese", seiner „Entsagung" ableitete. Diese Konzeption wird meist mit dem

Namen N. W. Senior, einem englischen Ökonomen (1790–1864) verbunden. Viele Ökonomen hatte die Erklärung, daß die arbeitenden Maschinen, Gebäude und Materialien den Profit erzeugen, nicht überzeugen können. So entstand die Theorie, daß der Profit aus der „Entsagung“ des Kapitalisten stamme, der sein Kapital wohl selbst aufzehren könnte, dem aber „entsage“. Die Kritik der bürgerlichen Profittheorien hat bei der Entstehung von Marx’ ökonomischer Lehre eine bedeutende Rolle gespielt.

[288] Stellen wir uns zwei Kapitalisten vor, die jeder ein Kapital von 10.000 Pfund Sterling haben. Der erste Kapitalist lege sein Kapital in einer Bierbrauerei an, sitze im Büro und beaufsichtige die Arbeit. Das Jahresergebnis seien tausend Pfund Sterling oder 10 Prozent des angelegten Kapitals. Der zweite Kapitalist habe etwas gegen Dünnbier und aufreibenden Bürobetrieb. Auch für ein neues Haus, für eine neue Equipage usw. möchte er sein Geld nicht ausgeben. Er wende sich an den ersten Kapitalisten mit dem Vorschlag: „Nimm meine 10000 zu deinem Kapital hinzu, erweitere deine Fabrik und zahle mir 5 Prozent, also 500 Pfund jährlich.“ Der erste Kapitalist stimme dem zu. Das fremde Kapital bringt ihm ja die gleiche Profitrate ein wie das eigene, und Geld stinkt nicht. Aber die Hälfte von diesem Profit gibt er dem Eigentümer des Kapitals.

Könnte der zweite Kapitalist sein Geld nicht auch anderweitig verbrauchen, und wenn es zum Besuch von Freudenhäusern wäre, fragen die geistigen Väter der Entsagungstheorie. Natürlich könnte er das. Aber er verzichte darauf und ziehe es vor, ein Jahr zu warten, um Zinsen für sein Kapital zu fordern und nach einem weiteren Jahr wiederum Zinsen einzunehmen (wobei das Kapital unangetastet bleibe und nach wie vor ausgegeben werden könnte, wenn es sein Besitzer wünsche). Der Mensch sei aber so eingestellt, daß er sich seine Wünsche lieber heute als morgen erfülle. Und wenn unser Kapitalist bereit sei, zugunsten seines künftigen Wohls heute Verzicht zu leisten, so bringe er ein Opfer und habe deshalb Anspruch auf eine angemessene Entschädigung.

Und der erste Kapitalist? Er könne ebenfalls seine Brauerei verkaufen und das Geld verleben. Aber er tue es nicht und deshalb habe er den gleichen Anspruch auf eine Belohnung für seine Askese. Aber sein Vorzug gegenüber seinem Teilhaber bestehe darin, daß er „selbst“ Bier braue. Für diese Arbeit, die er für die Aufsicht, Leitung und Verwaltung aufwende, müsse er eine Art Arbeitslohn erhalten. Das heißt also, daß er für sein eigenes Kapital eigentlich keinen Profit von tausend Pfund erhalte, sondern er beziehe zwei verschiedene Einkommen: 500 Pfund Zinsen für die Entsagung und noch einmal 500 Pfund Lohn für die Verwaltung.

Hier verschwindet der Profit als ökonomische Kategorie vollends. Alfred Marshall war auf seine Art logisch geblieben, als er ein halbes Jahrhundert später die Dreieinigkeit (Arbeit, Kapital und Boden) durch die Kombination von vier Faktoren ersetzte: Arbeit gleich Lohn, Boden gleich Rente, Kapital gleich Zins, „Organisation“ gleich Unternehmergewinn. Das Wort „Entsagung“ (abstinence), das ihm nicht ganz angebracht erschien (der Millionär verzichte doch darauf, sein Geld auszugeben und befriedige seine Bedürfnisse nicht völlig!) ersetzte er durch den Begriff „Warten“ (waiting), den er für geeigneter hielt.

Jetzt bemühte man sich, mit neuen, subjektiv-oberflächlichen Theorien [289] herauszufinden, wovon die Höhe der Vergütung für jeden Faktor abhänge. Andere Ökonomen fanden noch ein weiteres Element des Kapitals, das Risiko, und demgemäß noch eine weitere Form für die Belohnung des Kapitalisten – eine Art Gefahren- oder Risikozuschlag. Bis heute ist man sich noch nicht einig darin, ob der Risikozuschlag zum Zins oder zum Unternehmergewinn (oder aber zu beiden) gehört. Wie hat nun Marx dieses Problem gelöst? Die Verteilung des Profits auf Zins und Unternehmergewinn entspricht völlig der Wirklichkeit, und mit der Entwicklung des Kreditwesens gewinnt diese Erscheinung noch mehr Bedeutung. So gliedert der Kapitalist, der sein eigenes Kapital verwendet, den Profit gedanklich in zwei Teile: in die Frucht des eigentlichen Kapitals (Marx hat es als *Kapitaleigentum* bezeichnet) und in die Frucht des in der Produktion angelegten Kapitals (fungierendes Kapital). Aber das bedeutet keineswegs, daß das Kapital in den beiden Formen – sei es durch Entsagung, sei es durch Arbeit – Wert hervorbringt und sich gerechterweise den Teil aneignet, den es angeblich selbst schafft. Diese Zweieinigkeit des Kapitals ist die Voraussetzung für die Ausbeutung von Arbeit durch das

Kapital, für die Produktion von Mehrwert. Wenn der Mehrwert geschaffen ist und die Konkurrenz ihn in den Durchschnittsprofit verwandelt hat, erhebt sich die Frage, wie er auf die Kapitaleigentümer und auf die das Kapital anwendenden Kapitalisten (soweit es sich um verschiedene Personen handelt) aufgeteilt wird. Aber diese Frage ist nur unter dem Gesichtspunkt bedeutungsvoll, wie die zwei Gattungen von Kapitalisten die Frucht der den Arbeitern nicht bezahlten Arbeit unter sich aufteilen. Die These, daß sich der Profit auf den Zins und auf den „Lohn für die Verwaltung" reduziere, wird von der Praxis der Aktiengesellschaften, besonders der Monopole der Gegenwart widerlegt. Sie zahlen Zinsen für Leihkapital, schütten Dividenden an die Aktionäre aus (auch das ist eine Art Zins) und zahlen den angestellten Managern, die Produktion, Absatz usw. leiten, hohe Gehälter. Doch haben sie außerdem noch den Profit, der nicht verteilt wird und für die Akkumulation bestimmt ist. Von den Steuern, die der Staat erhält, soll hier gar nicht die Rede sein. Mit den bürgerlichen Profittheorien zu erklären, woher das Geld für den nicht verteilten Profit und für die Steuern kommt, ist schier unmöglich.

John Stuart-Mill

In den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts erreichte Englands wirtschaftliche und politische Macht den Höhepunkt. Die Bourgeoisie konnte – und mußte zwangsläufig auch – der Arbeiterklasse etwas von den Früchten der Prosperität abgeben, und zwar um so mehr, als die Auswanderung den Druck der relativen Überbevölkerung in England ein wenig milderte. Das traf vor allem auf die gebildeteren Gruppen der Arbeiterklasse, die sogenannte „Arbeiter-[290]aristokratie" zu. Aber gegen Ende des Jahrhunderts verbesserten sich die Arbeitsbedingungen, und der Lebensstandard der gesamten Arbeiterklasse stieg. Auch das Klassenbewußtsein des Proletariats war gewachsen. Doch galt es noch überwiegend den rein ökonomischen Interessen, was der Bourgeoisie nicht einmal unangenehm war. Sie kam der Arbeiterklasse teilweise entgegen: eine ganze Reihe von Fabrikgesetzen wurde erlassen und die Gewerkschaften, die bald zu einer bedeutenden Macht werden sollten, wurden legalisiert. Das Proletariat hat das alles nicht ohne Kampf erreicht. Die weiterblikkende, liberale Bourgeoisie mußte den Widerstand der konservativen Geldsäcke und Landlords brechen. Im Grunde wurde dieser Kampf natürlich um die ureigenen Interessen der Bourgeoisie geführt, nur waren sie zukunftsträchtiger, großzügiger und beweglicher. Die Geschichte hat gezeigt, daß dieser Kurs vom Standpunkt der englischen Bourgeoisie sehr klug gewesen ist.

Vielen Vertretern der liberalen Bourgeoisie mochten diese Ideologie und dieser Kampf ganz anders erscheinen. Sie meinten und glaubten möglicherweise ganz ehrlich daran, daß es um ewige Humanitätsideale, um den Fortschritt, um das gleichberechtigte Zusammenwirken der Menschen für diesen Fortschritt, um Freiheit und Toleranz als absolute Werte ginge. Und so läßt sich vielleicht auch die Psychologie und das gesellschaftswissenschaftliche Wirken von John Stuart Mill begreifen. Ihm gefiel diese Welt der unerbittlichen baren Zahlung durchaus nicht, aber er glaubte, daß die finstersten Seiten dieser Welt allmählich der Vergangenheit angehören würden. Mill hat sich sogar für den Sozialismus interessiert, natürlich nur für einen auf evolutionärem Wege, ohne Erschütterungen und Klassenkampf werdenden Sozialismus. Doch hat er sich letztlich als Ideenträger der „geschmähten Mitte", als Meister der Kompromisse und des Eklektizismus erwiesen. Er wollte die politische Ökonomie des Kapitals mit den Forderungen der Arbeiterklasse vereinbaren, die sich schon nicht mehr ignorieren ließen.

Die Persönlichkeit Mills ist recht interessant. Er wurde 1806 in London als ältester Sohn des Philosophen und Ökonomen James Mill, des Freundes von Ricardo, geboren. Als bis zur Grausamkeit strenger und bis zum Dogmatischen prinzipienfester Mensch hatte James Mill eigene Erziehungsmethoden, die er auf seinen Sohn anwandte. Der „Arbeitstag" des Kindes war streng vorgeschrieben. John war drei Jahre alt, als der Vater begann, ihn das Altgriechische zu lehren; wann er gelernt hatte, englisch zu lesen, konnte sich Mill gar nicht mehr erinnern. Die Zahl der Bücher, die der Knabe mit acht Jahren schon gelesen hatte, erregt Bewunderung. Er kannte weder Spielzeug noch Märchen, noch das Spiel mit den Altersgefährten. Die Spaziergänge mit dem Vater, während derer er ihm über Bücher, die er gelesen hatte, und später über den Unterricht berichtete, den er den jüngeren Geschwistern gab, mußten das alles ersetzen. Der Knabe wurde bald zu einem [291] Wunderkind, das mit seinem Wissen die Freunde und Bekannten des Vaters immer wieder in Erstaunen versetzte. Lesen und

geistige Arbeit waren ihm bald Lebensinhalt geworden. Er beschäftigte sich aus eigenem Antrieb mit der höheren Mathematik und den Naturwissenschaften. Aber seine Lieblingsbeschäftigung war die Geschichte. Er verfaßte Schriften, in denen er griechische und neuere Gelehrte wiedergab und mitunter auch kritisch kommentierte. Der Vater ließ von seiner Strenge nicht ab, ja er verstärkte sie eher noch. James Mill forderte von dem Knaben reifes und selbständiges Denken und hatte Spaß daran, unlösbare Aufgaben zu stellen. Der Sohn sollte immer daran denken, daß er schrecklich wenig wisse, könne und verstehe. Und der mußte so denken, er hatte ja nie Umgang mit anderen Kindern und Altersgefährten gehabt. Viel später erst, als er sich der großen Welt gegenübersah, hat er seine Vorzüge und auch seine tragischen Unzulänglichkeiten erkennen können.

Mit dreizehn Jahren unterrichtet James Mill den Sohn in politischer Ökonomie. Er hält ihm Lektionen, und beide erörtern schwierige Probleme, der Sohn schreibt Referate. John Stuart Mill hat später darüber berichtet: „Da ich ständig an meines Vaters Studien teilhatte, lernte ich auch den engsten seiner Freunde, David Ricardo, kennen, der mit seiner wohlwollenden Teilnahme und Nachsicht auf junge Menschen sehr anziehend wirkte, und der mich, nachdem ich mit dem Studium der politischen Ökonomie begonnen hatte, in sein Haus und zu Spaziergängen einlud, um mit ihm Gespräche über die Probleme dieser Wissenschaft zu führen.“[13]

Im Jahre 1822 veröffentlicht der sechzehnjährige Mill seine ersten Arbeiten zur politischen Ökonomie: zwei kleinere Schriften über die Werttheorie. Er träumt von einer Karriere als Politiker. Aber der Vater hat anders entschieden. Im folgenden Jahr wird er Sekretär in einer Abteilung der Ostindischen Handelsgesellschaft, der James Mill vorsteht, und beginnt damit die Kaufmannslaufbahn. In den ersten Jahren stört der Dienst seine rege geistige Aktivität nicht allzu sehr. Er ist es gewöhnt, vierzehn Stunden täglich zu arbeiten. So liest und schreibt er weiter für sich und für die Presse und unterrichtet die Geschwister. Mill hat sich selbst einmal als Denkmaschine bezeichnet. Aber die stikkige intellektuelle Atmosphäre kann dem Zwanzigjährigen die ganze Welt der Gefühle, Wünsche und Eindrücke nicht ersetzen. Das Ergebnis ist ein Nervenzusammenbruch, Verzweiflung, Selbstmordgedanken ...

Im Jahre 1830 lernt er Harriet Taylor, die schöne und kluge zweiundzwanzigjährige Gattin eines Londoner Kaufmanns und Mutter zweier Kinder, kennen. Die Bekanntschaft und Freundschaft mit Harriet Taylor heut Mill von seiner Melancholie. Mit Mills Hilfe und [292] Beteiligung versammelt sich bei ihr bald ein Kreis von liberal denkenden Geistesschaffenden. Harriet Taylor wird zur engsten Mitarbeiterin Mills, zum ersten Leser und Begutachter seiner Schriften.

In den dreißiger Jahren gibt Mill eine politische Zeitschrift, das Sprachrohr der „radikalen Philosophen“ – der am weitesten links stehenden Gruppe der Whigs im damaligen Unterhaus – heraus. Im Jahre 1843 erscheint sein bedeutendstes philosophisches Werk, das „System der Logik“, und 1844 werden die „Betrachtungen über einige ungeklärte Fragen der politischen Ökonomie“ veröffentlicht. In dieser Arbeit ist eigentlich das enthalten, was Mill an Neuem zur politischen Ökonomie beigesteuert hat, während seine umfangreichen „Grundsätze der politischen Ökonomie“ (1848) ein kunstfertiges Konglomerat darstellen. Dennoch oder besser, eben deshalb, hatte Mills Buch in der bürgerlichen Öffentlichkeit unerhörten Erfolg. Es ist zu seinen Lebzeiten noch siebenmal aufgelegt und in viele Sprachen übersetzt worden.[14]

Nach dem Tod des Gatten konnten Harriet Taylor und Mill im Jahre 1851 heiraten. In den acht Jahren, die ihr noch zu leben vergönnt waren, war Mrs. Mill schwerkrank. Mill, mit dessen Gesundheit es selbst nicht zum besten bestellt war, zeigte sich als ein Vorbild an Aufopferung und Stoizismus. Wer

[13] Mill, J. St., Autobiography, New York 1957, p. 35–36 (engl.).

[14] Die erste russische Übersetzung, die (teilweise) im Jahre 1860 veröffentlicht wurde, stammt von N. G. Tschernyschewski. Der große russische Gelehrte und Revolutionär hat Mill nicht nur übersetzt, sondern seine Bemerkungen und Kommentare zu ihm bilden eine eigenständige Arbeit, in der er, wie Marx schreibt, die Bankrotterklärung der bürgerlichen politischen Ökonomie meisterhaft beleuchtet hat. Tschernyschewskis Übersetzung von Mill und die Veröffentlichung seiner „Skizzen zu Mill“ haben bei der Entwicklung der ökonomischen Lehrmeinungen in Rußland eine bedeutende Rolle gespielt.

die „Autobiography“ und die Briefe Mills sowie die Erinnerungen seiner engeren Bekannten liest, tut dies mit recht gemischten Gefühlen. Mill war ein labiler Mensch; wahrscheinlich hat ihn die Erziehung und die ihn erdrückende Persönlichkeit des Vaters zu dem gemacht. Eigentlich ist sein Leben zwanzig Jahre lang ein fortwährender, mitunter peinlicher und erniedrigender Kompromiß gewesen. Er griff die Grundregeln der Gesellschaft an, fürchtete sich andererseits aber, sie zu sehr anzutasten. Für Mills Persönlichkeit war das ganz typisch. Im persönlichen Leben wie in der Wissenschaft und in der Politik konnte Mill keinen Schwierigkeiten gegenüberstehen, konnte er sie nie energisch vom Tisch räumen. Er wollte gleich einem Vogel Strauß leben, den Kopf in den Sand stecken. Mill hatte sich eine eigene, eine isolierte intellektuelle Welt aufgebaut und konnte nur in ihr einigermaßen Ruhe finden. Carlyle hat einmal gesagt, daß Mill ein unglücklicher Mensch gewesen sei, der sich selbst für sehr glücklich gehalten habe.

Andererseits verdient Mills moralische Haltung gewissen Respekt. Er ist auf seine Art prinzipienfest und konsequent geblieben. Wir müssen [293] ja bedenken, daß Mill und Harriet Taylor nicht zur Literaturboheme gehörten, sondern zur angesehenen bürgerlichen Gesellschaft der viktorianischen Zeit, die keinerlei Verstöße gegen den „guten Ton“ verzieh.

Im Jahre 1858 endet Mills Anstellung bei der Ostindischen Handelsgesellschaft, deren Geschäfte in Indien nach dem Sepoy-Aufstand die englische Regierung selbst übernahm. Die Gesellschaft wurde liquidiert. In den folgenden Jahren veröffentlichte Mill einige politische und philosophische Schriften. Mit politischer Ökonomie hat er sich nicht mehr befaßt, wenn man von den Neuauflagen der „Grundsätze“ absieht. Er entwickelte die Ideen der bürgerlichen Demokratie („Über die Freiheit“) und machte sich zum Fürsprecher der Frauenrechte („Uber die Subordination der Frauen“). Ein paar Jahre war Mill Mitglied des Unterhauses. Nachdem er bei den folgenden Wahlen durchgefallen war, reiste er nach Frankreich und starb im Jahre 1873 in Avignon.

Die politische Ökonomie der Kompromisse

Marx und Tschernyschewski haben Mill fast gleichzeitig und in ganz ähnlicher Weise als Politökonom charakterisiert. Im ersten Band des „Kapital“ zitiert Marx jene Stelle, an der Mill von der ungerechten Verteilung im Kapitalismus spricht und schreibt anschließend: „Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich, daß, wenn Männer wie J. St. Mill usw. wegen des Widerspruchs ihrer altökonomischen Dogmen und ihrer modernen Tendenzen zu rügen sind, es durchaus unrecht wäre, sie mit dem Troß der vulgärökonomischen Apologeten zusammenzuwerfen.“[15]

Tschernyschewski schreibt in seinem Vorwort zur Übersetzung der „Grundsätze“: „Mill schreibt wie ein Denker, der nur die Wahrheit sucht, und der Leser erkennt, wie sehr sich der Geist der Wissenschaft, die er darlegt, von jenen Dingen unterscheidet, die bei uns für Wissenschaft ausgegeben werden.“[16] Weiter schreibt Tschernyschewski, daß dies keineswegs bedeute, daß er mit Mill völlig einer Meinung sei, er habe die Absicht, ihn zu kritisieren.

Mill bleibt so lange Wissenschaftler, wie er sich bemüht, bei den Grundlagen zu bleiben, die Smith und Ricardo gelegt haben, und wie er die wirklichen Vorgänge nicht zu Nutz und Frommen der Bourgeoisie zu entstellen sucht. Aber Mill entwickelt die Klassiker nicht weiter. Im Gegenteil, er paßt sie dem schon vorhandenen Niveau der vulgären politischen Ökonomie an und er steht stark unter dem Einfluß von Malthus, Say und Senior. Deshalb spricht Marx vom Eklektizismus [294] Mills, davon, daß ihm der konsequent wissenschaftliche Standpunkt gefehlt habe und er charakterisiert Mills Werke als „Bankrotterklärung der bürgerlichen Ökonomie“. Mill hat der „politischen Ökonomie der Kompromisse“, die die Interessen des Kapitals mit den Forderungen der Arbeiterklasse vereinbaren wollte, die entwickelte und deutlich abgrenzende Form gegeben.

Eine wichtige Besonderheit der „Grundsätze“ Mills besteht darin, daß es für die Mitte des 19. Jahrhunderts das beste Beispiel einer Abhandlung war, in der die politökonomische Wissenschaft als Ganzes untersucht wird. Bis zu Marshalls „Grundsätze der Ökonomie“, die 1890 erschienen, waren

[15] Marx, K., Das Kapital, Erster Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 638.
[16] Tschernyschewski, N. G., Isbrannye ekonomitscheskije proiswedenija, t. Ill, tsch. 1, Moskau 1948, S. 7 (russ.)

sie die maßgebende Darstellung der bürgerlichen politischen Ökonomie. Schumpeter ist von der Geistesfreiheit der viktorianischen Epoche begeistert, in der ein Werk, das der Arbeiterklasse gewisse Sympathien entgegenbrachte, den Geldkult mißbilligte und den Sozialismus nicht schmähte, zum Evangelium der Bourgeoisie werden konnte. Aber es ging hier nicht nur um Geistesfreiheit. Das wichtigste an Mills Buch bestand nicht darin, daß er den Kapitalismus kritisierte, sondern darin, daß er in ihm die Perspektiven der Vervollkommnung und des friedlichen Hineinwachsens in einen für die Bourgeoisie ungefährlichen evolutionären Sozialismus sah. Sicher sind John Stuart Mills Verdienste um die Bourgeoisie größer als die der vielen engstirnigen Konservativen und offenen Apologeten, von denen es immer mehr als genug gegeben hat. Mill ist der Vorläufer der ökonomischen und sozialen Ideen des englischen Labourismus des 20. Jahrhunderts.

Angesichts dieser bedeutenden Rolle Mills erscheint es merkwürdig, daß er in sowjetischen Vorlesungen und Lehrveranstaltungen zur Geschichte der politischen Ökonomie kaum erwähnt wird. Bestenfalls taucht sein Name im Zusammenhang mit den ökonomischen Auffassungen N. G. Tschernyschewskis auf.[17] Die Ursache liegt ganz offensichtlich darin, daß die Verfasser von einem zu engen Schema der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft befangen sind. Sie stellen die gesamte Entwicklung der bürgerlichen politischen Ökonomie nach [295] Ricardo als kontinuierlichen und „glatten“ Vulgarisierungsprozeß dar: in England mit der Linie Ricardo – MacCulloch – Senior; in Frankreich mit der Linie von den Physiokraten (und dem Einfluß Smith') zu Say und Bastiat. Für J. St. Mill mit seinen Schwankungen und Kompromissen ist in diesem Schema einfach kein Platz. Und um die Studenten nicht zu verwirren, wirft man ihn über Bord.

Doch ist Marx wiederholt auf den Gedanken zurückgekommen, daß sich die bürgerliche politische Ökonomie nach den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in zwei große Strömungen geteilt habe: in die offene Apologetik und in die Versuche, einen Mittelweg zwischen dem „von Gott gegebenen Recht des Kapitals“ und den Interessen der Arbeiter zu finden. Zudem waren beide Richtungen nicht homogen. Die zweite Richtung bot noch gewisse Möglichkeiten zu objektiver wissenschaftlicher Untersuchung. Diese Untersuchung mochte zur Begründung der Reformprogramme sogar notwendig sein.

Marx hat den Begriff „Vulgärökonomie“ eng mit der Theorie von den Produktionsfaktoren (mit der vielberufenen trinitarischen Formel) und mit der apologetischen Darstellung der Einkommen, also von Arbeitslohn, Profit und Rente, als natürliche Frucht und Vergütung dieser Faktoren, die nichts mit Ausbeutung von Lohnarbeit durch das Kapital zu tun habe, verbunden. Bei der Neuauflage der „Theorien über den Mehrwert“ haben sowjetische Wissenschaftler deshalb die Teile des Marxschen Manuskripts, die diesem Problem gewidmet sind, unter dem Titel „Das Einkommen und seine Quellen. Die vulgäre politische Ökonomie“ an das Ende der dreibändigen Ausgabe gesetzt. Marx schreibt hier unter anderem: „Die Vulgärökonomen – *sehr zu unterscheiden von den ökonomischen Forschern, die wir kritisiert* (hervorgehoben – A. W. A.) – übersetzen in der Tat (in die Sprache der politischen Ökonomie) die Vorstellungen, Motive etc. der in der kapitalistischen Produktion befangnen Träger derselben, in denen sie sich nur in ihrem oberflächlichen Schein reflektiert.“[18] Trotz der ganz entscheidenden Bedeutung des Problems der Einkommen und ihrer Quellen erschöpft sich darin nicht die politische Ökonomie. Solche Fragen wie Akkumulation und Konsumtion, Krisen, die ökonomische Rolle des Staates gewannen in dieser Wissenschaft immer mehr Gewicht. Auf verschiedenen Gebieten der ökonomischen Praxis fehlte es noch an konkreten Untersuchungen. Mill hat im

[17] Ich habe dieses Bild in wenigstens vier Büchern angetroffen: In den veröffentlichten Vorlesungen D. I. Rosenbergs (1940 – russ.), im Lehrbuch der Moskauer Universität, herausgegeben von I. I. Udalzow und F. J. Poljanski (1961 – russ.), in dem vom Sozekgis-Verlag herausgegebenen, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von N. Karatajew verfaßten Lehrgang (1963, deutsch 1965) und im gleichen von P. I. Sarrin herausgegebenen Lehrgang (Verlag „Wysschaja schkola“, 1963 – russ.). Im letztgenannten Buch finden sich auch folgende schwer erklärliche Dinge: in Kapitel 11 („Die Entstehung der vulgären bürgerlichen politischen Ökonomie“) wird im Abschnitt über Deutschland gesagt, daß Mill starken Einfluß auf die deutschen bürgerlichen Ökonomen ausgeübt habe, doch ist er unter den englischen Ökonomen gar nicht erwähnt. Eine marxistische Einschätzung von J. St. Mill aus heutiger Sicht findet sich in den Büchern L. W. Lewschins „Kritika teorii stoimosti angliiskich burshuasnych ekonomistow“ (Verlag Sozekgis, 1961 – russ.) und S. M. Nikitins „Teorii stoimosti i ich evoljuzija“ (Verlag „Mysl“, 1970 – russ.)

[18] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.3, Verlag, Berlin 1968, S. 445.

wesentlichen die vulgäre Auffassung von den Einkommen geteilt, aber auch seine Anschauungen beschränken sich nicht nur darauf.

Mills ökonomisches Hauptwerk besteht aus fünf Büchern (oder Teilen). Sie sind der Produktion, der Verteilung, dem Austausch, dem Fortschritt des Kapitalismus und der Rolle des Staates in der Wirtschaft [296] gewidmet. Alles ist in ausgezeichnetem Englisch, präzis, logisch und glatt geschrieben. Nur, allzu glatt! Hier findet sich auch nicht die Spur von Ricardos genialen Widersprüchen, sondern nur der Versuch, unterschiedliche Ansichten eklektisch miteinander zu verbinden.

Die Werttheorie, mit der Ricardo und Smith ihre Werke begonnen hatten, ist hier im dritten Buch untergebracht. Und das ist kein Zufall:

Bei Mill ist die Arbeitswerttheorie keineswegs die Grundlage der ökonomischen Lehre, wenngleich er formell nicht auf sie verzichtet.[19] Bei Mill hat der Wert wenig mit der eigentlichen Produktion zu tun und stellt sich nur als eine Erscheinung des Austausches, der Zirkulation dar. Der Wert ist für ihn nur das Verhältnis, zu dem sich eine Ware gegen andere Waren, besonders gegen Geld, austauschen läßt. Dieses Verhältnis ergebe sich auf dem Markt.

Für die bürgerlichen Klassiker von Petty bis Ricardo hatte diese Frage im allgemeinen so gestanden: Die letztliche Grundlage der Tauschwerte und der Preise ist der Arbeitsaufwand, während das Wirken aller übrigen Faktoren lediglich diese oder jene Abweichungen von dieser Grundlage hervorruft. Mill beseitigt faktisch die letztliche Grundlage der Preise. Ein letzter Schein von Ricardos Lehre zeigt sich in Mills Gedankengängen darin, daß er bei den meisten Waren die Herleitung der Preise aus den Produktionskosten für anwendbar hält. „Demnach ist die allgemeine Regel, Güter haben die Tendenz, sich gegenseitig auszutauschen zu solchen Werten, die jeden Produzenten befähigen, die Produktionskosten mit Einschluß des gewöhnlichen Gewinnes wieder zu erhalten, mit anderen Worten, zu solch einem Wert, bei dem alle Produzenten den gleichen Gewinn auf ihre Auslagen erhalten.“[20] Um aber die Sackgasse zu umgehen, in welche Ricardos engste Schüler bei einer derartigen Interpretation des Wertes geraten waren, geht er im Grunde von ihm ab und kommt zu der Auffassung, daß der Tauschwert (und der Preis) einer Ware einfach bei jenem Punkt entstehe, wo sich Angebot und Nachfrage die Wage halten. Und um beide Betrachtungsweisen miteinander in Einklang zu bringen, sagt Mill, daß die Kosten als wichtigster Faktor, der das Warenangebot bestimme, zu betrachten seien.

[297] Wir hatten schon erwähnt, daß sich die bürgerliche politische Ökonomie später die eklektizistische Interpretation des Wertes zueigen gemacht hat. Die Frage der bürgerlichen Klassiker nach der letztlichen Preisgrundlage wich einer im Grunde ganz anderen Frage: Wie werden die Preise bestimmt, die dem Gleichgewicht des Wirtschaftssystems entsprechen? Marx’ Konzeption beantwortet diese Frage, jedoch nicht losgelöst, sondern aufbauend auf dem festen Fundament der Arbeitswerttheorie (in der Theorie von der Konkurrenz und vom Produktionspreis). Mill dagegen hat die zweite Frage teilweise von der ersten abgetrennt. Das war der Anfang der formalen Analyse einer auf dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage beruhenden Preisbildung. Sie ist gegen Ende des Jahrhunderts von anderen bürgerlichen Ökonomen weitergeführt worden.

Mills Werttheorie fehlt fast völlig jener soziale Inhalt, wie er sich in Smith’ und Ricardos Werttheorie findet. Das zeigt sich schon darin, daß er die Fragen der Verteilung und der Einkommen nur so weit behandelt, wie er den Wert untersucht hat. Für Smith und Ricardo wäre das ganz unmöglich gewesen, weil es doch um die Verteilung des durch Arbeit geschaffenen und an ihr meßbaren Wertes ging.

[19] Der Aufbau, wie wir ihn bei Mill finden, läßt sich bis zu den heutigen angloamerikanischen Lehrbüchern der Ökonomie verfolgen. P. Samuelsons Lehrbuch ist so aufgebaut, daß die beiden ersten Teile die allgemeine „Theorie der Produktion“ enthalten und deren Wachstumsfaktoren behandeln. Erst im dritten Teil folgt (ebenso wie bei Mill) das Wertproblem, das hinter dem Aushängeschild „Preisbildung“ verborgen bleibt. Natürlich findet sich hier von Arbeitswerttheorie nicht die Spur, wogegen die Faktoren der Preisbildung wiederum in Mills Geist behandelt werden, wenngleich unter Anwendung der später entwickelten Analysetechnik, nämlich unter Verzicht auf die Suche nach der eigentlichen Preisgrundlage, an deren Stelle eine Reihe von Faktoren tritt, die aus dem Wirken von Angebot und Nachfrage entsteht.

[20] Mill, J. St., Grundsätze der politischen Ökonomie mit einigen ihrer Anwendungen auf die Sozialphilosophie. Erster Band, Jena 1924, S. 664.

Deshalb waren sie ja auch dem Begriff des Mehrwertes als Abzug vom vollen Produktwert zugunsten des Kapitalisten und Grundeigentümers fast auf die Spur gekommen.

Diese Betrachtungsweise bleibt Mill nicht ganz fremd. Nach Ricardo schreibt auch er, daß der Profit des Kapitalisten daher rührt, daß die Arbeit mehr Wert erzeuge als für ihre Erhaltung notwendig sei. Aber auch das bleibt ein bloßes Lippenbekenntnis zu seinem Lehrer. In Wirklichkeit nimmt er die Erklärung des Profits mit der Entsagung des Kapitalisten an. Die qualitative Seite des Verteilungsproblems wird so im Geiste der Dreieinigkeit der Produktionsfaktoren interpretiert, und Mill ist Say und besonders Senior viel näher als Ricardo. Zur quantitativen Seite der Verteilung, zu den Anteilen, die jedem der drei Faktoren, also eigentlich den Klassen, zustehen, hat Mill überhaupt keine klare Vorstellung. Er versucht, bei Ricardos Positionen zu bleiben und sagt, daß die Rente durch das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag sowie durch den Übergang zur Bestellung der schlechteren Böden bestimmt werde und deshalb tendenziell steige. Der Anteil des Arbeitslohnes bleibe relativ stabil, da er vom sogenannten Arbeitsfonds bestimmt werde. Der Profit, eigentlich der Rest vom Produktenwert, sei quantitativ ganz unbestimmt.

Die Theorie vom Arbeitsfonds hat die ganze politische Ökonomie nach Ricardo bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beherrscht. Ihren Vertretern erschien die Volkswirtschaft eines großen Landes wie ein Gutshof, dessen Besitzer für ein Jahr einen Produktvorrat anlege, um seine Knechte zu ernähren. Mehr als seinen Vorrat könne er ihnen nicht geben. Der Gutsherr werde auch nicht mehr Nahrung anhäufen als die [298] Knechte, die zur Arbeit auf seinem Landstück notwendig sind, brauchen. Wenn man dieses Modell auf die Gesellschaft übertrug, ergab sich, daß sie stets über einen sehr festen und faktisch stabil bleibenden Fonds an Nahrungsmittelvorräten verfüge, den die Kapitalisten anlegen („zurücklegen“), um ihre Arbeiter zu unterhalten. Der Arbeitslohn werde einfach von der Division dieses Fonds durch die Zahl der Arbeiter bestimmt. So ergab sich ein Bild, das dem schon erwähnten „ehernen Lohngesetz“ glich: Wenn der Arbeitsfonds eine konstante Größe ist, dann ist jeder Kampf der Arbeiterklasse um die Verbesserung ihrer Lebenslage sinnlos. Bestenfalls kann eine Gruppe von Arbeitern zu Lasten der anderen gewinnen. Der Verfasser des Beitrages über den Arbeitsfonds in Palgraves „Dictionary of Political Economy“ (dieses solide Werk erschien Ende des 19. Jahrhunderts) stellt fest, daß in dieser Theorie eine der Ursachen für die feindselige Haltung der englischen Arbeiter zur offiziellen Wissenschaft zu suchen sei.

Sich selbst treu bleibend, liefert John Stuart Mill auf einer Seite eine exakte Formulierung der Theorie vom Arbeitsfonds, auf der nächsten Seite schon spricht er von der Möglichkeit einer erheblichen Verbesserung des Lebensstandards der Arbeiterklasse im Kapitalismus. Im Jahre 1869 sagte er sich in einem Aufsatz von dieser Theorie los, um jedoch in der nächsten Auflage der „Grundsätze“ die alte Position in Kraft zu lassen.

Kompromisse und der Hang, Unvereinbares miteinander in Einklang bringen zu wollen, sind für diesen Mann bis an sein Lebensende charakteristisch gewesen.

[299]

Kapitel 14: Die ökonomische Romantik: Sismondi

[300] In seiner Arbeit „Zur Charakteristik der ökonomischen Romantik (Sismondi und unsere einheimischen Sismondisten)“ schrieb W. I. Lenin, „daß Sismondi in der Geschichte der politischen Ökonomie eine Sonderstellung einnimmt, daß er ein glühender Anhänger der Kleinproduktion ist und sich mit Protest gegen die Verteidiger und Ideologen des Großunternehmertums wendet“.[1]

Sismondis Name und seine Ideen standen im Mittelpunkt des Kampfes, den Rußlands revolutionäre Marxisten in den neunziger Jahren gegen die liberalen Volkstümler führten. Die Volkstümler erklärten, daß sich in Rußland der Kapitalismus nicht entwickeln könne und dürfe, weil das Volk zu arm sei, um die Warenmasse zu konsumieren, die von den kapitalistischen Unternehmen produziert werden würde. Im Gegensatz zu den anderen Ländern, die eher mit der industriellen Entwicklung begonnen haben, könne Rußland nicht darauf rechnen, seine Waren auf den Außenmärkten abzusetzen, denn diese Märkte seien längst besetzt. Die Volkstümler wollten für Rußland einen „besonderen“ Entwicklungsweg, nämlich, unter Vermeidung des Kapitalismus, mit der handwerklichen Kleinproduktion und der Dorfgemeinde zum Sozialismus. Damit ließen sie im Grunde die kleinbürgerlichen; utopischen Ideen Sismondis wiederaufleben, der seinerzeit den Zusammenbruch des Kapitalismus durch „Unterkonsumtion“ vorausgesagt und seine Hoffnungen ebenfalls auf das Handwerk und die Bauernschaft gesetzt hatte.

Mit Marx’ Lehre, besonders mit seiner Reproduktionstheorie, wiesen die russischen Marxisten nach, daß der kapitalistische Entwicklungsweg für Rußland gesetzmäßig und fortschrittlich sei. Daß die Armut des Volkes die Entwicklung des Kapitalismus ausschließe, treffe nicht zu. Er selbst schaffe sich einen Markt: Die wachsenden Fabriken haben Bedarf an Produktionsmitteln, die der Bauernschaft entstammenden Arbeiter sehen sich genötigt, die Konsumgüter, die sie sich früher selbst hergestellt hatten, zu kaufen. Der Kapitalismus schreite durch Krisen und Erschütterungen voran, aber er schreite voran! Und je weiter der Kapitalismus die Produktivkräfte entwickele, um so sicherer bereite er die Voraussetzungen für die sozialistische Revolution. Darin bestehe die historische Mission des Kapitalismus. Die Marxisten würdigten Sismondi zwar als Kritiker des Kapitalismus, verwiesen zugleich aber auch auf das Utopische und Reaktionäre seiner ökonomischen Auffassungen, die sich die Volkstümler zueigen gemacht hatten.

Durch seine Sonderstellung, die Sismondi in der politischen Ökonomie gegenüber der klassischen englischen Schule wie auch der „Sayschen Schule“ einnahm, konnte er eine Reihe wichtiger Fragen des Kapitalismus mit ausgeprägter Originalität und Scharfsinn erkennen und [301] in gewissem Maße analysieren. Sismondi war der erste große Ökonom der vormarxschen Zeit, der das Axiom vom naturgegebenen und ewigen Kapitalismus anzweifelte. Er versuchte, das historische und soziologische Element in die politische Ökonomie einzuführen. Sismondi sah in der politischen Ökonomie nicht in erster Linie die Wissenschaft vom bürgerlichen Wohlstand, sondern die Lehre von der Vervollkommnung des sozialen Milieus für das Glück der Menschheit. Er war ein begabter Kritiker des Kapitalismus und der bürgerlichen politischen Ökonomie seiner Zeit. In seinen Schriften, die sich durch einen eindrucksvollen und lebendigen Stil auszeichnen, zeigt sich Sismondi als Humanist und Radikaler, der tiefes Mitgefühl für das arbeitende Volk empfand und nach Lösungen für die brennenden sozialen Probleme suchte.

Ein Genfer Bürger

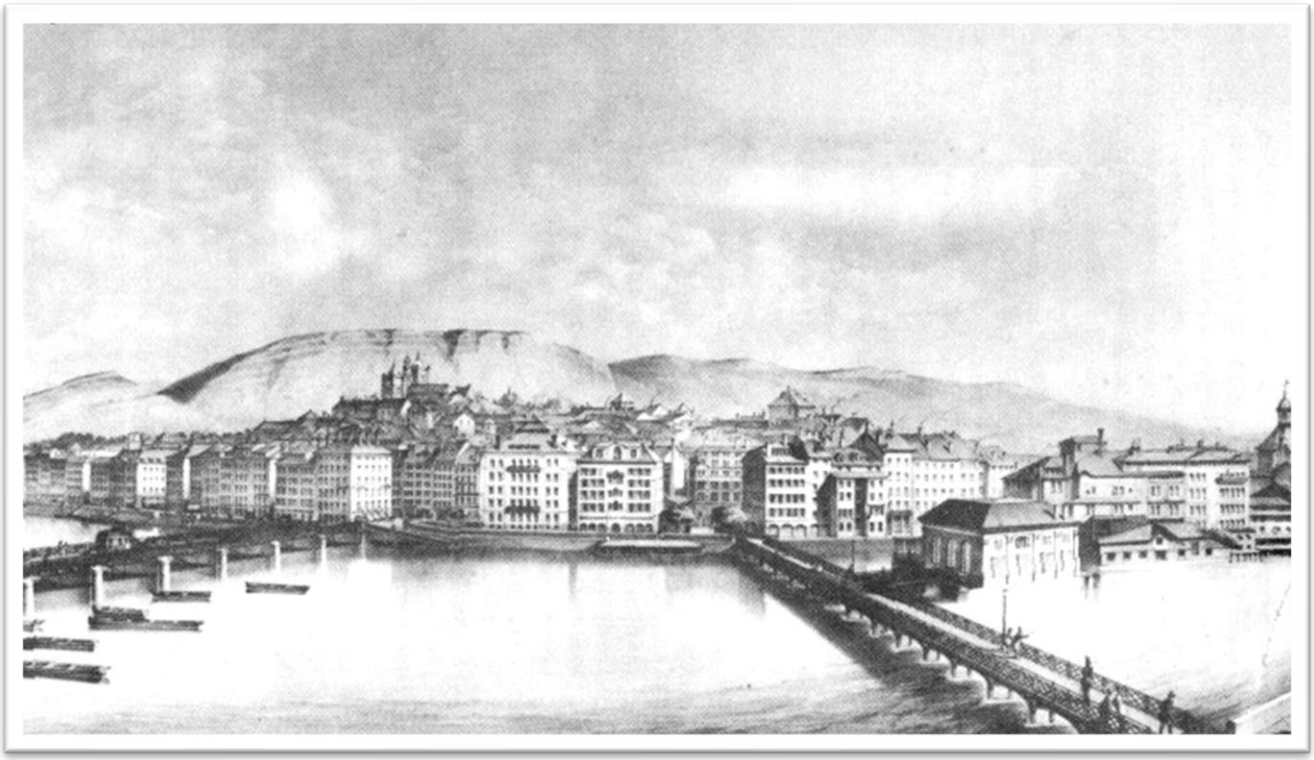
Jean-Charles-Léonard Simonde de Sismondi wurde 1773 in einem Genfer Vorort geboren. Seine Vorfahren stammten aus Norditalien, hatten lange in Frankreich gelebt, und waren später, als sie zum Calvinismus übergetreten waren, aus Furcht vor religiösen Verfolgungen nach Genf übersiedelt. Der Vater des Ökonomen war ein calvinistischer Prediger; die Familie war wohlhabend und gehörte zur Genfer Aristokratie.

Genf war im 18. Jahrhundert eine unabhängige Kleinrepublik und mit den übrigen Schweizer Kantonen durch recht lockere Bande verknüpft. Die Bevölkerung dieses Teils der Schweiz spricht

[1] Lenin, W. I., Zur Charakteristik der ökonomischen Romantik, Werke, Bd. 2, Berlin 1961, S. 125

französisch. Ebenso wie Rousseau, sein großer Landsmann und gewissermaßen auch Lehrer, war Sismondi, wie einer seiner Biographen berichtet, von Geburt und im Herzen Genfer, in seiner Denkweise und in der Anlage seiner Werke aber Franzose. Übrigens können ihn auch die Italiener nicht ohne Grund für sich beanspruchen: Ganz abgesehen von seiner Herkunft hat er doch einen großen Teil seiner Arbeiten der Geschichte und Wirtschaft Italiens gewidmet und sich überhaupt in diesem Land zuhause gefühlt. Sismondi war außerdem noch des Lateinischen, Deutschen, Englischen, Spanischen, Portugiesischen und Provencalischen mächtig. Er war Europäer und Kosmopolit, und zwar im besten Sinne dieser heute recht kompromittierten Begriffe.

Die Wurzeln von Sismondis Ideen sind in gewissem Maße in jenem friedlichen, patriarchalischen Milieu zu suchen, in dem er seine Kindheit und Jugend verbrachte. Er hatte sich in seinem ganzen späteren Leben die Überzeugung gewahrt, daß das Glück meist in den Häusern der redlich arbeitenden Handwerker und Bauern wohne, die großen Städte mit ihren Fabriken, Handelskontoren und Banken aber fliehe. Aber gerade dieses patriarchalische Leben gehörte der Vergangenheit an. Die industrielle Revolution hatte es zerstört. Das 301 Handwerk war der Fabrikproduktion und der auf seine Fertigkeit und [302]



Genf um 1840

[303] seinen bescheidenen Wohlstand stolze selbständige Handwerker dem besitzlosen Proletarier gewichen.

Ohne seine Bildung beendet zu haben, war Sismondi mit achtzehn Jahren gezwungen, nach Lyon abzureisen und dort Kontorist bei einem Kaufmann, einem Freund des Vaters, zu werden. Der Vater hatte sein Geld in französischen Staatspapieren angelegt und es verloren, als die Französische Revolution begann. Sein Vermögen war damit stark angegriffen.

Die Revolution der Jakobiner sollte bald auch Lyon und dann Genf erfassen, das immer eng mit dem benachbarten Frankreich liiert war. Für Sismondis Familie begann eine Zeit des ruhelosen Wanderns. Anfang 1793 emigrierte sie nach England, wo sie eineinhalb Jahre verbrachte. Bald nach der Rückkehr mußte sie erneut fliehen – diesmal nach Oberitalien, das jedoch kurz darauf ebenfalls von den Franzosen besetzt wurde. Fünf Jahre lang verwaltet der junge Sismondi ein kleines Landgut in Toskana, das die Familie für das noch gerettete Geld gekauft hatte. In diesen stürmischen Jahren lernt er als politisch verdächtiges Individuum mehrere Gefängnisse kennen. Sismondis Familie kehrt in die

Heimat zurück, als Genf offiziell zu einem Teil Frankreichs geworden ist (1798) und sein Erster Konsul, Napoleon Bonaparte, „Recht und Ordnung“ wiederhergestellt hat.

Zu dieser Zeit hatten sich die Fähigkeiten und Neigungen des jungen Sismondi schon sehr deutlich ausgeprägt. Mit einem Buch über die Landwirtschaft Toskanas trägt seine literarische Arbeit erste Früchte. Im Jahre 1803 veröffentlicht er eine Arbeit über die politische Ökonomie, die den Titel trägt: „Über den kommerziellen Reichtum“, in der er sich als Schüler Adam Smith’ und Verkünder von dessen Ideen bekennt.

Sismondi gehört zu dem Kreis der Gelehrten und Schriftsteller, die sich um den bekannten Bankier, Politiker und Denker Jacques Necker und seine Tochter Madame de Stad, eine Schriftstellerin und Persönlichkeit des gesellschaftlichen Lebens, eine Frau, die Puschkin als eine außergewöhnliche Frau bezeichnet hat, scharten. Auf dem Landgut Neckers und seiner Tochter hat Sismondi lange Zeit zugebracht und Madame de Staël auf ihren Reisen begleitet. Die Romantik der Madame de Stad und der ihr nahestehenden Schriftsteller hat Sismondi ganz offensichtlich beeinflußt. Sismondis Hauptbeschäftigung war die Geschichte. Er hat eine mehrbändige „Geschichte der italienischen Republiken des Mittelalters“ verfaßt und glänzende Vorträge über die Literaturgeschichte der romanischen Völker gehalten. Im Jahre 1813 hält sich Sismondi in Paris auf, wo er den Sturz Napoleons, die Restauration der Bourbonenherrschaft und die Tragödie der Hundert Tage miterlebt. Diese Ereignisse machen ihn aus einem Gegner zum Anhänger Napoleons: Er hofft, daß das neue Imperium die recht nebelhaften Ideale von Freiheit und Glück verwirklicht.

[304] Nach Waterloo und dem Wiener Kongreß (1815) kehrt Sismondi in die Schweiz zurück, der Genf jetzt wieder angehört. Er hält sich auch in England und einigen anderen Ländern auf. In diesen Jahren nehmen Sismondis Ideen Gestalt an, und er schreibt sie in dem 1819 erschienenen Buch „Neue Grundsätze der politischen Ökonomie, oder Über den Reichtum im Verhältnis zur Bevölkerung“ nieder. Dieses Buch ist Sismondis Hauptbeitrag zur ökonomischen Wissenschaft. Es sollte ihn bald in ganz Europa zu einem berühmten Ökonomen machen. Im Jahre 1827 gibt Sismondi die zweite Auflage seines Buches heraus, in der seine Polemik gegen die Schule Ricardos in England und Says in Frankreich noch schärfer ist. Die Wirtschaftskrise von 1825 hält er für die Bestätigung, daß seine Vorstellungen von der Möglichkeit einer allgemeinen Überproduktion richtig und die sie in Abrede stellenden Auffassungen falsch sind. Im Vorwort zu dieser Auflage finden wir Anzeichen des Triumphes über seine Gegner. Allerdings hat das seiner Bewunderung für Ricardo keinen Abbruch getan.

Dieses Buch, so schreibt Sismondi, sei weniger das Ergebnis des gründlichen Studiums der Werke anderer Gelehrter. Es sei eher aus seinen Beobachtungen der Wirklichkeit entstanden, die ihn von der Unrichtigkeit der Grundlagen der „orthodoxen“ Wissenschaft, das heißt der Lehre von Smith, wie sie einerseits Ricardo und andererseits Say entwickelt hätten, überzeugt haben. Ricardo hatte, wie wir schon wissen, alle gesellschaftlichen Erscheinungen von den Interessen der Produktion, des Wachstums des nationalen Reichtums hergeleitet. Sismondi erklärte, daß die Produktion nicht Selbstzweck und der nationale Wohlstand eigentlich kein Wohlstand sei, weil der größte Teil der Bevölkerung nur kümmerliche Brosamen davon erhalte. Der Weg über die Großindustrie sei der Untergang der Menschheit. Sismondi forderte, die politische Ökonomie dürfe hinter ihren abstrakten Schemen den lebendigen Menschen nicht vergessen. Sismondis Buch ist erfüllt von edelmütigem Humanismus und scharfer Kritik an der Geißel und den Plagen des Kapitalismus.

Im Jahre 1819 heiratet Sismondi eine junge Engländerin. Die Ehe blieb kinderlos. Den Rest seines Lebens hat er friedlich in seinem kleinen Landgut bei Genf verbracht, wo er sich nur noch der Arbeit an der grandiosen „Geschichte der Franzosen“ widmete. Obgleich er neunundzwanzig Bände davon veröffentlichte, war es Sismondi nicht vergönnt, dieses Werk zu beenden. Außerdem hat er noch eine Reihe anderer Werke über Geschichte und Politik veröffentlicht. Doch sind die ökonomischen Arbeiten, die Sismondi in dieser Zeit geschrieben hat, kaum bemerkenswert. Seinerzeit waren die Geschichtswerke Sismondis sehr geschätzt, und zu seinen Lebzeiten kannte man ihn vor allem als Historiker. Heute haben seine Geschichtswerke kaum noch Bedeutung, während der Beitrag Sismondis zur ökonomischen Wissenschaft auch aus unserer Sicht noch bemerkenswert ist.

[305] Er war ein unermüdlicher Arbeiter. Bis zu seinen letzten Tagen hat er täglich acht und mehr Stunden am Schreibtisch zugebracht. Insgesamt hat Sismondi siebzig Bände geschrieben! Abwechslung fand er in Spaziergängen und in den Gesprächen mit den zahlreichen Freunden und Gästen, die sich gern in seinem gastlichen Haus einfanden. Der Lebensabend des großen Genfers war ebenso klar und glücklich wie seine Kindheit und Jugend. Er starb 1842 im Alter von neunundsechzig Jahren.

Auf Porträts wird uns Sismondi mit einem vollen, breitflächigen Gesicht vorgestellt. Einer seiner Zeitgenossen berichtet, daß Sismondi von Kindheit an sehr täppisch und ungeschickt gewesen sei. Das habe ihn von der großen Gesellschaft ferngehalten und zu einem Stubengelehrten gemacht. Sismondi war sehr weichherzig, gutmütig und empfindlich. Schriftsteller, die die Kreise um Madame de Staël beschrieben haben, nennen ihn den „gütigen Sismondi". Er war ein treuer Freund, vorbildlicher Gatte, fürsorglicher Sohn und Bruder. Doch hat ihn seine Weichherzigkeit nicht gehindert, prinzipienfest und wo es notwendig war, in seinem Denken und Handeln auch mutig und standhaft zu sein. Der schon erwähnte Zeitgenosse schreibt, daß Sismondi wohl ein friedfertiger Mensch, doch stets bereit gewesen sei, die Ehre eines Freundes in hartem Kampf zu verteidigen. Sismondi unterhielt Beziehungen zu einer bekannten Zeitschrift, in der ein Artikel erschienen war, der die Gefühle eines sehr auf Ansehen bedachten Herrn verletzt hatte. Der beschuldigte Sismondi der Urheberschaft des Artikels und forderte, daß er sich dazu bekenne oder den wirklichen Verfasser nenne. Sismondi verweigerte jede Antwort. Darauf wurde er zum Duell gefordert. Sismondi nahm die Aufforderung an, bot sich dem Schuß des Gegners und schoß selbst in die Luft. Erst dann erklärte er, daß er nicht der Verfasser des Artikels sei. So ging er aus diesem lächerlichen Konflikt mit dem Ruhm eines ganzen Kerls hervor.[2]

Kritik des Kapitalismus

Wir wollen für einen Augenblick zu Aristoteles zurückkehren. Der Leser wird sich erinnern, daß der große Hellene der Ökonomik die Chrematistik entgegengestellt hatte. Die Ökonomik war für ihn das natürliche Wirtschaften, das den Bedürfnissen des Menschen diene. Mit Chrematistik aber bezeichnete er das Streben nach schrankenloser Bereicherung. Bei ihr diene das Wirtschaften nicht der Konsumtion, sondern der Anhäufung von Reichtum. Wir hatten auch gesehen, welche Wandlungen dieser Gedanke seit Aristoteles' Zeiten durchgemacht hat.

Dieser Gedanke bot die natürliche Grundlage für jede Kritik am Kapitalismus, denn so betrachtet war der Kapitalismus nur noch [306] Chrematistik. Sismondis Ideal war nicht die halbnaturale Sklavenhalterwirtschaft, sondern die patriarchalische Wirtschaft der unabhängigen Bauern und Handwerker und für ihn waren nicht die Athener Händler und Wucherer, sondern die englischen Fabrikanten, Kaufleute und Bankiers, deren Sitten schon begannen, seine Vaterstadt Genf und sein geliebtes Frankreich einzunehmen, die Verkörperung der Chrematistik.

Sismondis Kritik des Kapitalismus war kleinbürgerlich. Aber nicht im primitiven Sinne. Der kleine Krämer oder Handwerker war für ihn durchaus nicht die Krone der Schöpfung. Aber er kannte keine andere Klasse, die seine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft der Menschheit hätte tragen können. Sismondi sah das Elend des Industrieproletariats, er hat die schwere Lage der Proletarier ausführlich geschildert, aber ihre historische Rolle nicht begriffen. Er schrieb in einer Zeit, da die Ideen des utopischen und kleinbürgerlichen Sozialismus entstanden. Er selbst ist nie Sozialist gewesen und er hat die Utopien Owens und der anderen Vertreter dieser Richtung nicht minder negativ beurteilt als es Ricardo tat. Aber die Epoche selbst hat Sismondis Kritik am Kapitalismus gegen seinen Willen sozialistische Merkmale verliehen. So wurde er vor allem in Frankreich, aber in gewissem Maße auch in England zum Begründer des kleinbürgerlichen Sozialismus. Marx und Engels haben bereits 1848 im „Manifest der Kommunistischen Partei" darauf hingewiesen. Sismondi war der dem Kapitalismus innewohnende Geldkult verhaßt. Als sich Madame de Stael anschickte, in die Vereinigten Staaten zu reisen (die Reise ist dann aber nicht zustandegekommen), schrieb er ihr ganz entrüstet, daß man in

[2] Vgl. Stevens, A., Madame de Staël. A Study of Her Life and Times: the First Revolution and the First Empire, vol. 2, London 1881, p. 19 (engl.).

diesem Land alles am Geld messe und zitierte in diesem Brief einen Artikel aus einer amerikanischen Zeitung, in dem vom Vermögen der Tochter Neckers die Rede war, ihr Talent, ihr Geist und ihre literarischen Verdienste aber mit keinem Wort erwähnt wurden. Aber Sismondis Kritik am Kapitalismus ist nicht solcher Gefühlsausbrüche wegen bemerkenswert. Als großartiger Ökonom und Soziologe konnte er viele tatsächlich wesentliche Widersprüche und Laster des Kapitalismus sehr augenfällig darstellen.

In den Mittelpunkt seiner Theorie stellte Sismondi das Markt- und Krisenproblem, das er eng mit der Entwicklung der Klassenstruktur der bürgerlichen Gesellschaft, mit der Tendenz zur Verwandlung der Werktätigen in Proletarier verband. Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen, den Widerspruch erfaßt, der sich herausbildete, der aus einer kleinen Wunde zu Sismondis Zeiten dann zu einem schweren Gebrechen werden sollte. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß die politökonomische Literatur dem Problem der Wirtschaftskrisen Tausende, ja Zehntausende Arbeiten gewidmet hat. Sismondis Werke haben sich in dieser Masse nicht verloren. Natürlich ist er dem Krisenproblem nicht auf die Spur gekommen. Aber schon dadurch, daß er sich ihm gewidmet hatte (1819!), war er seinen Zeitgenossen einen [307] großen Schritt voraus. Lenin schrieb in der schon erwähnten Arbeit: „Historische Verdienste werden nicht danach beurteilt, was historische Persönlichkeiten, gemessen an den heutigen Erfordernissen *nicht geleistet haben*, sondern danach, was sie im Vergleich zu ihren Vorgängern *Neues geleistet haben*."[3]

Für Ricardo und seine Anhänger war der Wirtschaftsverlauf noch eine endlose Serie von Gleichgewichtszuständen gewesen, und der Übergang von einem Gleichgewichtszustand zum nächsten verlief bei ihnen durch automatische „Anpassung" ganz reibungslos. Sie interessierten sich eben für diese Gleichgewichtszustände, während sie die Übergänge im Grunde ignorierten. Sismondi aber erklärte, daß diese Übergänge keine reibungslose Anpassung, sondern scharfe Krisen darstellen, deren Mechanismus zu erkennen eben für die Wissenschaft so wichtig ist. Bei Sismondi besteht das Modell des Kapitalismus ganz allgemein gesagt in folgendem: Der Profit ist Triebkraft und Ziel der Produktion, und die Kapitalisten trachten danach, aus ihren Arbeitern möglichst viel Profit herauszupressen. Infolge der naturgegebenen Gesetze des Bevölkerungswachstums (Sismondi folgte darin im wesentlichen Malthus) liegt das Arbeitsangebot chronisch über der Nachfrage, so daß die Kapitalisten den Arbeitslohn auf dem Subsistenzminimum halten können. Um zu überleben, sind die Arbeiter gezwungen, täglich zwölf bis vierzehn Stunden zu arbeiten. Die Kaufkraft dieser Proletarier ist äußerst niedrig und beschränkt sich auf geringe Mengen der lebensnotwendigsten Dinge. Indessen bringt ihre Arbeit mehr und mehr Waren hervor. Die Einführung der Maschinen verstärkt diese Disproportion noch: Sie erhöhen die Arbeitsproduktivität und verdrängen zugleich die Arbeiter. So kommt es schließlich dahin, daß immer mehr gesellschaftliche Arbeit zur Herstellung von Luxusgegenständen für die Reichen in Anspruch genommen wird. Aber deren Bedarf an Luxus ist begrenzt und nicht stabil. Und so folgert Sismondi logisch, daß Überproduktionskrisen unvermeidlich seien.

Hieraus ergeben sich aber auch die Rezepte, die Sismondi verschreibt. Eine Gesellschaft, in der es einen mehr oder weniger „reinen" Kapitalismus gebe und zwei Klassen, nämlich Kapitalisten und Lohnarbeiter, vorherrschen, sei zu furchtbaren Krisen verurteilt. Die Rettung sucht Sismondi, ähnlich wie Malthus, in „dritten Personen", in den Zwischenklassen und -schichten. Doch im Gegensatz zu Malthus sieht er sie vor allem in den kleinen Warenproduzenten – den Bauern, kleinen Gewerbetreibenden und Handwerkern. Außerdem nahm Sismondi an, daß sich die kapitalistische Produktion nicht ohne einen ausgedehnten äußeren Markt entwickeln könne. Und diesen äußeren Markt legte er recht einseitig aus, nämlich als Absatz der Waren der [308] weiter fortgeschrittenen Länder in den weniger entwickelten. Mit dem äußeren Markt erklärte er sich auch den Umstand, daß England unter der Last seines Reichtums noch nicht zusammengebrochen war.

Der Staat müsse in das Wirtschaftsleben eingreifen. Nur so hoffte Sismondi, jene natürlichen und gesunden Normen im Wirtschaftsleben aufrechterhalten zu können, die von der blindwirkenden Entwicklung unaufhaltsam zerrüttet wurden. Sismondi schlug verschiedene Maßnahmen vor, die

[3] Lenin, W. I., Zur Charakteristik der ökonomischen Romantik, Werke, Bd. 2, Berlin 1961, S. 125.

seinerzeit bedrohlich sozialistisch erschienen, jedoch zum Teil mit dem Kapitalismus durchaus vereinbar sind: Sozialversicherung und Sozialfürsorge für die Arbeiter, „Gewinnbeteiligung" der Arbeiter usw. Diese Abschnitte in Sismondis Buch sind aus heutiger Sicht besonders interessant.

Aber ansonsten blickte Sismondi nicht voraus, sondern zurück. Er suchte die Rettung vor dem Kapitalismus in der Erhaltung der alten Zustände, also darin, daß man die Konzentration des Reichtums in den Händen weniger verhinderte. Er sah nicht, daß diese Versuche, die Entwicklung des Kapitalismus aufzuhalten, zu seiner Zeit sinnlos waren. Natürlich wollte auch Sismondi nicht zum Mittelalter, zum Feudalismus zurück. Er wollte nur mit Hilfe von gesellschaftlichen Instituten unter dem Anschein des Neuen die „gute alte Zeit" zurückholen und dem unmenschlichen Treiben des Kapitalismus Einhalt gebieten. Um den Arbeitern ein gesichertes Dasein zu gewährleisten, schlug er ein System vor, das an die alten Handwerkerzünfte erinnerte. Er wollte auch, daß in England der kleine Landbesitz wiederhergestellt würde. Diese ökonomische Romantik war Utopie und zugleich reaktionär, denn sie negierte das progressive Wesen der kapitalistischen Entwicklung und war nicht von der Zukunft, sondern von der Vergangenheit inspiriert.

Die Krisen

„So schweben über den Nationen Gefahren, die völlig im Gegensatz zueinander zu stehen scheinen. Nationen können sich ruinieren, sowohl wenn sie zu viel als auch wenn sie zu wenig ausgeben."[4] Sismondis Scharf blick versetzt uns in Erstaunen. Die Frage so zu stellen wäre Smith und Ricardo nie eingefallen. Nach ihrer Auffassung hätte die Nation wie auch der einzelne nur dann ruiniert werden können, wenn der Aufwand größer wäre als der Ertrag und dadurch das Kapital „aufgezehrt" würde. Aber daß man auch zugrunde gehen kann, wenn man zu wenig ausgibt?

In der Tat ist viel Wahres an diesem Gedanken Sismondis, das zudem auch auf den Kapitalismus von heute durchaus anwendbar wäre. Bis zu einem gewissen Grade trifft es zu, daß Krisen deshalb beginnen, weil [309] die Nationen „zu wenig ausgeben". Auf den Lagern häufen sich Waren, die niemand kaufen kann. Die Produktion geht zurück, die Beschäftigungslage verschlechtert sich und die Profite fallen. Der bürgerliche Staat der Gegenwart sieht gegen Krisen auch Maßnahmen vor, mit denen er die Bevölkerung anregen will, mehr zu konsumieren. Oder aber er erhöht selbst seine Ausgaben und beschafft sich das Geld mit der Aufnahme von Krediten. Wenn in der Wirtschaft die zahlungsfähige Nachfrage nicht ausreicht, um die erzeugte Warenmenge aufzunehmen, dann muß diese Nachfrage angepeitscht oder selbst künstlich geschaffen werden. Das ist die Weisheit der heutigen Antikrisenpolitik. Sie läßt wohl kaum theoretisches Verständnis für die Ursachen der Krisen erkennen. Eher widerspiegelt sie aus der Erfahrung und ihrer Verallgemeinerung geborene praktische Methoden, die in gewissen Grenzen im Kampf gegen die Krise wirksam sein können. Doch enthielt Sismondis System schwerwiegende Fehler, die schließlich zu einer reaktionären Utopie, zur Verteidigung abgestandener patriarchalischer Vorstellungen, des Überholten, der manuellen Arbeit führten. Als wir die Auffassungen Sismondis erläutert haben, sprachen wir nur von der individuellen Konsumtion und den Konsumgütern. Und das ist kein Zufall. Ebenso wie Smith hat Sismondi das Produkt der gesellschaftlichen Arbeit auf die Summe der Einkommen – des Profits, der Rente und des Arbeitslohnes – reduziert. Daraus folgte dann jene eigentümliche und falsche Vorstellung, die Marx als *Smithsches Dogma* bezeichnet hat und die darin besteht, daß sich das jährliche Produkt einer Nation in der Naturalform auf die Masse der Konsumgüter reduzieren lasse. Denn die Einkommen werden zum überwiegenden Teil für die Konsumtion verbraucht. Alles übrige, was die Volkswirtschaft erzeuge, könne man der „reinen Analyse" wegen vernachlässigen. Sismondi hat diesem, nach einem Ausdruck von Marx „sagenhaften Dogma" einen ganz besonderen Sinn verliehen, indem er es zur Grundlage seiner Vorstellungen von den Ursachen der Wirtschaftskrisen machte.

In Wirklichkeit jedoch besteht das jährliche Produkt der Gesellschaft nicht nur aus Konsumtionsmitteln, sondern auch aus Produktionsmitteln, das heißt aus Maschinen und Transportmitteln, Kohle, Metall und anderen Materialien. Zwar wird ein Teil davon zu Konsumgütern. Aber das könnte auch

[4] Simonde de Sismondi, J.-C.-L., Neue Grundsätze der Politischen Ökonomie oder vom Reichtum in seinen Beziehungen zur Bevölkerung, Erster Band, Berlin 1971, S. 112.

im folgenden Jahr oder gar später sein. Außerdem können wir für das betreffende Jahr nicht nur vom Umsatz von Tuchen sprechen, denn auch Baumwolle, aus der die Tuche hergestellt werden, wird gehandelt usw. Auch wenn keine neuen Investitionen vorgesehen sind, müssen Maschinen hergestellt werden, um die ausgesonderten, verschlissenen Maschinen zu ersetzen, und neue Gebäude entstehen anstelle der alten, verfallenden. Für den Kapitalismus aber ist nicht die einfache, sondern die erweiterte [310] Reproduktion typisch, bei der ständig neue Kapitalanlagen (Investitionen) vorgenommen werden.

Mit der Komplizierung der Produktion, mit der Entwicklung neuer Zweige und zunehmender Anwendung von Maschinen wächst der Anteil der Produktionsmittel am jährlichen Produkt bis zu einer gewissen Grenze. Besonders groß ist er bei einer hohen Akkumulationsrate, das heißt bei einem im Verhältnis zum Produkt großen Umfang der Kapitalanlagen. Der Bedarf der Wirtschaft an Produktionsmitteln läßt einen speziellen Markt entstehen, der von der Konsumtionskraft der Gesellschaft weitgehend unabhängig ist. Deshalb sind Krisen auch keine permanente Erscheinung, sondern treten stets periodisch auf. In gewissem Maße kann sich das Kapital selbst erhalten, indem es sich gleichsam in einem geschlossenen Kreis bewegt. Kohle wird gefördert, aber sie dient nicht zur Beheizung der Wohnungen, sondern geht in die Hochöfen. Metall wird geschmolzen, aber nicht um Messer und Gabeln herzustellen, sondern um vielleicht Bergbaumaschinen zu produzieren. Die Spontaneität der kapitalistischen Wirtschaft läßt keineswegs sofort erkennen, daß zuviel Kohle, zuviel Metall oder zuviel Maschinen hergestellt werden.

Die Ursache der Krisen ist nicht nur in der Armut des größten Teils der Bevölkerung, in der unzureichenden zahlungsfähigen Nachfrage nach Konsumgütern zu suchen. Die Theorie wie auch die Erfahrungen der Geschichte beweisen, daß die Produktion auch bei einem extrem niedrigen Lebensstandard des Volkes steigen kann. Besonders augenfällig wird das, wenn zum produktiven Bedarf in der Wirtschaft noch ein bedeutender Rüstungsbedarf hinzukommt. Schließlich sollten wir auch daran denken, daß es vor dem Kapitalismus keine Krisen gegeben hat, obgleich das Elend des Volkes nicht geringer gewesen ist als im 19. Jahrhundert.

Der Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion wohnt dem Kapitalismus inne und spielt in den Wirtschaftskrisen eine bedeutende Rolle. Doch reduziert sich die Angelegenheit, entgegen Sismondis Ansicht, nicht nur darauf. Marx hat nachgewiesen, daß dieser Widerspruch die Äußerung eines noch allgemeineren Widerspruchs ist, nämlich des *Widerspruchs zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion und der privatkapitalistischen Aneignung*. Der Inhalt dieses Widerspruchs besteht darin, daß die Produktion in der kapitalistischen Wirtschaft vergesellschaftet ist, das heißt im wesentlichen von spezialisierten Großunternehmen betrieben wird, die für einen großen Markt arbeiten. Aber diese Produktion ist nicht den Zielen und Interessen der Gesellschaft, sondern dem Profit der Kapitalisten untergeordnet. Die gesellschaftliche Großproduktion entwickelt sich nach ihren eigenen Gesetzen, ihr ist es sozusagen gleichgültig, ob die Kapitalisten in der Großproduktion keineswegs ihr Ziel, sondern nur [311] ein Erwerbsmittel sehen. Und dieser Konflikt wird während der Krisen ausgetragen.

Jeder Kapitalist trachtet danach, die Produktion in seinem Unternehmen zu steigern, zugleich aber den Arbeitslohn möglichst niedrig zu halten. Doch während der Kapitalist die Produktion seiner Ware steigert, rechnet er nicht mit der allgemeinen Situation im betreffenden Zweig und in den anderen Zweigen. Das Resultat ist, daß, gemessen an der zahlungsfähigen Nachfrage, zu viel Waren hergestellt und die Proportionen, die das Wirtschaftswachstum verlangt, verletzt werden. Mit der zunehmenden Rolle des fixen Kapitals in der Industrie kommt noch ein Umstand von besonderer Bedeutung hinzu. Die Privatunternehmer stimmen ihre Entscheidungen über Kapitalanlagen innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft nicht untereinander ab und handeln völlig nach eigenem Ermessen. Und niemand kann mit Sicherheit sagen, ob ihre Kapitalanlagen ausreichen, um alle Anwendung suchenden Ressourcen wirklich zu nutzen.

Die Krise ist die natürliche und unvermeidliche Bewegungsform der kapitalistischen Wirtschaft, die Form des Übergangs von einem zeitweiligen „Gleichgewichtszustand“ zum nächsten. In der Sprache

der Kybernetik ließe sich die kapitalistische Wirtschaft als ein selbstregulierendes System mit sehr komplizierten Rückkopplungen und ohne Zentralregler bezeichnen. Die Einregulierung dieses Systems auf das (für den jeweiligen Zeitpunkt) optimale Funktionieren vollzieht sich über die Versuchs- und Irrtumsmethode. Dabei sind die Krisen, wenn man diesen gelinden Ausdruck gebrauchen darf, die „Versuche und Irrtümer"; ihr Preis aber ist in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht für die Gesellschaft sehr hoch. Er ließe sich an der Menge der zu wenig hergestellten und folglich zu wenig konsumierten Waren, an der Zahl der verlorenen Arbeitsjahre und, in sozialer Hinsicht, am größer gewordenen Elend der Arbeiter messen.

Doch zurück zu Sismondi. Er ging im Grunde von der unvermeidlichen Stagnation des Kapitalismus aus. So schrieb er, daß sich mit der Konzentration des Vermögens bei wenigen Eigentümern der Binnenmarkt jedes Landes mehr und mehr verenge und die Industrie gezwungen werde, Absatz auf den äußeren Märkten zu suchen. Aber dieses Ventil sei nur kurzlebig, prophezeite Sismondi. Die Aufnahmefähigkeit des Marktes sei begrenzt, aber Bewerber für diesen Markt gebe es viele. So werde die Nachfrage auf dem Weltmarkt eine veränderliche Größe, welche die verschiedenen Industrienationen einander streitig machen. Wenn eine Nation mehr Produkte auf den Markt bringe, so sei dies zum Nachteil einer anderen.

Das ist die Konzeption von der Verengung der Märkte, vom Ersticken der Produktivkräfte, vom automatischen Zusammenbruch des Kapitalismus. Fast erübrigt sich der Hinweis, daß die Wirklichkeit anders aussieht. Dennoch hat sie nicht nur geschichtliche Bedeutung. Der [312] sowjetische Ökonom A. G. Mileikowski schreibt: „Obgleich der Marxismus-Leninismus zu dem Problem der Akkumulation des Kapitals völlige Klarheit geschaffen hat, ... tauchte in der marxistischen ökonomischen Literatur nach dem zweiten Weltkrieg immer wieder die Idee auf, daß der Kapitalismus zusammenbrechen müsse, weil er das Marktproblem nicht lösen könne. Man wollte die Unvermeidlichkeit der Marktverengung damit nachweisen, daß die Kapitalanlagesphäre für die kapitalistischen Hauptländer durch den Abfall einer Reihe Länder geschrumpft war. Hieraus folgerte man, daß ihre Unternehmen immer weniger ausgelastet würden, so daß es schließlich zu einer Reproduktion auf eingeengter Grundlage kommen müßte. Darauf baute schließlich auch die Annahme auf, daß immer tiefer und unüberwindlicher werdende Wirtschaftskrisen unvermeidlich wären."[5]

Die unrichtigen Vorstellungen vom Ersticken der Produktivkräfte in der kapitalistischen Wirtschaft der Gegenwart sind dann widerlegt worden, was auch im neuen Programm der KPdSU und in den Materialien ihrer Parteitage zum Ausdruck kam. In den letzten Jahren haben sowjetische Ökonomen und Marxisten anderer Länder in der Analyse der wirklichen Entwicklungstendenzen des Kapitalismus auf der Basis der marxistisch-leninistischen Reproduktions- und Krisentheorie viel geleistet. Die Geschichte hat den Kapitalismus nicht deshalb zum Untergang verurteilt, weil er sich überhaupt nicht mehr entwickeln kann, sondern weil diese Entwicklung einen Komplex von Widersprüchen hervorbringt, der gesetzmäßig und unausbleiblich die materiellen und politischen Voraussetzungen für die Beseitigung des Kapitalismus und seine Ablösung durch den Sozialismus schafft.

[313]

[5] „Nowyje jawlenija w nakoplenii kapitala w imperialistitscheskich stranach", Moskau 1967, S. 421 (russ.).

Kapitel 15: Die „Saysche Schule“ und der Beitrag Cournots

[314] Die offizielle ökonomische Lehre in Frankreich während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lieferte die „Saysche Schule“. Zu Anfang hatte diese bürgerliche ökonomische Schule noch eine stark ausgeprägte antifeudale Tendenz gehabt. Aber so wie sich der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse zuspitzte, richtete sie ihre ideologischen Waffen in der offiziellen Lehre mehr und mehr gegen die Arbeiterklasse, gegen den Sozialismus. Die „Saysche Schule“ pries den kapitalistischen Unternehmer, predigte die Harmonie der Klasseninteressen und bekämpfte die Arbeiterbewegung. In der Wirtschaftspolitik war das laissez faire ihr oberstes Prinzip.

Die Kritik der apologetischen Auffassungen von Say, nach denen der Profit des Kapitalisten ohne jede Ausbeutung des Arbeiters aus dem Kapital entspringen sollte, hatte für die Ausarbeitung der Marxschen Mehrwerttheorie große Bedeutung. Mit dem Namen Say ist in der bürgerlichen politischen Ökonomie die Untersuchung eines so bedeutenden Problems verbunden, wie es die Realisierung des gesellschaftlichen Produkts darstellt. Und auf diesem Gebiet hat die Kritik an Say, der die Gesetzmäßigkeit von Überproduktionskrisen leugnete, eine bemerkenswerte Rolle in der Entwicklung der ökonomischen Lehre des Marxismus gespielt.

In den Spezialgebieten der ökonomischen Wissenschaft zeichnete sich in Frankreich wie in England ein bedeutender Fortschritt ab. Besondere Bedeutung für den weiteren Fortschritt hatte der Versuch Cournots, mathematische Methoden in der Wirtschaft anzuwenden.

Frankreich zur Zeit Balzacs

Das Jahr 1789 ist das Jahr, in dem die Große Revolution in Frankreich beginnt. Die Jahre von 1799 bis 1815 sind von der Karriere und dem Imperium Napoleon Bonapartes geprägt. Darauf, 1815, kehren die Bourbonen auf den Thron zurück. Die Julirevolution mit dem Sturz der Bourbonen und der Errichtung der konstitutionellen Monarchie Louis Philipps fällt in das Jahr 1830. Dann, 1848, folgt die Februarrevolution und die Ausrufung der Republik. Drei Jahre später findet die bonapartistische Konterrevolution statt, und 1852 wird das Zweite Imperium gegründet.

Das sind die Zäsuren der französischen Geschichte in der Epoche, die uns hier interessiert. Aber das ist nur das äußere Geflecht, das sind lediglich die Veränderungen im Überbau der Gesellschaft. Wesentlich aber sind die Veränderungen ?in der ökonomischen Basis. In dieser Zeit vollzog sich in Frankreich die industrielle Revolution, die maschinelle Industrie begann ihren Siegeszug. Die Beziehungen zwischen dem Kapitalisten und dem Lohnarbeiter wurden zur Hauptform der gesellschaftlichen Verhältnisse, vor allem in der Stadt, aber in gewissem Maße auch auf dem Land. Ökonomisch und politisch war die [315] Bourgeoisie an die Stelle des Adels getreten und zur herrschenden Klasse in der Gesellschaft geworden.

Ihren künstlerischen Ausdruck fand diese Epoche in einer der bemerkenswertesten Schöpfungen der Weltliteratur, in der „Menschlichen Komödie“ Balzacs. Wie jeden großen Schriftsteller hat auch Balzac der *Mensch* interessiert. Aber er hat in seinem Werk jenes Prinzip, daß der Mensch stets ein Kind seiner Zeit ist und stets einer bestimmten sozialen Gruppe angehört, nicht nur im Unterbewußtsein ausgedrückt, sondern es seiner großen Romanserie ganz bewußt zugrunde gelegt. Balzac schrieb, daß die „Menschliche Komödie“ die Geschichte des menschlichen Herzens und zugleich die Geschichte der sozialen Verhältnisse sei.

Balzac war in seinen politischen Ansichten Legitimist, das heißt Anhänger der „gesetzlichen“ Bourbonenmonarchie. Er idealisierte die Aristokratie und haßte die Bourgeoisie mit ihrem Geldkult und ihrer Gewinnsucht. Aber das war vielleicht eher seine Stärke als Schwäche. Balzac hat mit genialer Beobachtungsgabe den Aufstieg der Bourgeoisie in den verschiedensten Aspekten dargestellt: vom Bankhaus Nucingen, das die „Hochfinanz“ verkörperte, bis zu den Dorfwucherern und Großbauern in „Die Bauern“. Lebensnah und künstlerisch vollendet hat er auch den Verfall des Adels geschildert. Die Arbeiterklasse setzte er noch mit den Handwerkern und Gesellen gleich, aber auch das entsprach noch weitgehend der damaligen Wirklichkeit. (Den Proletarier, den Fabrikarbeiter des neuen Zeitalters zum ersten Mal zum literarischen Helden zu machen, sollte den englischen

Schriftstellern der vierziger Jahre, besonders Elizabeth Gaskell und Charlotte Bronté, vorbehalten bleiben. Doch war ihr Talent mit dem Balzacs nicht zu vergleichen.) Engels schrieb über Balzac, daß er aus dessen künstlerischer Darstellung der Geschichte der französischen Gesellschaft „... sogar in den ökonomischen Einzelheiten ... mehr gelernt habe als von allen berufsmäßigen Historikern, Ökonomen und Statistikern dieser Zeit zusammengenommen“.[1]

Französische Ökonomen haben eingeschätzt, daß sich der Nationalreichtum Frankreichs von 1815 bis 1853 auf fast das Dreifache erhöht hatte. Die Anzahl der Spindeln in der Baumwollindustrie war in diesen Jahren auf über das Vierfache gestiegen. Noch mehr hatte die Menge der jährlich verarbeiteten Baumwolle zugenommen, wenngleich es gegen Mitte des Jahrhunderts nur etwa 20 Prozent der in England verarbeiteten Menge war. Frankreich stand auch in manch anderer Beziehung (besonders in der Anwendung von Maschinen) noch weit hinter England zurück; dennoch durchlief es die Hauptetappen der industriellen Revolution sehr rasch. Der Wert seiner Exporte war zwischen 1815 und 1855 auf beinahe das Vierfache gestiegen. [316] Frankreichs Seidenstoffe, Pariser Konfektions- und Modewaren, Glas und andere Erzeugnisse der Industrie wurden in großen Mengen in viele Länder ausgeführt. Paris verwandelte sich in ein großes Industrie- und Finanzzentrum. Die Zahl der Aktiengesellschaften wuchs, der Umfang der Börsengeschäfte nahm zu, das Bankwesen entwickelte sich und die ersten Sparkassen kamen auf.

In Paris brodelte das politische und geistige Leben, Zeitungen und Zeitschriften erschienen, die man in ganz Europa las. Emigranten aus Deutschland und Polen, Rußland und Italien bildeten ein wesentliches Element der Pariser Geisteswelt. Frankreich übte einen starken geistigen Einfluß auf andere Länder aus. Das Gedankengut, dessen Geburtsstätte Paris war, wurde in Europa und Amerika mit dem gleichen Interesse aufgenommen wie die Pariser Mode. Deshalb erhielten auch die Ansichten der „Sayschen Schule“, oft in der Darstellung begabter Publizisten, weite Verbreitung über Frankreichs Grenzen hinaus. Sie prägten auch das Gesicht der offiziellen ökonomischen Lehre in Rußland.

Jean Baptiste Say

Jean Baptiste Say wurde 1767 in Lyon geboren. Er entstammte einer bürgerlichen Hugenottenfamilie. Say erhielt eine recht gute Bildung, nahm aber bald eine Stellung in einem Handelskontor an. Doch bereicherte er sein Wissen durch angestrengtes Selbststudium. In der politischen Ökonomie studierte er vor allem Smith’ „Reichtum der Nationen“.

Begeistert nahm Say die Revolution auf. Er war Patriot genug, um sich freiwillig zur Revolutionsarmee zu melden, die an Frankreichs Ostgrenzen gegen die europäischen Monarchen kämpfte. Aber die Diktatur der Jakobiner war Say zuviel. Er verließ die Armee und kehrte nach Paris zurück, wo er Redakteur einer sehr angesehenen Zeitschrift wurde. Die Herrschaft der konservativen Bourgeoisie, die in diesen Jahren nach dem Sturz der Jakobiner regierte, war ihm im allgemeinen recht, obgleich er viele Aktionen der Regierung kritisierte.

Bonapartes Konsulat war Says Karriere zunächst förderlich. Er wurde zum Mitglied des Tribunals im Finanzausschuß ernannt. Gleichzeitig arbeitete Say an einem großen Werk, das 1803 unter dem Titel „Abhandlung über politische Ökonomie, oder einfache Darstellung, wie die Reichtümer geschaffen, verteilt und verbraucht werden“ erschien. Dieses Buch, das Say dann für weitere Auflagen noch mehrmals überarbeitet und ergänzt hat (zu seinen Lebzeiten ist es fünfmal aufgelegt worden), blieb zugleich sein Hauptwerk.

Says „Abhandlung“ war eine vereinfachte, schematisierte und, wie er meinte, von allen unnötigen Abstraktionen und Komplikationen bereinigte Darlegung der Lehre von Smith. Die Arbeitswerttheorie, die der Schotte noch, wenngleich nicht ganz konsequent, vertreten hatte, [317] mußte einer „pluralistischen“ Interpretation weichen, in welcher der Wert von einer Reihe Faktoren abhängig gemacht wurde: von der subjektiven Nützlichkeit der Ware, von ihren Produktionskosten sowie von Angebot und Nachfrage. Smith’ Ideen von der Ausbeutung der Lohnarbeit durch das Kapital (das heißt die

[1] Engels an Margaret Harkness, Anfang April 1888, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 37, Berlin 1967, S. 43.

Elemente der Mehrwerttheorie) verschwanden bei Say ganz und wichen der Theorie von den Produktionsfaktoren, auf die wir noch zurückkommen. Ebenso wie Smith trat Say für wirtschaftlichen Liberalismus ein. Er forderte einen „wohlfeilen Staat“ und verlangte, dessen Einmischung in die Wirtschaft auf ein Mindestmaß zu reduzieren. In dieser Hinsicht hatte er sich auch den physiokratischen Traditionen angepaßt. Says wirtschaftlicher Liberalismus sollte für das Schicksal des Buches und seines Verfassers noch besondere Bedeutung erlangen.

Die Wirtschaftspolitik des Konsulats und des Imperiums war zwar im allgemeinen bürgerlichen Charakters, doch war sie entschieden gegen Smith’ Handelsfreiheit. Napoleon brauchte für seine Kriege und für den Kampf gegen England eine Industrie, aber er meinte, daß sie nur durch strengen Protektionismus und Regulierung der Wirtschaft auf allen Gebieten wachsen könne. Damit öffnete er der bürokratischen Willkür und Günstlingswirtschaft Tür und Tor. Wirtschaft, Finanzen und Handel betrachtete Napoleon nur als Werkzeuge seiner Eroberungspolitik. Ein Zeitgenosse hat darüber geschrieben: „Er wollte den Handel leiten wie ein Bataillon, irgendwelche rein kommerziellen Erwägungen galten ihm überhaupt nichts.“ Napoleon brauchte nur eine solche ökonomische Theorie, die seine Politik rechtfertigen und begründen konnte.

Says Buch erregte bald das Interesse der Öffentlichkeit und fiel damit auch Napoleon auf. Der Erste Konsul ließ den einfachen Beamten zu sich rufen, um über die Fragen zu sprechen, die dieser in seinem Buch berührt hatte. Say wurde nahegelegt, sein Buch im Sinne der Ansichten Napoleons umzuarbeiten, wenn er sich die Gnade des Herrschers erhalten wolle. Aber Say weigerte sich und sah sich schließlich gezwungen, seinen Abschied zu nehmen.

Der energische, berechnende und tatendurstige Say wandte sich bald einem für ihn neuen Gebiet zu: Er erwarb Anteile an einer Textilfabrik und wurde Unternehmer. Say wurde vermögend, was seinem weiteren wissenschaftlichen und literarischen Schaffen das Gepräge verlieh. Jetzt war er nicht nur ein bürgerlicher Geistesschaffender, sondern auch ein bürgerlicher Praktiker, ein Kenner der Belange und Erfordernisse seiner Klasse. Seine Abneigung gegen Abstraktionen nahm noch mehr zu. Die ökonomische Lehre betrachtete er mehr und mehr als Quelle, aus der der Unternehmer sein praktisches Wissen beziehen sollte. So neigte er dazu, die politische Ökonomie auf die Probleme der Organisation von Produktion, Absatz und Unternehmensführung zu reduzieren. Jetzt maß er der Gestalt des Unternehmers in der kapitalistischen Wirtschaft [318] besondere Bedeutung bei und verlieh ihm die Züge eines kühnen Neuerers, der die Fähigkeit habe, Kapital und Arbeit in der Produktion wirksam miteinander zu vereinigen.

Im Jahre 1812 verkaufte Say seine Fabrikanteile, um sich als vermögender Rentier in Paris niederzulassen. Durch den Sturz Napoleons und die Restauration der Bourbonenherrschaft wurde es ihm schließlich möglich, eine zweite Auflage seiner „Abhandlung“ zu veröffentlichen. Sie brachte Say den Ruf des größten französischen Ökonomen ein. Die neue Regierung war ihm wohlgesonnen. Es fiel ihm nicht schwer; sich vom Republikanismus seiner Jugendzeit zu trennen und den Bourbonen treu zu dienen, hatte doch die Bourgeoisie ihre Errungenschaften behalten. Zudem tendierte die jetzige Wirtschaftspolitik zur Handelsfreiheit.

Say war Blut vom Blute des dritten Standes, jenes Bürgerstandes in Frankreich, der die Revolution begonnen hatte und dann erschreckt vor ihr zurückgewichen war, um sich in die Arme Napoleons zu werfen, und der sich von Kaiser Napoleon lossagte, als dieser die Hoffnungen der Bourgeoisie nicht gerechtfertigt hatte. Says persönliches Schicksal widerspiegelt diese Wende in der Geschichte und in der Haltung der französischen Bourgeoisie.

Mit seinem Kult um das nüchterne Urteil und die kaufmännische Kalkulation war Say für diese Epoche, in der die Bourgeoisie ihre Positionen konsolidierte, wie geschaffen. Er begann öffentliche Vorträge über politische Ökonomie zu halten und erhielt 1819 den Lehrstuhl für „Industrieökonomie“ am Nationalen Konservatorium der Künste und Gewerbe. Seine Vorlesungen waren äußerst populär. So wie in seinen Schriften vereinfachte er auch jetzt die Probleme der politischen Ökonomie und reduzierte sie auf das Niveau des Spießerverstandes. Als geschickter Systematiker und volkstümlicher Interpret rief er bei seinen Hörern die Illusion hervor, daß seine Lehre klar und allgemein

zugänglich sei. Die politische Ökonomie hat es vor allem Say zu verdanken, daß sie in den zwanziger Jahren in Frankreich fast ebenso populär war wie in England. Says Schriften sind in viele Sprachen, darunter auch in das Russische, übersetzt worden. Er war ausländisches Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften. In den Jahren 1828–1830 veröffentlichte Say einen sechsbändigen „Vollständigen Lehrgang der praktischen politischen Ökonomie“, in dem er allerdings gegenüber der „Abhandlung“ nichts Neues bot. Im Jahre 1830 wurde er Professor des speziell für ihn eingerichteten Lehrstuhls für politische Ökonomie am Collége de France. Sa starb im November 1832 in Paris.

In seinen letzten Jahrzehnten bot Say das Bild eines wenig sympathischen Menschen. Er sonnte sich in den Strahlen seines Ruhms und hatte eigentlich jede weitere wissenschaftliche Arbeit aufgegeben, um nur noch seine alten Ideen endlos zu wiederholen. In den Aufsätzen, [319] die er der Presse anbot, zeichnete er sich durch Unbescheidenheit und Prahlerei aus. Im Meinungsstreit bediente er sich unlauterer Mittel und grober Manieren.

Der Marxist kennt Say vor allem als Begründer der vulgären politischen Ökonomie des 19. Jahrhunderts. Die schwachen Seiten in Smith’ Lehre aufgreifend und in direkter Polemik gegen Ricardo ersetzte er ihr Streben nach tiefschürfender Analyse der grundlegenden Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus durch Plätschern an der Oberfläche der ökonomischen Erscheinungen. Dennoch (und in gewissem Sinne gerade deshalb) nimmt Say in der Geschichte der bürgerlichen Wissenschaft einen bedeutenden Platz ein. Say hat als erster den Gedanken von der gleichberechtigten Beteiligung der Produktionsfaktoren – Arbeit, Kapital und Boden – am Entstehen des Produktwertes geäußert. Nachdem diese Idee in den Arbeiten zahlreicher Theoretiker weitergeführt worden war, blieb es den Ökonomen der siebziger bis neunziger Jahre nur noch vorbehalten, eine geschlossene Theorie für die Grundsätze zu schaffen, nach denen die „Dienste“ jedes Faktors vergütet werden. So ist Say der Begründer der bürgerlichen apologetischen Verteilungstheorie.

Produktionsfaktoren und Einkommen

Arbeit gleich Lohn, Kapital gleich Profit, Boden gleich Rente. Rufen wir uns noch einmal diese Dreieinigkeit oder trinitarische Formel, die in der bürgerlichen politischen Ökonomie eine so große Rolle spielt, ins Gedächtnis zurück.

Says Theorie von den Produktionsfaktoren war der Versuch einer Antwort auf die Grundfrage, um deren Klärung Smith und Ricardo sich so geplagt hatten. Mit der Entwicklung des Kapitalismus wird die Produktion materieller Güter immer mehr mit Produktionsmitteln betrieben, die einer besonderen Gesellschaftsklasse gehören. Folglich muß doch der Warenwert irgendwie ein Element enthalten, das auf den Kapitalisten entfällt. Wie aber entsteht dieser Anteil und wodurch wird er bestimmt?

Für Smith und Ricardo (und wie wir gesehen haben, auch für Ricardos Anhänger bis zu Mill junior) ist das zugleich das Problem des Wertes und der Verteilung gewesen. Bei Say ist es viel einfacher. Er trennt die Verteilungstheorie von der Werttheorie, wobei ihn die Werttheorie wenig interessiert. Vom Produktionsprozeß bleibt auf diese Weise nur noch eine Seite übrig – die Herstellung von Nutzen, von Gebrauchswerten. Stellt man die Frage so, dann wird es in der Tat ganz selbstverständlich, daß bei jeder Produktion Naturressourcen, Arbeitsmittel und Werkzeuge mit der Arbeitskraft oder, mit anderen Worten, Boden, Kapital und Arbeit miteinander verbunden werden müssen. Und diese Selbstverständlichkeit ist es, die Say so hervorhebt.

Man wird hier einwenden, daß dies das allgemeine Merkmal jeder [320] Produktion ist und deshalb die Spezifik der kapitalistischen Produktion nicht erklären kann. Aber dieser Einwand wäre Say nie in den Sinn gekommen; denn für ihn war die kapitalistische Produktionsweise mehr noch als für Smith die einzig denkbare, die ewige und ideale Produktionsweise. Die Existenz von Kapitalisten und Grundeigentümern war für ihn, ähnlich wie der Sonnenaufgang und -untergang, so etwas wie ein Naturgesetz.

In Says Theorie erscheint der Profit als natürlicher Ertrag des Kapitals und die Grundrente als natürlicher Ertrag des Bodens. Beides habe mit der Gesellschaftsordnung, mit der Klassenstruktur, mit der Eigentumsform absolut nichts zu tun. Das Kapital bringe Profit hervor wie der Apfelbaum Apfel oder

der Johannisbeerstrauch Johannisbeeren. Diese Konzeption ist der Arbeitswerttheorie und der Mehrwerttheorie völlig entgegengesetzt. Sie leugnet die Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten und Grundeigentümer und stellt den Wirtschaftsprozeß als harmonisches Zusammenwirken gleichberechtigter Produktionsfaktoren hin. So trägt auch das Hauptwerk von Frédéric Bastiat, des bekanntesten von allen Anhängern Says, den Titel „Die ökonomischen Harmonien". Marx sah in der Theorie der Produktionsfaktoren die direkte Verkörperung der Vulgärökonomie.

In der Form, in der Say und seine Schüler die Theorie der Produktionsfaktoren dargelegt haben, hat sie sich selbst in der bürgerlichen Lehre den Ruf einer zu stark vereinfachten und oberflächlichen Theorie erworben. Charles Gide, ein bekannter französischer Historiker der ökonomischen Lehrmeinungen, schrieb, daß Say der Zwang zur Klarheit in der Darstellung veranlaßt habe, bei wichtigen Problemen mitunter an der Oberfläche stehenzubleiben, statt in sie einzudringen. Er habe die politische Ökonomie oft zu einfach gemacht. Manche Schwierigkeiten habe er mit rein verbalen Scheinlösungen übergangen. Smith' Unklarheiten seien Denkanstöße gewesen, während Says Klarheiten keinerlei Anregung zum Denken geben.[2]

In der Tat waren die Antworten, die Say auf die Grundfragen der ökonomischen Wissenschaft seiner Zeit gab, meist nur ein Abweichen von diesen Fragen. Wie entsteht der Wert, und wodurch werden schließlich die Warenpreise bestimmt? Wie bilden sich die Proportionen bei der Verteilung des geschaffenen Wertes, also die Einkommen heraus, die auf jeden Produktionsfaktor entfallen? Say und seine Schüler konnten im Grunde keine Antwort darauf geben. Sie zogen sich mit Banalitäten, Gemeinplätzen aus der Affäre.

Say hat in seinen Schriften jede Einkommensart einzeln untersucht, doch ist nur seine Interpretation des Profits interessant. Wir haben schon erfahren, daß der Profit in den Zins und den Unternehmergewinn zerfällt. Den Zins eignet sich der Kapitalist als Kapitaleigentümer, den [321] Unternehmergewinn aber der Kapitalist als Leiter eines Unternehmens an. Für Say ist der Unternehmergewinn nicht einfach eine Form des Arbeitslohns, den auch ein angestellter Manager beziehen könnte, sondern vielmehr das Entgelt für eine besondere und sehr wichtige Funktion, die darin bestehe, die drei Produktionsfaktoren auf rationelle Weise miteinander zu vereinigen. Die Einkommen des Unternehmers seien das Entgelt für seine gewerblichen Fähigkeiten, für seine Talente, seine Tätigkeit, für seinen Ordnungssinn und seine Leitereigenschaften. Die Erklärung des Unternehmergewinns mit der organisierenden Rolle des Unternehmers ist später von Marshall aufgegriffen worden. Schumpeter kommt auf ein anderes Motiv Says zurück – auf die Rolle des Unternehmers als Neuerer, als Träger des technischen Fortschritts. Und schließlich hat der Amerikaner Knight geschrieben, daß der Unternehmer „die Last des Ungewissen" oder, einfacher ausgedrückt, das Risiko, zu tragen habe, wofür er besonders entschädigt werden müsse. Eine Andeutung darauf findet sich auch bei Say.

Das Problem der Vereinigung der Naturelemente, der vergegenständlichten und der lebendigen Arbeit im Produktionsprozeß existiert auch unabhängig von jener apologetischen Interpretation, die ihm die „Saysche Schule" verliehen hat und wie es die bürgerliche politische Ökonomie von heute darstellt. Es ist nicht nur ein soziales, sondern auch ein wichtiges technisch-wirtschaftliches Problem.

Ein bestimmtes Ziel, sagen wir, die Steigerung des Weizenertrages um 50 Prozent, läßt sich auf verschiedenen Wegen erreichen: durch Erweiterung der Anbauflächen oder durch größeren Aufwand an Arbeit und materiellen Sachwerten (Kapital) auf den bisherigen Anbauflächen, durch den Aufwand von mehr Kapital bei bisherigem Arbeitsaufwand oder durch mehr Arbeit. Natürlich würde man diese Aufgabe im wirklichen Leben durch eine Kombination des Zuwachses der Elemente (Faktoren) lösen. Aber in welchen Proportionen ist die Kombination am wirksamsten? Wie kann man der konkreten Lage in dem betreffenden Land oder Gebiet, besonders dem Mangel (oder Überangebot) bei jeder der drei Ressourcen, am besten entsprechen? Möglicherweise gibt es noch große ungenutzte Landflächen. Oder es gibt sie nicht, dafür aber eine Menge unbeschäftigter Arbeitskräfte. Und so weiter. Es leuchtet ein, daß das sehr wichtige Fragen sind, die der ökonomischen Wissenschaft von der Praxis gestellt werden. Sie können innerhalb eines einzelnen Betriebes (also betriebswirtschaftlich) oder aber im Maßstab eines ganzen Landes (volkswirtschaftlich) auftauchen.

[2] Vgl. Markow, I. G., „J. B. Say. Jego shisn, dejatelnost i utschenije", Moskau-Leningrad, 1929, S. 144 (russ.).

Das Nationaleinkommen (das gesellschaftliche Produkt) eines Landes läßt sich als die Masse der innerhalb eines Jahres produzierten Gebrauchswerte ansehen. Der Geldausdruck dieser Größen bildet das einheitliche Maß für die Menge dieser unendlichen mannigfaltigen Gesamtheit: Zement und Hosen, Automobile und Zukker ... Die Veränderung dieser Größen gibt uns dann Aufschluß über den Produktionszuwachs, das heißt über den Zuwachs des Reichtums, des Wohlstandes. Bei dieser Betrachtungsweise ist die Frage nach dem Nationaleinkommensanteil (oder dem Anteil am gesellschaftlichen Produkt), [322] der auf jeden der an der Produktion beteiligten Faktoren entfällt, und nach dem Anteil, den der Zuwachs jedes Faktors zum Zuwachs dieser Größen beiträgt, völlig berechtigt. Die Untersuchung der funktionellen Abhängigkeiten zwischen dem Aufwand an diesen Faktoren (in der sozialistischen Wirtschaft sind es die Grund- und Umlauffonds und die lebendige Arbeit) hat große Bedeutung für die Steigerung der Effektivität der Volkswirtschaft. Natürlich ist das hier angenommene voneinander unabhängige Mitwirken jedes einzelnen Faktors an der Herstellung der Erzeugnisse (die hier als Summe der Gebrauchswerte betrachtet werden), die unterstellte Trennbarkeit der Faktoren voneinander usw. eine grobe Vereinfachung. Da wir uns aber dessen bewußt sind und auch die Grenzen sehen, welche die Wirklichkeit der Analyse setzt, können wir die „Faktorenanalyse“ der Produktion mit bestimmtem Effekt anwenden. Eine Methode dieser Analyse, die gegenwärtig weit verbreitet ist, stellt die Methode der Produktionsfunktionen dar.[3] Allgemein kann angenommen werden, daß die Produktionsgröße (einer oder mehrerer Waren in einem Betrieb oder Land usw.) die Funktion mehrerer Variabler ist, deren Zahl beliebig groß sein kann. Mathematisch läßt sich das so ausdrücken:

$Y = F (x_1, x_2 ... x_n)$,

wobei Y die Produktionsgröße, x_1, x_2 ... x_n die verschiedenen Faktoren, zum Beispiel die Beschäftigtenzahl, das Niveau ihrer Fachausbildung, die Zahl der Werkzeugmaschinen, die Rohstoffqualität usw. sind.

Man hat mehrere Formen dieser Funktion mit unterschiedlicher Kombination der Argumente vorgeschlagen. Am bekanntesten ist wohl die Cobb-Douglas-Funktion, so genannt nach ihren Begründern, zwei amerikanischen Ökonomen der zwanziger Jahre. Sie hat folgendes Aussehen:

$Y = AK^{\alpha} < L^{\beta}$.

Hier wird unterstellt, daß die Produktionsgröße von zwei Faktoren bestimmt wird, nämlich von K (der Menge des Kapitals, das heißt der verwendeten Produktionsmittel) und L (der Arbeitsmenge). Die Exponenten α und β weisen [323] aus, um wieviel Prozent die Produktion steigt, wenn man die Kapital- oder die Arbeitsmenge um jeweils 1 Prozent erhöht, wobei jedesmal die Menge des anderen Faktors unverändert bleibt. Die Größe A ist der Proportionalitätskoeffizient. Sie läßt sich sogar als die Größe interpretieren, die alle in den Kapital- und Arbeitsmengen nicht ausgedrückten qualitativen Produktionsfaktoren erfaßt. Viele Wissenschaftler haben sich seither damit beschäftigt, die Cobb-Douglas-Funktion weiterzuentwickeln und zu vervollkommnen, dynamische Elemente, vor allem den technischen Fortschritt, in sie einzugeben. Bedeutendes hat hier der Holländer J. Tinbergen geleistet, der 1969 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhielt. Es gibt mehrere mathematisch-statistische Untersuchungen, deren Verfasser mehr oder weniger wahrscheinliche Werte für den quantitativen Anteil der Grundfaktoren (zu denen auch der Faktor „technischer Fortschritt“ zählt) am Produktionswachstum angeben.

Das „Saysche Gesetz“

Says „Marktgesetz“ oder einfacher, dem „Sayschen Gesetz“, sind wir schon mehrmals begegnet. Das Absatz- und Krisenproblem, das er berührt, spielt in der Entwicklung des Kapitalismus und der

[3] Geschichtlich betrachtet, hängt die Entstehung dieser Methode mit der bürgerlich-apologetischen Verteilungstheorie zusammen, die noch auf Say zurückgeht. Die praktischen Belange der kapitalistischen Wirtschaft haben später dazu geführt, daß man sie zur Losung konkreter Aufgaben technisch-wirtschaftlicher Art mit Hilfe der Mathematik und Statistik anwandte. Die sowjetische Ökonomin I. Osadschaja schreibt dazu, daß aus dem ursprünglichen Zusammenhang der Methode der Produktionsfunktionen mit der Theorie der Produktionsfaktoren als Verteilungstheorie keinesfalls folgt, daß der Apparat der Produktionsfunktionen überhaupt abzulehnen ist. Er kann von dieser vulgären Grundlage getrennt und bei entsprechender wissenschaftlicher Interpretation zur Analyse wichtiger Aspekte des Produktionswachstums verwendet werden (I. M. Osadschaja, K ozenke osnovnych napravlenii w teorii ekonomitscheskogo rosta, in: „Sowremenny kapitalism i burshuasnaja polititscheskaja ekonomija; Trudy Wsesojusnoi konferenzii po kritike burshuasnych ekonomitscheskich teorii“. Moskau 1967, S. 162 – russ.) Die Methode der Produktionsfunktionen wird von Ökonomen der UdSSR und anderer sozialistischer Länder angewandt. Sie ist u. a. in folgenden Arbeiten beschrieben: N. J. Kohrynski, Osnowy ekonomitscheskoi kibernetiki. Moskau 1969 russ.); B. N. Michaelewski, Perspektivnyje rasrschoty na osnowe prostych dinamitscheskij modelei. Moskau 1964 (russ.)

politischen Ökonomie eine außerordentlich große Rolle. Die Geschichte des „Sayschen Gesetzes“ erinnert etwas an die Geschichte von Malthus' „Bevölkerungsgesetz“. In der ersten Auflage der „Abhandlungen“ (1803) hat Say vier Seiten über die „Absatzwege“ geschrieben. Auf diesen vier Seiten legt er in recht verschwommener Form den Gedanken dar, daß eine allgemeine Überproduktion und Wirtschaftskrisen grundsätzlich nicht möglich seien. Jede Produktion bringe zugleich auch die Einkommen hervor, mit denen stets die Waren mit dem entsprechenden Wert gekauft werden. Die Gesamtnachfrage sei in der Wirtschaft immer gleich dem Gesamtangebot. So können nur Teildisproportionen entstehen, wenn von einer Ware zuviel und von einer anderen Ware zuwenig produziert werde. Aber das gleiche sich auch ohne eine Krise aus. Ähnlich wie der Grundgedanke, den wir bei Malthus finden, zeichnet sich auch diese einfache These dadurch aus, daß sie, oberflächlich betrachtet, ganz selbstverständlich erscheint. Auf der anderen Seite aber fällt ihre übermäßige Abstraktion auf, die Says Gedankengänge eigentlich ganz inhaltlos macht.

Bald sollte sich um das „Saysche Gesetz“ (damals trug es noch nicht diesen anspruchsvollen Namen) ein stürmischer Meinungsstreit entfachen. An ihm beteiligten sich die größten Ökonomen jener Zeit: Ricardo, Sismondi, Malthus und James Mill. Zur Verteidigung und Begründung seiner Idee blähte Say mit jeder neuen Auflage seiner „Abhandlungen“ die Erläuterung seines „Gesetzes“ noch mehr auf, ohne ihm jedoch eine auch nur annähernd klare Form zu verleihen. Heute ist die Diskussion um das „Saysche Gesetz“ in der kapitalistischen ökonomischen Lehre im wesentlichen der Meinungsstreit zwischen den Vertretern der sogenannten neoklassischen und der keynesianischen Richtung. Die „Neoklassiker“ vertreten auch dann, [324] wenn sie sich nicht auf das „Gesetz“ berufen, Auffassungen, die im großen und ganzen auf Say zurückgehen. Sie meinen, daß die Wirtschaft durch die Elastizität der Preise, Löhne und der anderen Hauptelemente größere Krisen spontan, automatisch vermeiden könnte. Deshalb sind sie gewöhnlich Gegner einer stärkeren Einmischung des bürgerlichen Staates in die Wirtschaft. So neigt die neoklassische Richtung in ihren Auffassungen von der Wirtschaftspolitik häufig zum „Neoliberalismus“.

Keynes und seine Anhänger dagegen sprechen davon, daß in einer sich frei entwickelnden kapitalistischen Wirtschaft Krisen unvermeidlich seien und greifen dabei das „Saysche Gesetz“ an. Keynes schrieb, daß „... die Berufsökonomen nach Malthus offenbar von der mangelnden Übereinstimmung zwischen den Folgerungen ihrer Theorie und den Erfahrungstatsachen nicht berührt (wurden): ein Widerspruch, der dem gewöhnlichen Manne nicht entging, mit der Folge, daß er den Ökonomen mehr und mehr die Achtung verweigert, die er den anderen Gelehrten zollt, deren theoretische Folgerungen durch die Beobachtung bestätigt werden, wenn sie auf die Wirklichkeit übertragen werden.“[4] Die keynesianische Richtung tritt für eine weitgehende Einmischung des Staates in die Wirtschaft ein.

Andere versuchen, beide Richtungen miteinander in Einklang zu bringen, indem sie jeder bestimmte Elemente entnehmen. Das ist auch der Inhalt der „neoklassischen Synthese“ Samuelsons, dessen Lehrbuch wir bereits erwähnt haben.

In der hier dargestellten Epoche, das heißt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hat das „Saysche Gesetz“ oder das, was die damaligen Ökonomen darunter verstanden, eine zwiespältige Rolle gespielt. Auf der einen Seite drückte es den für die „Saysche Schule“ so typischen Glauben an die gottgewollte Harmonie der bürgerlichen Gesellschaft und Wirtschaft aus. Diese Schule konnte oder wollte die Widersprüche nicht sehen, die unvermeidlich zu Überproduktionskrisen führen mußten. Das „Saysche Gesetz“ unterstellt, daß die Waren unmittelbar zur Befriedigung der Bedürfnisse produziert und bei völlig passiver Rolle des Geldes getauscht werden. Mit der Wirklichkeit hat das rein gar nichts zu tun. Aber das „Saysche Gesetz“ hatte auch eine für die damalige Zeit progressive Seite. Es war gegen Sismondis These von der Unmöglichkeit eines Fortschritts im Kapitalismus gerichtet. Es drückte, wenngleich in sehr unklarer Form, die These aus, daß sich der Kapitalismus mit seiner weiteren Entwicklung selbst einen Markt schaffe und es im Prinzip keiner „Dritten“ (wie bei Malthus

[4] Keynes, J. M., Allgemeine Theorie der Beschäftigung a. a. O., S. 28.
Das Zitat bezieht sich auf die Anhänger der Lehre Ricardos, den Keynes offensichtlich als den eigentlichen Urheber der Theorie von der automatischen Übereinstimmung von Angebot und Nachfrage betrachtet.

und [325] Sismondi) bedürfe, um das produzierte Produkt zu realisieren. Unter Verwendung von Says Argumenten stellte die Bourgeoisie die progressive Forderung auf, den bürokratischen Beamtenapparat einzuschränken und für Unternehmertum und Handel freie Bahn zu schaffen. Das erklärt vielleicht auch, warum Ricardo Says Realisierungstheorie übernommen hat.

Cournots Leben und Wirken

Viele ökonomische Erscheinungen und Prozesse sind ihrer Natur nach quantitativer Art. Selbst dann, wenn es in der Wirtschaft nicht möglich oder unzweckmäßig ist, irgendwelche Größen zu messen, können wir über sie doch mindestens etwas zum Thema „mehr oder weniger" sagen. Zwischen den ökonomischen Größen bestehen quantitative Zusammenhänge. Verändert sich eine Größe, dann verändern sich nach einem bestimmten Gesetz auch eine andere oder mehrere andere, die mit der ersten zusammenhängen. Wenn sich zum Beispiel der Preis einer Ware erhöht, dann wird sehr wahrscheinlich die Nachfrage nach ihr zurückgehen. Die Art dieser Abhängigkeit läßt sich meist mit einer Funktion beschreiben. Ähnliche Erwägungen haben einige Theoretiker schon im 18. Jahrhundert zu dem Gedanken bewogen, ob es nicht zweckmäßig wäre, für die Analyse der ökonomischen Erscheinungen die Mathematik anzuwenden. Und solche Versuche hat es tatsächlich schon gegeben. Doch sollte die ökonomische Theorie erst nach Ricardo den Stand erreichen, der Möglichkeiten zum mathematischen Ausdruck einiger Grundprobleme dieser Wissenschaft bot.

Der erste Theoretiker, der bewußt und konsequent mathematische Methoden in ökonomischen Untersuchungen angewandt hat, war der Franzose Antoine-Augustin Cournot. Das Werk Cournots, das ihn später berühmt machen sollte, erschien 1838 unter dem Titel „Untersuchungen über die mathematischen Grundlagen der Theorie des Reichtums". Da dieses Werk zu seinen Lebzeiten fast unbemerkt blieb, hat man Cournot in der Literatur und in der Geschichte des ökonomischen Gedankengutes als begabten Pechvogel, als „Märtyrer der Wissenschaft" hingestellt. Aber das trifft nicht ganz zu. Cournot hat das ruhige und gesicherte Leben eines Hochschulprofessors und Inspekteurs der Lehranstalten gelebt. Er hat mehrere mathematische Schriften verfaßt, die ihm Erfolg einbrachten. Cournot stand mit allen Regimes, die es während seines langen Lebens in Frankreich gab, in gutem Einvernehmen, er hatte einen guten Ruf in der offiziellen Wissenschaft und bekleidete angesehene Stellungen im Staatsdienst. Andererseits aber hat Cournot in einem ganz anderen Sinne darunter gelitten, daß man seine wissenschaftlichen Leistungen nicht anerkannte. Er wollte mit Hilfe der Mathematik und der Philosophie eine Synthese zwischen den Natur- und Gesellschaftswissenschaften finden.

Die Schriften, die er in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens ver-[326]faßt hat, sind im wesentlichen der Naturphilosophie gewidmet. In den sechziger und siebziger Jahren hat Cournot auch in zwei Arbeiten, in denen er keine mathematischen Formeln anwandte, versucht, zur ökonomischen Wissenschaft zurückzukehren, aber beide blieben unbeachtet. Diesen Arbeiten Cournots fehlt die Originalität seines ersten Buches und sie waren im Gegensatz zu diesem dazu verdammt, auf den Bücherregalen der Bibliotheken zu verstauben. Sie sind auch nur ein einziges Mal aufgelegt worden. Waffenschmidt, der Cournots Hauptwerk in das Deutsche übersetzt hat, schreibt über ihn: „In lebhaftem Gegensatz zu seiner glänzenden Beamtenlaufbahn steht die gänzlich unzulängliche Anerkennung Cournots als Wissenschaftler zu seinen Lebzeiten ... Traurig und stolz sagt er selbst in seinen souvenirs, sowenig seine Werke, besonders in Frankreich, Absatz fanden, so enthielten sie doch mehr oder weniger neue Ideen, die geeignet seien, das allgemeine System des Wissens mehr als bisher zu klären."[5]

Cournot wurde 1801 in dem kleinen Städtchen Gray (Haute-Saône) in einer wohlhabenden Kleinbürgerfamilie geboren. Einige Familienmitglieder besaßen eine vortreffliche Bildung. Sein Großvater war Notar und hatte großen Einfluß auf die Erziehung des Knaben. Cournot soll ein ungewöhnlich stilles und beharrliches Kind gewesen sein, das leidenschaftlich gern las und seinen Gedanken nachhing. Möglicherweise hat dies seine Kurzsichtigkeit, die sich schon in frühen Jahren bei ihm zeigte, noch gefördert. Bis zum fünfzehnten Lebensjahr besuchte er die Schule, lebte dann etwa vier Jahre daheim, in denen er viel las und sich autodidaktisch bildete, und besuchte dann eine gewisse Zeit das

[5] Cournot, A., Untersuchungen über die mathematischen Grundlagen der Theorie des Reichtums, Jena 1924, S. VII.

Collége in Besançon. Im Jahre 1821 wurde er Student an der naturwissenschaftlichen Fakultät der Ecole normale in Paris, wo sich sein Interesse für die Mathematik voll ausprägte. Doch bald wurde die Schule wegen antiroyalistischer Stimmungen unter den Studenten vorübergehend von den Behörden geschlossen, und auch Cournot geriet trotz seiner unpolitischen Haltung mit anderen Studenten eine gewisse Zeit unter Polizeiaufsicht.

Von 1823 bis 1833 lebte Cournot in der Familie des Marschalls Saint-Cyr als Erzieher des Sohnes der Familie und Sekretär des Marschalls, der seine Memoiren über die Zeit des Imperiums schrieb. In all diesen Jahren beschäftigte er sich viel mit den Wissenschaften, er besuchte Lektionen an verschiedenen Lehranstalten und veröffentlichte mehrere Aufsätze. Im Jahre 1829 erhielt er von der Pariser Universität für eine Arbeit in der Mathematik den Doktortitel. Er wurde mit vielen bedeutenden Gelehrten, vor allem aber mit dem Mathematiker Poisson bekannt, der Cournot zu seinen begabtesten Schülern zählte und ihm bis zu seinem Lebensende seine besondere Gunst schenkte. Durch die Fürsprache Poissons erhielt Cournot die [327] Stellung eines Professors für Mathematik in Lyon. Ein Jahr später nahm er das Rektorat der Akademie (Universität) von Grenoble an, wo er sich als tüchtiger Leiter auszeichnete. Im Jahre 1838 erhielt er eine noch höhere Stellung im Bildungswesen, er wurde Generalinspekteur der Lehranstalten. Zu Beginn der vierziger Jahre sind auch Cournots bedeutendste mathematische Schriften veröffentlicht worden.

Dem Biographen erscheint es wie ein Rätsel, wie unter diesen mannigfachen Arbeiten und, oberflächlich betrachtet, völlig unerwartet ein ökonomisches Werk von Cournot auftauchen konnte. Es gibt auch keinerlei Anzeichen dafür, daß er bis dahin Interesse an der politischen Ökonomie gezeigt hat. Allerdings sollte man bedenken, daß Cournot ein Mensch von enzyklopädischer Bildung und vielseitigen Interessen gewesen ist. Wahrscheinlich haben zu seiner Lektüre auch die seinerzeit vielzitierten Arbeiten von Say gehört, und er ist über Say mit den Werken von Smith und Ricardo bekannt geworden. Hinzu kommt noch der gesunde Menschenverstand und eine Art ökonomischer Intuition, die in Cournots Buch deutlich spürbar wird. Und da ihn die Ungenauigkeiten, Unsicherheiten und unbewiesenen Thesen der ökonomischen Lehre nicht befriedigen konnten, wollte er dem mit strenger Logik und mathematischen Methoden abhelfen. Gewöhnt, systematisch, ja pedantisch vorzugehen, führte er das für ihn neue Gebiet bis zu dem Stadium, in dem er es für veröffentlichungsreif hielt. Er hatte wohl auch damit gerechnet, daß sein Buch Aufmerksamkeit erwecken und anderen Theoretikern Anregung sein würde. Aber darin sollte er enttäuscht werden.

Die erfolgreiche Beamtenkarriere Cournots dauerte bis 1862. Während der Zweiten Republik (1848–1851) war er Mitglied des Ausschusses für Hochschulbildung und während des Zweiten Imperiums Mitglied des Reichsrates für Volksbildung. Acht Jahre war er Rektor der Universität von Dijon, wo er wegen seiner Prinzipienfestigkeit und seines umfassenden Wissens höchste Achtung unter den Studenten und Professoren genoß. In diesen Jahren verlagerte sich sein wissenschaftliches Interesse aus dem Gebiet der theoretischen und angewandten Mathematik hauptsächlich auf die Philosophie. Nachdem er seinen Abschied genommen hatte, ließ er sich in Paris nieder und führte bis zu seinem Lebensende ein pedantisch ausgewogenes Leben: Auf die Minute genau zur gleichen Zeit stand er täglich auf und ging mit derselben Pünktlichkeit zu Bett, und stets war die erste Tageshälfte der Arbeit gewidmet. Auf den ersten Blick konnte man ihn für einen strengen, harten Mann halten. Doch gegenüber Freunden und guten Bekannten war er sehr gesellig, mitteilsam und nicht ohne Humor. Cournot ist 1877 in Paris gestorben. [328]

Cournots Beitrag

Interessant ist, an welchen Leserkreis sich Cournot mit seinem wirtschaftsmathematischen Buch gewandt hat. Er befürchtete, daß es für den durchschnittlichen Leser zu kompliziert geworden sein könnte, zugleich aber auch berufsmäßige Mathematiker nicht interessieren würde. Doch andererseits schrieb er: „Aber es gibt besonders in Frankreich zahlreiche aus einer berühmten Schule hervorgegangene Leute, die, mathematisch gut vorgebildet, sich gerade den Wissenschaften, die für die Gesellschaft von besonderem Belang sind, zugewandt haben. Die theoretische Wirtschaftswissenschaft muß ihre ganze Aufmerksamkeit erregen, und wenn sie sich hiermit abgeben, so müssen sie das

Bedürfnis empfinden, wie ich es selbst hatte, die Entwicklungen durch die ihnen vertrauten Zeichen festzulegen, Entwicklungen, die bei den auf rein sprachlicher Behandlung verbliebenen Gelehrten so oberflächlich und oft unklar sind.“[6]

Vielleicht ist Cournot der erste von dem für die folgende Epoche so charakteristischen Typ des Mathematikers, Ingenieurs und Naturwissenschaftlers gewesen, der sich mit den speziellen und aktuellen Problemen der Gesellschaftswissenschaften befaßt und versucht hat, die präzise Sprache der Mathematik auf sie anzuwenden. Wie viele Mathematiker nach ihm, hat er im wesentlichen die ökonomische Wissenschaft mit ihren Aufgaben so genommen, wie er sie in der Literatur vorfand. Das Besondere bei Cournot besteht zugleich darin, daß er sich bemüht, den Dogmatismus und die Beschränktheit der vorherrschenden Schulen zu überwinden und zu den Grundproblemen, besonders zum Wertproblem, eine objektive und soziale Betrachtungsweise bewahrt hat. Das unterscheidet ihn von den Vertretern der mathematischen Interpretation ökonomischer Probleme in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich der subjektiv-psychologischen Betrachtungsweise zuwandten. Cournot hat zum Beispiel von Anfang an Robinsonaden abgelehnt und seine Theorie für eine Gesellschaft mit entwickelter Warenproduktion und entwickeltem Austausch aufgebaut.

Cournot hat in seiner Arbeit im wesentlichen eine große Frage untersucht, nämlich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Preis einer Ware und der Nachfrage nach ihr unter verschiedenen Marktsituationen, das heißt bei unterschiedlichem Kräfteverhältnis der Käufer und Verkäufer. Damit bewies er das richtige Gefühl für die Art und die Grenzen der Anwendung der Mathematik auf ökonomische Untersuchungen. Er erhob keinen Anspruch darauf, mit Hilfe der Mathematik grundlegende sozialökonomische Probleme klären zu wollen und beschränkte sich auf eine Aufgabe, deren Bedingungen ihm für die mathematische Formulierung mehr oder weniger geeignet erschienen. [329]

Bei der Beschäftigung mit dem Verhältnis zwischen Nachfrage und Preis hat Cournot zunächst den Begriff der *Nachfrageelastizität* in die Wissenschaft eingeführt. Wir hatten schon gesagt, daß bei einem Preisanstieg bei einer Ware die Nachfrage nach ihr sinkt, und sie steigt, wenn der Preis sinkt. Diese „Nachfragefunktion“ stellte Cournot in der Funktion D = F (p) dar, wobei er die Nachfrage mit D und den Preis mit p symbolisierte.

Cournot hatte bemerkt, daß diese Abhängigkeit bei den verschiedenen Waren unterschiedlich ist. So konnte sich die Nachfrage bei einer relativ geringen Preisveränderung beträchtlich verändern. Das war für ihn ein Fall mit großer Nachfrageelastizität. Und wenn umgekehrt die Nachfrage nur wenig auf eine Preisveränderung reagierte, so sprach das für eine niedrige Nachfrageelastizität. Cournot stellte fest, daß letzteres seltsamerweise sowohl auf einige Luxusgüter als auch auf lebensnotwendige Güter zutraf. So kann der Preis einer Geige oder eines Teleskops um die Hälfte fallen, ohne daß die Nachfrage merklich steigt, denn sie beschränkt sich auf einen engen Kreis von Fachleuten und Liebhabern, und für die ist der Preis nicht die Hauptsache. Auf der anderen Seite könnte der Preis für Brennholz auf das Doppelte steigen, doch die Nachfrage würde bedeutend weniger sinken, weil die Leute eher bereit wären, ihre anderen Ausgaben zu beschneiden als in ungeheizten Räumen zu wohnen. Deshalb kann die Nachfragefunktion unterschiedlich sein und folglich auch unterschiedliche Nachfragekurven bilden. Eine weniger sichtbare, aber für die Mathematik sehr wichtige Annahme Cournots besteht darin, daß diese Funktion stetig ist, das heißt, daß jeder unendlich kleinen Preisveränderung eine unendlich kleine Nachfrageveränderung entspricht. Er nimmt nicht ohne Berechtigung an, daß sich in der Wirtschaft dieses Prinzip um so mehr verwirklicht, je weiter der Markt sei, je mehr mögliche Kombinationen der Bedürfnisse, Situationen und selbst Launen es unter den Verbrauchern gebe.[7] Die Stetigkeit der Funktion

[6] Cournot, A., a. a. O., S. XXII.

[7] Die Anwendung dieser Abschnitte der Mathematik (und auch der analytischen Geometrie) war für die ganze mathematische Ökonomie des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts charakteristisch. Im Jahre 1908 schrieb der italienische Ökonom Barone, daß der theoretische Ökonom zu jener Zeit die Mathematik nur in beschränktem Umfang gebraucht habe; jeder normale und einigermaßen gebildete Mensch hätte sie erlernen können, wenn er sich sechs Monate lang in seiner Freizeit mit ihr beschäftigt hätte. Heute ist der mathematische Apparat der ökonomischen Forschung wesentlich komplizierter. Zwei Theoretiker, von denen der eine ein bedeutender sowjetischer Wirtschaftsmathematiker ist, stellen fest, daß der „mathematische Apparat, der in Verbindung mit den Problemen der mathematischen Physik und der theoretischen Mechanik entstand, auch für die Untersuchung und Lösung ökonomischer Aufgaben angewandt wurde. Natürlich konnte das nur in der ersten Zeit Nutzen bringen. Später wurde es dann notwendig, mathematische Methoden zu schaffen, die den Aufgaben der ökonomischen Analyse speziell angepaßt waren.“ (L. W. Kantorowitsch, A. B. Gorstko, Matematitscheskoje optimalnoje programmirowanije w ekonomike. Moskau 1968, S. 6 – russ.)

bedeutet, daß sie sich differenzieren läßt und Möglichkeiten für die Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf die Nachfrageanalyse bietet.

Der Bruttoerlös für eine bestimmte Menge einer Ware läßt sich ausgehend von den genannten Symbolen als Ableitung pD oder pF (p) schreiben. Cournot differenziert diese Funktion und sucht ihr Maximum, ausgehend von der An-[330]nahme, daß jeder Warenproduzent als „homo oeconomicus" danach trachtet, seinen Ertrag zu maximieren. Von hier aus findet Cournot mit Hilfe einfachster Transformationen den Preis, der dem maximalen Bruttoerlös entspricht.

Dieser Preis hängt von der Art der Nachfragefunktion, das heißt von der Art der Nachfrageelastizität ab. Klar ist auch, daß nicht der höchste Preis das Erlösmaximum liefert, sondern irgendein ganz bestimmter Preis, dem der Verkäufer bestrebt ist, über „Versuch und Irrtum" nahezukommen. Cournot beginnt die Analyse mit dem nach seiner Meinung einfachsten Fall – dem natürlichen Monopol. Wir wollen annehmen, sagt er, jemand sei Besitzer einer Quelle von Mineralwasser mit ganz einzigartigen Eigenschaften. Welchen Preis muß nun der Besitzer für dieses Wasser verlangen, um den maximalen Erlös zu erhalten? Cournot versucht, diese Frage zu beantworten und geht dann zu komplizierteren Fällen über, indem er zusätzliche Faktoren (Produktionskosten, Konkurrenz, andere Begrenzungen) eingibt.

Er untersucht Fälle von Duopolen (zwei miteinander konkurrierende Produzenten, die beide, ohne weitere Konkurrenz, eine bestimmte Ware herstellen), Fälle mit begrenzter Zahl von Konkurrenten und schließlich der freien Konkurrenz. So baut Cournot sein Modell umgekehrt zum tatsächlichen Entwicklungsverlauf im 19. Jahrhundert auf, der von der freien Konkurrenz zum Monopol führt.

Der gesamten Analyse liegt die Anwendung einer einheitlichen Methode zugrunde, nämlich die Bestimmung der Extremwerte der Nachfragefunktionen, die je nach der Marktsituation unterschiedlich ausfallen. Die mathematische Strenge und Logik dieser Untersuchung ist sehr eindrucksvoll. Cournots Arbeit hebt sich deutlich von den zeitgenössischen Schriften bedeutender Vertreter des bürgerlichen ökonomischen Denkens ab. Seine Sprache war ihnen völlig fremd. Und deshalb haben sie ihn auch nicht begriffen.

Natürlich haften Cournots Konzeption erhebliche Mängel grundsätzlicher Art an. Im großen und ganzen ist sie bürgerlich-apologetisch: Cournot ignoriert die Ausbeutung von Arbeit durch das Kapital, die Krisen und andere grundlegende Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus. Er untersucht in seinem Modell nur die Preise, die sich aus seiner Sicht in der Zirkulation herausbilden und fast keine Beziehung zur Produktion haben. In seiner Darstellung von Monopol und Konkurrenz entstellt er viele wesentliche Elemente der wirklichen kapitalistischen Wirtschaft.[8] Cournots „reine politische Ökonomie" abstrahiert von den Widersprüchen des Kapitalismus und wurde so zu einer Quelle der subjektiven Schule. Ihre Vertreter haben Cournot auch bald nach dessen Tod „wiederentdeckt" und ihn als ihren Vorläufer hingestellt. In gewissem Maße ist er es auch gewesen. Aber uns sollen jetzt weniger [331] die Grenzen von Cournots Weltanschauung interessieren als die Methodologie zur Untersuchung konkreter ökonomischer Probleme, die aus seiner Feder stammt. In dieser Hinsicht ist er ein Pionier gewesen, der der Wissenschaft neue Wege geebnet hat.

Cournot sah, daß sein mathematisches Modell ein noch besseres Werkzeug der Erkenntnis sein konnte, wenn es gelänge, dieses Modell mit empirischem Material zu speisen, das in Zahlenform die ökonomische Wirklichkeit ausdrückte. Aber er hat diesen Gedanken nur ausgesprochen. Die Verwirklichung ließ noch rund ein Jahrhundert auf sich warten.

Aber fast zur gleichen Zeit wie Cournot (sogar noch etwas früher) hatte der Deutsche Johann Heinrich von Thünen (1783–1850) ein anderes mathematisches Modell konstruiert und zum Teil das schon getan, wovon Cournot sprach, nämlich es mit empirischem Material gespeist. Thünen ist ein Junker aus Norddeutschland gewesen, der sein ganzes Leben auf seinem kleinen Gut der Landwirtschaft nachging. Doch war dieser Junker ein geborener Grübler. Thünen nahm sich einer anderen ökonomischen Aufgabe an. Er unterstellte ein isoliertes Wirtschaftsgebiet in Gestalt eines geometrischen

[8] Eine sehr eingehende marxistische Kritik an Cournot hat Bljumin geliefert (vgl. I. G. Bljumin, Kritika burshuasnoi polititscheskoi ekonomii, t. 1 – „Subjektivnaja schkola w burshuasnoi polititscheskoi ekonomii", Moskau 1962, S. 491–532 – russ.)

Kreises mit absolut gleicher Bodenbeschaffenheit und einer Stadt (dem einzigen Bedarfsträger für landwirtschaftliche Produkte) inmitten dieses Kreises. Bei der Untersuchung dieses Modells kam er zu dem interessanten Schluß, daß die Anordnung der verschiedenen Zweige der Landwirtschaft in Form von konzentrischen Ringen entsprechend der abnehmenden Intensität optimal wäre. Zehn Jahre lang hat Thünen mit bewundernswertem Fleiß und großer Sorgfalt über Kosten und Ergebnisse in seiner Wirtschaft Buch geführt. So errechnete er, in welcher Entfernung von der Stadt die Transportkosten bei gegebenem Preis einer landwirtschaftlichen Ware sich mit dem Reinerlös (Bruttoerlös minus Produktionskosten) decken und die Produktion folglich unrentabel wird. Wenn Cournots Buch den Ausgangspunkt der abstrakten mathematischen Ökonomie gesetzt hat, dann werden Thünens Berechnungen mitunter als Prototyp der Ökonometrie, einer mathematischen Ökonomie bezeichnet, welche die statistische Information und die Ausarbeitung empirischer, auf tatsächlichen Mengen aufbauender Modelle umfaßt.

Mathematische Methoden in der Wirtschaft

Die Diskussion um die Rolle mathematischer Methoden hat mindestens eine hundertjährige Geschichte. In ihr wurden alle möglichen An sichten vertreten, angefangen vom „antimathematischen Obskurantismus“ bis zu Behauptungen, daß ohne Mathematik überhaupt keine Wissenschaft möglich sei. Heute können derart extreme Ansichten kaum noch Zustimmung erwarten. Aber die Stellung, die Formen und die Grenzen der Mathematik in den verschiedenen ökonomischen [332] Wissensgebieten sind Diskussionsgegenstand geblieben und werden es zweifellos auch weiter bleiben. Grundsätzlich wird die Frage nach mathematischen Methoden in der Wirtschaft ebenso wie jede wissenschaftliche Frage vor allem am Kriterium der Praxis oder, einfacher gesagt, vom Leben selbst entschieden. Die objektiven Belange der Wirtschaft machten in einem bestimmten Entwicklungsstadium mathematische Methoden notwendig. Die unmittelbaren wirtschaftlichen Belange ließen auch neue mathematische Lösungswege für ökonomische Aufgaben einer bestimmten Klasse entstehen. Der Grundtyp der ökonomischen Aufgabe ist die Wahl der optimalen, rationellsten Variante eines bestimmten Produktions-, Investitions-, Materialversorgungsprogramms usw. Die wissenschaftliche Lösung solcher Aufgaben auf der Grundlage ökonomisch-mathematischer Methoden wird erst mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung möglich. Sie wird gleichsam zur dritten Komponente des Systems Ökonomie – Mathematik – EDV, das schon heute eine wichtige Rolle bei der Erhöhung der Effektivität der Wirtschaft spielt und noch mehr Bedeutung gewinnen wird.

Es besteht kein Zweifel, daß die wissenschaftlichen Leitungsmethoden mit Hilfe mathematischer Modelle und Methoden in der sozialistischen Planwirtschaft am wirksamsten und mit dem größten Nutzen angewandt werden können. In den sowjetischen Planungsorganen liegen auf diesem Gebiet bereits bestimmte Erfahrungen vor, und die letzten Jahre waren besonders reich an der Einführung neuer Methoden. Einen bedeutenden Beitrag zur Ausarbeitung der Theorie und Praxis der Planung haben auch Theoretiker anderer sozialistischer Länder geleistet. Das sowjetische Mitglied der Akademie der Wissenschaften W. S. Nemtschinow und der polnische Wissenschaftler O. Lange sind große Kenner und Lehrmeister der ökonomisch-mathematischen Methoden gewesen.

Am meisten umstritten ist die Anwendung der Mathematik für theoretische Untersuchungen in der politischen Ökonomie, um grundlegende qualitative sozialökonomische Gesetzmäßigkeiten eines Systems, sei es nun der Kapitalismus oder der Sozialismus, zu klären. So wie die Logik, die Abstraktion und das Experiment ist auch die Mathematik Methode und Werkzeug der Erkenntnis. An sich ist sie neutral, ebenso neutral, wie vielleicht elektronische Datenverarbeitungsanlagen. Doch einer wirtschaftstheoretischen Untersuchung liegt stets eine weltanschauliche Konzeption zugrunde, und sie bestimmt die qualitative Analyse, die jeder Anwendung der Mathematik vorausgeht und die Bedingungen und Grenzen einer Aufgabe formuliert. Die marxistische ökonomische Forschung unterscheidet sich von der nichtmarxistischen, und zwar ganz unabhängig davon, daß die Mathematik hier wie dort angewandt wird. Über ihre Anwendung wird je nach der wissenschaftlichen Zweckmäßigkeit entschieden. In [333] manchen Gebieten lassen sich bedeutende Ergebnisse auch ohne formal-mathematische Verfahren erzielen, in anderen wiederum sind sie nützlich, ja notwendig. Als Antwort an jene, die befürchteten, die Anwendung formaler mathematischer Methoden könne der Reinheit der

marxistisch-leninistischen Theorie schaden, schrieb W. S. Nemtschinow: „Man verweist oft darauf, daß sich die Mathematik mißbrauchen läßt. Ein derartiger Mißbrauch ist natürlich möglich. Er hört jedoch auf, sobald man die ökonomischen Untersuchungsobjekte zuvor qualitativ richtig analysiert.“[9]

Hier sei daran erinnert, daß Karl Marx die Anwendung der Mathematik in der ökonomischen Theorie für möglich und zweckmäßig hielt. Viele quantitative Gesetzmäßigkeiten in Marx’ Theorie sind mit Hilfe algebraischer Formeln ausgedrückt, die meist die direkte und umgekehrte Proportionalität enthalten. Bekannt ist die von P. Lafargue überlieferte Äußerung von Marx, daß die Wissenschaft erst dann Vollkommenheit erreicht, wenn es ihr gelingt, sich die Mathematik nutzbar zu machen.[10] Im Jahre 1873 schrieb Marx an Engels, daß es „mit hinreichend gesichtetem Material“ möglich sein müßte, „die Hauptgesetze der Krisen mathematisch zu bestimmen.“[11] Natürlich hat er damit nicht die Ursachen, sondern die Bewegungsgesetze der Krisen gemeint.

Die Mathematisierung aller Wissensgebiete und die Entwicklung der Kybernetik und Informationswissenschaft üben zweifelsohne einen erheblichen Einfluß auf die ökonomische Wissenschaft aus. Die Aufgabe der marxistischen Wissenschaftler besteht darin, die ökonomische Lehre des Marxismus-Leninismus mit neuen wissenschaftlichen Methoden und Verfahren zu bereichern.

[335]

[9] Nemtschinow, W. S., Ökonomisch-mathematische Methoden und Modelle, Berlin 1965, S. 16.
[10] Vgl. „Wospominanija o Marxe i Engelse“, Moskau 1956, S. 66 (russ.).
[11] Marx an Engels, 31. Mai 1873, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 33, Berlin 1966, S. 82.

Kapitel 16: Die Traumwelt der Utopisten: Saint-Simon und Fourier

[336] Menschen, die von einem besseren Dasein der Menschheit träumten und glaubten, daß es auf ihrer Erde möglich wäre, hat es zu allen Zeiten gegeben. Zur Wirklichkeit ihrer Zeit verhielten sich diese Menschen kritisch. Oft mußten sie sogar gegen diese Wirklichkeit ankämpfen, und sie wurden zu Helden und Märtyrern. Sie lehnten sich gegen die Gesellschaft ihrer Zeit auf und analysierten und kritisierten deren sozialökonomische Verhältnisse. In ihren Vorschlägen zur Neuordnung der Gesellschaft versuchten sie, eine gerechtere und humanere Ordnung zu zeichnen und zu begründen. Ihre Ideen gehen weit über die politische Ökonomie hinaus, aber sie spielen auch in dieser Wissenschaft eine wichtige Rolle.

Sozialistische und kommunistische Ideen finden wir in vielen Schriften des 16. bis 18. Jahrhunderts. Ihr wissenschaftlicher und literarischer Wert ist ebenso unterschiedlich wie ihr Schicksal. Aber sie gehören alle erst der Vorgeschichte des *utopischen Sozialismus* an. Seine klassische Periode ist die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Zu dieser Zeit waren die bürgerlichen Verhältnisse schon weit genug entwickelt, um eine ausführliche, tiefschürfende Kritik am Kapitalismus ins Leben zu rufen. Allerdings hatte sich der Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat noch nicht voll ausgeprägt, er trat vorerst mehr als allgemeiner Konflikt zwischen reich und arm, Gewalt und Rechtlosigkeit in Erscheinung. Deshalb waren auch die Bedingungen für den wissenschaftlichen Sozialismus, der die historische Mission des Proletariats zum ersten Mal begründen sollte, noch nicht ausgereift. Aber zu den Quellen der Lehre von Marx und Engels gehörte auch der utopische Sozialismus, der in den Werken der großen Denker Saint-Simon, Fourier und Owen seinen Höhepunkt erreichte.

Vom Grafen zum Bettler

Einer Familienlegende zufolge soll Graf Claude Henri Saint-Simon de Rouvroy von Karl dem Großen abgestammt haben. Außerdem bezeichnete er sich als „... der nächste Verwandte eines bekannten Autors, des Herzogs von Saint-Simon“.[1] Mit der Schilderung dieser seiner Verwandtschaftsverhältnisse beginnt auch die Lebensgeschichte Saint-Simons, die er im Jahre 1808 niedergeschrieben hat, als der ehemalige Graf und nunmehrige Bürger sich von seinem Diener ernähren ließ. Das Leben dieses bemerkenswerten Menschen ist ebenso reich an Schwierigkeiten und Widersprüchen wie seine Lehre: Reichtum wechselt mit Armut, der Ruhm des Kriegshelden mit Gefängnis, die Begeisterung eines Wohltäters der Menschheit mit einem Selbstmordversuch, der Verrat der Freunde mit der Treue seiner Schüler.

[337] Claude Henri Saint-Simon de Rouvroy wurde 1760 in Paris geboren und wuchs im Erbschloß der Familie im Norden Frankreichs (im heutigen Departement de la Somme) auf. Er erhielt eine ausgezeichnete Bildung. Schon frühzeitig prägten sich in dem jungen Aristokraten Liebe zur Freiheit und Charakterfestigkeit aus. Mit dreizehn Jahren verweigerte er die erste Kommunion, indem er erklärte, daß er an die Geheimnisse der Religion nicht glaube und nicht heucheln wolle. Bald sollte er seine Familie noch mehr in Erstaunen versetzen, als er ihr offenbarte, daß er fest an seine hohe gesellschaftliche Berufung glaube. Uns ist überliefert worden, daß der fünfzehnjährige Saint-Simon seinem Diener befohlen habe, ihn jeden Morgen mit den Worten zu wecken: „Erhebt Euch, Graf, große Dinge erwarten Euch !“

Aber bis zu den großen Dingen war es noch weit. Zunächst tritt Saint-Simon, wie in seinen Kreisen üblich, den Militärdienst an und lebt drei Jahre lang das eintönige Leben eines Garnisonsoffiziers. Die Stunde der Erlösung schlägt für ihn, als er sich freiwillig zum französischen Expeditionscorps meldet, das den aufständischen amerikanischen Kolonien zur Unterstützung im Kampf gegen England entsandt wird. Später hat Saint-Simon voller Stolz geschrieben, daß er unter Washington gedient habe. Er zeichnet sich durch besondere Tapferkeit aus und wird mit einem Orden der gerade erst gegründeten Vereinigten Staaten dekoriert.

[1] Saint-Simon, Ausgewählte Texte; Berlin 1957, S. 68. Im Zitat ist der berühmte Memoirenschreiber, der Herzog de Saint-Simon, gemeint, den wir bereits in den Kapiteln über Boisguillebert und Law erwähnt hatten. Übrigens hat zwischen dem Grafen und dem Herzog nur ein entferntes Verwandtschaftsverhältnis bestanden.

Während einer Seereise gerät Saint-Simon in englische Gefangenschaft und wird nach Jamaika gebracht, wo er bis zum Friedensschluß im Jahre 1783 bleibt. Nach Frankreich kehrt er als Held zurück und wird Kommandeur eines Regiments. Der junge Graf steht vor einer glänzenden Karriere. Aber bald ist er dieses untätigen Lebens überdrüssig. Eine Reise nach Holland und dann nach Spanien offenbart einen ganz anderen Saint-Simon: einen Mann, der Abenteuer sucht, Pläne schmiedet. Seine unbändige Energie, sein Entdeckergeist hat noch kein wirkliches Ziel und sucht so den Ausweg im Schmieden phantastischer Pläne. In Holland bereitet er eine militärische Expedition vor, die Indien von den Engländern erobern soll. In Spanien entwirft er den Plan für einen großen Kanal, der Madrid mit dem Meer verbinden soll. Dort ruft er auch – nicht ohne Erfolg – eine Kampagne für die Personen- und Postbeförderung ins Leben.

Enthusiastisch begrüßt der im Geiste der Enzyklopädisten und von der amerikanischen Revolution erzogene Saint-Simon die Ereignisse des Jahres 1789. Ungefähr zwei Jahre nimmt Saint-Simon an der Revolution aktiv Anteil, allerdings nur auf „provinziellem Niveau“, denn zu dieser Zeit lebt er in einem Städtchen in der Nähe des ehemaligen Erbgutes. Der Verlust des Gutes tut ihm nicht leid, auch auf den Grafentitel und den traditionsreichen Familiennamen leistet er offiziell Verzicht, um den Namen Bürger Henri Bonhomme (Bonhomme – Biedermann, guter Mensch) anzunehmen. [338]

Claude Henri de Saint-Simon

[339] Im Jahre 1791 findet im Leben des Bürgers Bonhomme eine einschneidende und auf den ersten Blick wieder recht seltsame Wende statt. Er reist nach Paris und beteiligt sich an Bodenspekulationen, die zu dieser Zeit im Zusammenhang mit dem Ausverkauf des staatlich konfiszierten Eigentums des Adels und der Kirche riesige Ausmaße annehmen. Als Partner sucht er sich den deutschen Diplomaten Baron von Raedern aus, den er noch von Spanien her kennt. Der Erfolg übertrifft alle Erwartungen. Im Jahre 1794 schon ist Saint-Simon schwerreich, aber da trifft ihn die strafende Hand der Jakobinerrevolution. Der konterrevolutionäre Umsturz der Thermidorianer rettet den Eingekerkerten vor der Guillotine. Nach fast einem Jahr Gefängnis tritt er wieder in die Freiheit und stürzt sich erneut in, diesmal allerdings ungefährliche, Spekulationen. Im Jahre 1796 beläuft sich das gemeinsame Vermögen Saint-Simons und von Raederns auf vier Millionen Francs.

Aber damit ist die Karriere des erfolgreichen Spekulanten zu Ende. Baron von Raedern, der vor dem Terror rechtzeitig im Ausland Unterschlupf gefunden hatte, kehrt nach Paris zurück und macht seine Rechte auf das ganze gemeinsame Vermögen geltend, da die Operationen auf seinen Namen geführt worden waren. Diese seltsame Verbindung von Gerissenheit und kindlicher Einfalt bei Saint-Simon mutet fast unbegreiflich an. Nach langen Streitereien muß er sich mit 150.000 Francs begnügen, die ihm von Raedern überläßt.

Soldat, Abenteurer, Patriot und Spekulant ist Saint-Simon gewesen, jetzt wird er zum fleißigen Schüler. Von den großartigen Erfolgen der Naturwissenschaften angeregt, widmet er sich ihrem Studium mit dem für ihn typischen Eifer und ganzer Energie. Mit dem noch verbliebenen Vermögen unterhält er sein gastliches Haus, wo er die bedeutendsten Gelehrten von Paris zu seinen Besuchern zählt.

Mehrere Jahre bereist Saint-Simon Europa. Dann, etwa 1805, stellt sich heraus, daß von seinem Geld nichts mehr geblieben ist.

Später, als Saint-Simon die Geschichte seines Lebens noch einmal überschaute, meinte er, all seine Erfolge und Mißerfolge als eine Serie bewußter Experimente hinstellen zu müssen, die er angestellt habe, um sich auf sein eigentliches Wirken als Sozialreformer vorzubereiten. Natürlich war das nur eine Selbsttäuschung. Sein Leben ist ganz gesetzmäßig verlaufen, es war die Widerspiegelung der Epoche mit ihren Ereignissen in einer ungewöhnlichen, begabten, aber auch sehr widersprüchlichen Persönlichkeit. Schon seinerzeit genoß er den Ruf eines seltsamen und extravaganten Menschen. Mittelmäßigkeit gilt häufig als Norm, während Talent, Begabung als extravagant, ja mitunter mit Argwohn aufgenommen wird.

Von Originalität ist auch das erste gedruckte Werk Saint-Simons geprägt, die „Briefe eines Genfer Bürgers an seine Zeitgenossen“ (1803). Das war der zunächst in Keimform und recht nebelhaft [340] dargestellte Plan einer Neuordnung der Gesellschaft. Zwei Dinge sind an dieser kleinen Schrift bemerkenswert. Erstens stellte Saint-Simon die französische Revolution als Klassenkampf zwischen drei Hauptklassen – dem Adel, der Bourgeoisie und den Besitzlosen (dem Proletariat) – dar. Engels hat das „eine höchst geniale Entdeckung“ genannt.[2] Zweitens umriß er mit großem Scharfsinn die Rolle der Wissenschaft bei der Umgestaltung der Gesellschaft. Und sein Urteil über die Wissenschaftler selbst sah so aus: Wenn man die Geschichte der menschlichen Vernunft betrachtet, dann zeigt sich, daß die Menschheit all ihre großen Schöpfungen Menschen verdankt, die abseits von der Gesellschaft standen und oft gar Verfolgungen ausgesetzt waren. Wenn man sie zu Akademikern machte, dann schliefen sie fast immer in ihren Sesseln ein, und wenn sie schon schrieben, dann nur von Angst vor möglichen Folgen erfüllt und nur, um irgendeine banale Weisheit von sich zu geben. Andererseits sah Saint-Simon aber auch die Hindernisse, die der wahren Wissenschaft im Wege standen. Fast immer lenken die Beschäftigungen, denen die Gelehrten sich widmen müssen, um leben zu können, sie schon von Anfang an von ihren bedeutendsten Ideen ab. Wie oft fehlt es ihnen an Experimenten oder an Reisen, um ihren Blick zu weiten. Wie oft fehlt es ihnen an Mitarbeitern, um das leisten tu können, zu dem sie fähig sind. Und Saint-Simon rief die Gelehrten auf, dem Konservativen den Kampf anzusagen und in einer reorganisierten Gesellschaft die Führung zu übernehmen.

Der Lehrer

Die letzten zwanzig Jahre in Saint-Simons Leben sind Jahre der Entbehrung, des Kampfes und intensiven Schaffens. Da er mittellos ist, sucht er auf jede Weise Geld zu verdienen und arbeitet eine Zeitlang gar als Schreiber in einem Leihhaus. Im Jahre 1805 trifft er zufällig seinen alten Diener wieder, der während seiner Dienstjahre bei Saint-Simon ein kleines Vermögen erspart hatte. Saint-Simon wohnt in den folgenden zwei Jahren bei ihm und nimmt die Hilfe des alten Dieners bis zu dessen Tod im Jahre 1810 in Anspruch. Hier wiederholte sich gleichsam die Geschichte von Don Quichotte und Sancho Pansa. Mit des Dieners Geld veröffentlicht Saint-Simon im Jahre 1808 seine zweite Arbeit, „Einführung in die wissenschaftlichen Werke des 19. Jahrhunderts“. Diese Schrift und verschiedene andere läßt er nur in kleinen Auflagen drucken und sendet sie an bedeutende Gelehrte und Politiker, die er um ihre kritische Begutachtung und um Unterstützung für seine weitere Arbeit bittet. Aber diese Bitte sollte verhallen wie der Schrei des Verdurstenden in der Wüste.

In den Jahren 1810–1812 hat seine Not die äußerste Grenze erreicht. Er schreibt, daß er seine ganze Habe bis auf die Kleider verkauft habe, [341] nur noch von Wasser und Brote lebe, keine Kerzen und kein Brennholz mehr habe. Je schlechter es ihm aber geht, um so hartnäckiger arbeitet er. Und gerade in diesen Jahren nehmen seine Auffassungen von der Gesellschaft endgültige Gestalt an. Er veröffentlicht sie ab 1814 in einer Reihe reifer Arbeiten. Sein Leben fristet er mit zufälligen Gaben von Wohltätern und erklärt dabei mit ungebrochenem Stolz, daß er, ohne sich zu schämen, jeden um Hilfe bitten würde, denn diese Hilfe brauche er für seine Arbeiten, deren einziges Ziel das gesellschaftliche Wohl sei. Das Interesse der Öffentlichkeit erregt Saint-Simon mit einer Broschüre über die

[2] Engels, F., Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft („Anti-Dühring“), in: Marx/Engels, Werke, Bd. 20, Berlin 1971, S. 241.

Nachkriegssituation in Europa. In dieser Broschüre steht auch sein berühmt gewordener Satz: „Das goldene Zeitalter der Menschheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns.“ Das weitere Schaffen Saint-Simons besteht darin, diese These zu begründen, die Wege zum „goldenen Zeitalter“ zu weisen.

Als Saint-Simon das sechste Lebensjahrzehnt beginnt, sind seine Verhältnisse wieder geordneter. Er hat jetzt Schüler und Fortsetzer seiner Ideen. Auf der anderen Seite erwecken seine Reden von der friedlichen Reorganisation der Gesellschaft, die an die natürlichen, aufgeklärten „Führer“ – die Bankiers, Industriellen und Kaufleute – appellieren, auch das Interesse von Leuten aus dieser Klasse. Saint-Simon erhält die Möglichkeit, seine Schriften drucken zu lassen, und sie werden bald weithin bekannt. Wohlhabende Anhänger seiner Lehre geben ihm die Möglichkeit, auskömmlich zu leben und intensiv zu arbeiten. Sein Leben verläuft jetzt in geordneten Bahnen: Um ihn ist Madame Julienne, seine Freundin, Sekretärin und Haushälterin. Seine Arbeiten kann er jetzt ihr oder einem seiner Schüler diktieren.

Aber im Leben wie in seinem Schaffen ist Saint-Simon noch immer Rebell, Enthusiast, ein Mensch voll sprühenden Temperaments und voller Phantasie. Die Bankiers und anderen Krösusse, die Saint-Simon für die Veröffentlichung einer seiner Schriften Geld gegeben hatten, distanzieren sich jetzt öffentlich von seinen Ideen und erklären, er habe sie in die Irre geführt und ihr Vertrauen mißbraucht. Bald darauf wird Saint-Simon vor Gericht gestellt und wegen Majestätsbeleidigung angeklagt. Er hatte ein Buch, ein Pamphlet, mit dem Titel „La Parabole“ (Das Gleichnis) veröffentlicht, in dem er unter anderem schrieb: „Setzen wir den Fall, Frankreich verliere plötzlich seine fünfzig besten Physiker, seine fünfzig besten Chemiker, seine fünfzig besten Physiologen, ... seine fünfzig besten Mechaniker, seine fünfzig besten Zivil- und Militäringenieure, ... seine fünfzig besten Architekten, seine fünfzig besten Arzte, ... seine zweihundert besten Kaufleute, seine sechshundert besten Landbauern, seine fünfzig besten Hüttenbesitzer, seine fünfzig besten Steingut- und Porzellanfabrikanten ..., insgesamt die dreitausend besten Gelehrten, Künstler und Handwerker Frankreichs.

Diese Männer sind die produktivsten Franzosen, sie stellen die [342] wichtigsten Erzeugnisse her, sie leiten die der Nation nützlichsten Arbeiten ...: Die Nation würde in dem Augenblick, in dem sie diese Männer verlöre, zu einem Körper ohne Seele ... Frankreich würde mindestens eine ganze Generation benötigen, um diesen Schaden zu beheben ...“

Aber: „Angenommen, Frankreich behalte alle genialen Menschen, die es in den Wissenschaften, in der Kunst und im Handwerk besitzt, habe aber das Unglück, am selben Tage Monsieur, den Bruder des Königs, Seine Durchlaucht den Herzog von Angoulême, Seine Durchlaucht den Herzog von Berry, seine Durchlaucht den Herzog von Orléans, Seine Durchlaucht den Herzog von Bourbon, die Frau Herzogin von Angoulême, die Frau Herzogin von Berry, die Frau Herzogin von Orkans, die Frau Herzogin von Bourbon und das Fräulein von Condé zu verlieren.

Nehmen wir weiter an, es verliere gleichzeitig alle Großwürdenträger der Krone, alle Staatsminister mit und ohne Geschäftsbereich, alle Staatsräte, ... all seine Marschälle, all seine Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Großvikare und Domherren, alle Präfekten und Unterpräfekten, alle Angestellten in den Ministerien, alle Richter und dazu noch die zehntausend reichsten Besitzenden (unter denen, die vornehm leben).

Dieses Unglück würde den Franzosen gewißlich nahegehen ... Aber dieser Verlust von dreißigtausend Menschen, die als die wichtigsten des Staates gelten, würde ihnen nur rein gefühlsmäßig Kummer bereiten, denn es erwüchse daraus keinerlei politischer Nachteil für den französischen Staat.“

Dann stellt Saint-Simon fest, „daß der politische Körper krank ist“, weil „auf allen Tätigkeitsgebieten unfähige Menschen die Aufgabe haben, die fähigen Leute zu leiten; weil auf dem Gebiet der Moral die unmoralischsten Menschen berufen sind, die Bürger zur Tugend zu erziehen, und weil auf dem Gebiet der Rechtsprechung die Schuldigsten eingesetzt werden, um die Fehler der kleinen Rechtsbrecher zu ahnden.“[3]

[3] Saint-Simon, a. a. O., S. 141–148

Wenn die Folgen, die aus diesem Buch für Saint-Simon entstanden, eher eine tragikomische Episode in seinem Leben waren, so war sein Selbstmordversuch im März 1823 eine wirkliche Tragödie. Saint-Simon schoß sich mit einer Pistole in den Kopf, blieb am Leben, büßte aber ein Auge ein. Die ganzen Ursachen, Beweggründe klären zu wollen, die einen Menschen zum Selbstmord zwingen, wäre ganz sinnlos, und so wäre es auch sinnlos, nach dem Beweggrund für Saint-Simons Verzweiflungstat zu suchen. Im Abschiedsbrief an einen ihm besonders nahestehenden Freund (in dem er diesen auch bittet, sich um Madame Julienne zu kümmern) spricht Saint-Simon davon, daß er wegen des geringen Interesses, das die Öffentlichkeit für seine Ideen [343] gezeigt habe, am Leben verzweifelt sei. Aber seine Verletzungen sind kaum ausgeheilt, als er sich erneut in die Arbeit stürzt, um in den Jahren 1823–1824 sein reifstes Werk, die Vollendung seines schriftstellerischen Schaffens, den „Katechismus der industriels“ zu veröffentlichen. Im Jahre 1824 arbeitet Saint-Simon fieberhaft an seinem letzten Buch, dem er den Titel „Das neue Christentum“ gibt. In ihm will er der künftigen „Gesellschaft der industriels“ eine neue Religion geben, die dem Christentum nur den humanistischen Grundgedanken entlehnt. Im Mai 1825, wenige Wochen, nachdem „Das neue Christentum“ veröffentlicht worden ist, stirbt Claude Henri Saint-Simon.

Der Saint-Simonismus

In einer französischen Biographie von Saint-Simon aus dem Jahre 1863 heißt es, daß Saint-Simon weder wahnsinnig noch ein Prophet gewesen sei. Sein mäßiger Verstand habe sich in seiner Dreistigkeit nicht über das Mittelmaß erhoben. Trotz des Rummels, den man um ihn gemacht habe, sei er schon in Vergessenheit geraten, und er gehöre nicht zu denen, die aus der Vergessenheit wieder auferstehen.

Die Geschichte hat solche selbstzufriedenen Philistereien gründlich widerlegt. Über hundert Jahre sind seit diesem „Urteilsspruch“ vergangen, aber der Name Saint-Simon und die Ideen, die sich an ihn knüpfen, erregen nach wie vor lebhaftes Interesse.

Der Saint-Simonismus hat in seiner Entwicklung vier Stadien durchlaufen. Das *erste* Stadium wird von den Werken verkörpert, die Saint-Simon bis 1814–1815 geschrieben hat. Seine Ansichten in dieser Periode sind von seinem Kult um die Wissenschaft und die Gelehrten, von recht abstraktem Humanismus geprägt. Die sozialökonomischen Ideen des Saint-Simonismus existieren erst in der Keimform.

Das *zweite* Stadium wird von den reifen Werken Saint-Simons verkörpert, die in seinen letzten zehn Lebensjahren entstanden sind. In diesen Werken weist Saint-Simon entschieden die Auffassung zurück, daß der Kapitalismus die natürliche und ewige Ordnung sei. Hier stellt er die These auf, daß die Ablösung des Kapitalismus durch eine neue Gesellschaftsordnung, in der Antagonismus und Konkurrenz dem gemeinschaftlichen Wirken der Menschen weichen, gesetzmäßig sei. Diese Ablösung vollziehe sich über die friedliche Entwicklung einer Gesellschaft von „industriels“, in der die wirtschaftliche und politische Macht des Adels und der parasitären Kapitaleigentümer beseitigt sei, das Privateigentum aber erhalten bleibe. Er wird zum Sprecher der zahlreichsten und am meisten unterdrückten Klasse. Marx schrieb dazu, daß „... in seiner letzten Schrift, dem ‚Nouveau Christianisme‘, St. Simon direkt als Wortführer der arbeitenden Klasse auftritt und ihre Emanzipation als Endzweck seines Strebens erklärt.“[4]

[344] Saint-Simon glaubte, daß die Gesellschaft seiner Zeit aus zwei Hauptklassen bestände – aus müßigen Eigentümern und arbeitenden „industriels“. In dieser Vorstellung waren die Klassengegensätze der Feudalgesellschaft und der bürgerlichen Gesellschaft in merkwürdiger Weise miteinander verflochten. Zur ersten Klasse zählt Saint-Simon die Großgrundeigentümer und Rentiers, die nicht am Wirtschaftsprozeß teilnehmen. Dazu rechnet er noch die während der Revolution und des Imperiums zu Wohlstand gekommene Militär- und Gerichtsbürokratie. „Industriels“ sind bei ihm alle übrigen, die, nach seiner Meinung, zusammen mit ihren Familien bis zu 96 Prozent der Bevölkerung der damaligen französischen Gesellschaft ausmachten. Zu ihnen gehören alle Menschen, die eine

[4] Marx, K., Das Kapital, Dritter Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 25, Berlin 1964, S. 618.

nützliche Arbeit leisten: Bauern und Lohnarbeiter, Handwerker und Fabrikanten, Kaufleute und Bankiers, Gelehrte und Künstler.[5] Die Einkommen der untätigen Eigentümerklasse hielt Saint-Simon für parasitär, die der industriels für leistungsgerecht. In politökonomischen Begriffen ausgedrückt, heißt das: Saint-Simon erfaßte in den Einkommen der parasitären Klasse die Grundrente und den Zins, in den Einkommen der industriels den Unternehmergewinn (oder den gesamten Profit) und den Arbeitslohn. Saint-Simon hatte also den Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat nicht erkannt oder ihn jedenfalls für unerheblich gehalten. Teils mag das daran gelegen haben, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Klassen noch nicht weit genug entwickelt waren, teils aber auch an dem Bemühen, seine ganze Theorie einem einzigen Ziel unterzuordnen: dem Zusammenschluß der Mehrheit der Nation zur friedlichen und allmählichen Neuordnung der Gesellschaft. Eigentlich war Saint-Simon kein Gegner des Privateigentums, sondern gewissermaßen nur von dessen Mißbrauch. Und er hat auch die Aufhebung des Privateigentums in der künftigen Gesellschaft nicht vorausgesehen, sondern geglaubt, daß hier eine Art gesellschaftliche Kontrolle genügen würde. Mit Say verbindet ihn, daß er im kapitalistischen Unternehmer den natürlichen Organisator der Produktion sah, der für das Wohl der Gesellschaft notwendig sei.

Die Arbeiten und das praktische Wirken der Schüler seit dem Tod Saint-Simons bis zum Jahre 1831 bilden das *dritte* Stadium und die eigentliche Blütezeit des Saint-Simonismus. Der Saint-Simonismus wird zu einer wirklich sozialistischen Lehre, denn er fordert, das Privateigentum an den Produktionsmitteln abzuschaffen, die Produkte nach der Leistung und den Fähigkeiten zu verteilen und die Produktion gesellschaftlich zu organisieren und zu planen. Besonders umfassend und systematisch kommen diese Ideen in den öffentlichen Vorträgen zum Ausdruck, die Saint-Simons engste Schüler Bazard, Enfantin und [345] Rodrigues in den Jahren 1828–1829 in Paris hielten. Diese Vorträge sind später unter dem Titel „Die Darstellung von Saint-Simons Lehre“ veröffentlicht worden. Der Beitrag Bazards (1791–1832) zur sozialistischen Fortführung von Saint-Simons Ideen war besonders bemerkenswert.

Saint-Simons Schüler haben seiner Lehre von den Klassen und dem Eigentum eine deutlicher ausgeprägte sozialistische Richtung verliehen. Sie betrachten die industriels schon nicht mehr als homogene soziale Klasse, sondern sagen, daß die Ausbeutung, der sie seitens der Eigentümer ausgesetzt sind, besonders schwer auf dem Arbeiter lastet. Der Arbeiter werde materiell, geistig und moralisch so ausgebeutet, wie nicht einmal ein Sklave ausgebeutet worden sei. Die kapitalistischen Unternehmer seien hierbei bereits „an den Privilegien der Ausbeutung beteiligt“.

Die Vertreter des Saint-Simonismus sehen schon einen Zusammenhang zwischen Ausbeutung und Privateigentum. Und sie erkennen in den Mängeln der auf dem Privateigentum beruhenden Gesellschaft auch schon die eigentliche Ursache der Krisen und der Anarchie der Produktion, die dem Kapitalismus innewohnen. Zwar wird dieser tiefgründige Gedanke durch keinerlei Analyse des Krisenmechanismus nachgewiesen, aber er dient ihnen als weitere Begründung ihrer wichtigsten Forderung, durch Abschaffung des Erbrechts das Privateigentum einzuschränken. Einziger Erbberechtigter müsse der Staat sein, der dann die produktiven Fonds den Unternehmern gewissermaßen in Pacht, in Treuhandschaft übergeben müsse. Auf diese Weise werden die Unternehmensleiter zu Treuhändern der Gesellschaft, und das Privateigentum werde allmählich zu gesellschaftlichem Eigentum. Neu war auch, daß sie die materiellen Grundlagen der künftigen Ordnung im Schoße der alten Gesellschaft suchten. Ihren Vorstellungen nach sollte der Sozialismus folgerichtig aus der Entwicklung der Produktivkräfte hervorgehen. Einen solchen Keim für die künftige planmäßige Organisation der Produktion zugunsten der ganzen Gesellschaft sahen sie im kapitalistischen Bank- und Kreditsystem. Später allerdings sind diese tiefschürfenden Ideen des Saint-Simonismus zu kleinbürgerlichen und offen bürgerlichen „Kreditphantasien“ entartet. Aber schon den Gedanken, daß die sozialistische Gesellschaft den vom Kapitalismus geschaffenen Apparat der Großbanken für die gesellschaftliche Berechnung, Kontrolle und Leitung der Wirtschaft ausnutzen könne, hielten die Klassiker des Marxismus-Leninismus für eine geniale Voraussicht.

[5] Deshalb sollte man Saint-Simons „industriel“ nicht einfach mit „Industrieller“ übererseten.

Ebenso wie Saint-Simon selbst haben auch seine Schüler der Bedeutung der Wissenschaft für die Entwicklung und Reorganisation der Gesellschaft viel Aufmerksamkeit gewidmet. Die Gelehrten und die. tüchtigsten Unternehmer sollten später die politische und wirtschaftliche Macht übernehmen. Die politische Führung werde allmählich ihre [346] Bedeutung verlieren, weil in der künftigen Ordnung die Notwendigkeit, „die Menschen zu regieren" entfalle und nur noch die „Regierung der Dinge", das heißt der Produktion, übrigbleibe. Auf der anderen Seite aber griffen die Vertreter des Saint-Simonismus die Stellung der Wissenschaft und der Gelehrten in der damaligen Wirklichkeit scharf an. Die der Wissenschaft fernstehende Macht fordere von dem auf die Rolle eines Bittstellers herabgewürdigten Gelehrten für ihre Gunst völlige politische und moralische Unterwerfung... Zwischen dem Stand des Gelehrten und dem des anerkannten Universitätslehrers liege eine ganze Welt, beide sprechen völlig verschiedene Sprachen. Keinerlei allgemeine Vorkehrungen werden getroffen, um den Fortschritt der Wissenschaft sofort auf die Erziehung zu übertragen.

In den Werken Saint-Simons und seiner Schüler finden wir keine spezielle Darstellung der Grundkategorien der politischen Ökonomie. Sie haben auch die Entstehung und Verteilung des Wertes, die Gesetzmäßigkeiten von Arbeitslohn, Profit und Grundrente nicht analysiert. Zum Teil begnügten sie sich mit den allgemein üblichen Vorstellungen der bürgerlichen politischen Ökonomie jener Zeit. Aber das wichtigste war, daß ihre Gedanken in völlig anderer Richtung gingen und sie sich ganz andere Aufgaben stellten. Ihre Leistung in der ökonomischen Wissenschaft bestand darin, daß sie gegen das Dogma der bürgerlichen Klassiker und der „Sayschen Schule" von der natürlichen und ewigen kapitalistischen Ordnung auftraten. Damit übertrugen sie die Frage nach den ökonomischen Gesetzmäßigkeiten dieser Ordnung auf eine völlig andere Ebene. Die politische Ökonomie wurde vor eine ganz neue Aufgabe gestellt, nämlich darzustellen, wie die kapitalistische Produktionsweise entstanden ist und sich entwickelt hat, welcher Art ihre Widersprüche sind und wie sie ihren Platz dem Sozialismus räumen muß. Der Saint-Simonismus konnte diese Aufgabe nicht lösen, aber sie gestellt zu haben, war schon eine große Leistung. Saint-Simon selbst hat Say dafür gelobt, daß dieser den Gegenstand der politischen Ökonomie als einer selbständigen Wissenschaft umrissen und sie von der Politik abgegrenzt habe. Die Schüler Saint-Simons gingen auf diese Frage nicht ein, sie griffen Say und dessen Anhänger heftig an und wiesen direkt auf den apologetischen Charakter der Sayschen Lehre hin. Sie warfen ihr vor, daß sie nichts unternommen habe, das Entstehen der Eigentumsverhältnisse zu ergründen. Say und seine Anhänger hätten den Anspruch erhoben, nachgewiesen zu haben, wie die Reichtümer gebildet, verteilt und verbraucht werden, aber wenig interessiert hätte sie die Frage, ob die durch Arbeit geschaffenen Reichtümer entsprechend ihrer Herkunft verteilt werden und daß sie überwiegend von müßigen Leuten verbraucht werden.

Ab 1831 beginnt das *vierte* Stadium und die Auflösung des Saint-Simonismus. Da der Saint-Simonismus unter der Arbeiterklasse kaum irgendwelchen Anklang gefunden hatte, standen seine Anhänger den [347] ersten revolutionären Aktionen des französischen Proletariats völlig unvorbereitet gegenüber. Noch mehr hat ihn der religiöse Anstrich, den er in diesen Jahren annahm, von der Arbeiterklasse und selbst von der demokratisch gesinnten Studentenschaft entfremdet. Enfantin wurde zum „Papst" der Saint-Simonistischen Kirche, eine Art religiöser Kommune wurde gegründet, ein allgemeines Erkennungsmerkmal (die auf dem Rücken geknöpfte Weste) eingeführt. Innerhalb der Bewegung entstanden zwischen den verschiedenen Gruppen der Saint-Simon-Anhänger erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Dabei ging es vor allem um das Geschlechterverhältnis und die Stellung der Frau in der Kommune. Im November 1831 trat Bazard mit der Gruppe seiner Anhänger aus der Kirche aus. Bald darauf strengte das Herrscherhaus der Orléans, das nach der Julirevolution von 1830 zur Macht gelangt war, gegen Enfantin und seine Gruppe einen Prozeß an. Sie wurden der Erregung öffentlichen Ärgernisses und der Propaganda staatsgefährdender Ideen angeklagt. Enfantin erhielt ein Jahr Gefängnis. Die Bewegung löste sich auf, ein paar von ihren Mitgliedern propagierten noch gewisse Ideen des Saint-Simonismus, ohne allerdings auf Erfolg rechnen zu dürfen, einige schlossen sich anderen sozialistischen Strömungen an, wieder andere wurden zu gutsituierten Bourgeois.

Dennoch hat der Saint-Simonismus auf die weitere Entwicklung des sozialistischen Gedankengutes in Frankreich und auch in anderen Ländern außerordentlich großen Einfluß ausgeübt. Die Stärke der

Saint-Simonisten lag darin, daß sie bei allem Unsinn, den sie mit ihrer Religion trieben, ein mutiges und konsequentes Kampfprogramm gegen die bürgerliche Gesellschaft hatten.

Alexander Herzen hat das ganz großartig ausgedrückt: „Oberflächliche und weniger oberflächliche Geister haben sich über Vater Enfantin und seine Jünger lustig gemacht; aber die Zeit ist gekommen, da man diese Vorläufer des Sozialismus in anderem Licht sieht.

Feierlich und voller Poesie muteten diese begeisterungsfähigen jungen Männer mit den glatten, knopflosen Westen und langen Bärten inmitten ihrer spießigen Umwelt an. Sie hatten einen neuen Glauben geschaffen, sie hatten ihren Mitmenschen etwas zu sagen und sie hatten allen Grund, über das alte Regime, das sie nach dem Codex Napoleon und der Religion der Orléans richten wollte, selbst Gericht zu halten.“[6]

Das schwere Leben des Charles Fourier

„Wenn wir bei Saint-Simon eine geniale Weite des Blicks entdecken, vermöge deren fast alle nicht streng ökonomischen Gedanken der späteren Sozialisten bei ihm im Keime enthalten sind, so finden wir bei Fourier eine echt französisch-geistreiche, aber darum nicht minder tief eindringende Kritik der bestehenden Gesellschaftszustände ... Fourier [348] ist nicht nur Kritiker, seine ewig heitre Natur macht ihn zum Satiriker, und zwar zu einem der größten Satiriker aller Zeiten.“[7] Fourier verdanken wir auch viele bemerkenswerte Gedanken über die Gestaltung der künftigen sozialistischen Gesellschaft. In einer seiner frühen Schriften sagt Engels, „... wissenschaftliche Forschung, kühles, vorurteilsfreies, systematisches Denken, kurzum *Sozialphilosophie* ...“ machen Fouriers Schule besonders wertvoll. Diese Sozialphilosophie war die Vorläuferin des historischen Materialismus von Marx und Engels und vor allem sie macht den Beitrag Fouriers zur politökonomischen Wissenschaft aus.

Fouriers Werke sind in ihrer Art eine einzigartige Erscheinung in der gesellschaftswissenschaftlichen Literatur. Das sind nicht nur wissenschaftliche Abhandlungen, sondern auch eindrucksvolle Pamphlete und ungewöhnlich erfindungsreiche Phantasien. Glänzende Satire neben seltsam anmutender Mystik, wissenschaftliche Voraussicht neben fast fieberhaften Phantasien, großartige und weise Verallgemeinerungen neben langweiliger Reglementierung des Lebens der Menschen in der künftigen Gesellschaft. Eineinhalb Jahrhunderte sind vergangen, seit Fouriers Werke zum ersten Mal veröffentlicht wurden. Das Leben selbst hat Mystik und aus der Luft gegriffene Phantasien von den wirklich genialen Ideen über die Reorganisation der menschlichen Gesellschaft getrennt. Der sowjetische Fourier-Forscher I. I. Silberfarb bemerkt dazu, daß auch Newtons und Keplers Entdeckungen in aus heutiger Sicht sehr seltsamer Form, mit Reden von Engeln und biblischen Propheten, dargelegt wurden.

François-Marie-Charles Fourier wurde 1772 in Besançon geboren. Fouriers Vater, ein wohlhabender Kaufmann, starb, als der Knabe neun Jahre alt war. Als einziger Sohn sollte er einen bedeutenden Teil des Vermögens erben und das väterliche Geschäft übernehmen. Charles Fourier kam schon sehr früh in Konflikt mit seinem Milieu und seiner Familie. Die Betrügereien und Gaunereien, die mit dem Handel verbunden waren, hatten ihn schon als Kind abgestoßen.

Seine Bildung erhielt Fourier im Jesuitencollége von Besançon. Er besaß außerordentliche Fähigkeiten in den Wissenschaften, in der Literatur und Musik. Nachdem er das Collége beendet hatte, wollte er an einer Militärschule studieren, was ihm jedoch nicht gelang. So wird er Autodidakt. Aber in seinem Wissen bleiben unübersehbare Lücken, die sich später auch in seinen Schriften bemerkbar machen. Nie hat er zum Beispiel die Werke der englischen und französischen Ökonomen studiert. Mit ihren Ideen wird er erst sehr spät und aus zweiter Hand, nämlich aus Zeitschriften und Gesprächen mit auf diesem Gebiet bewanderten Leuten, bekannt. Er hat sich auch nie bemüht, die [349] Theorien der Ökonomen eingehend zu analysieren, sondern ihren Geist grundsätzlich abgelehnt, weil er diese Theorien für nackte Apologetik der schändlichen „Zivilisation“, das heißt des Kapitalismus hielt. Nach langem Streit und Aufbegehren sieht sich der achtzehnjährige Fourier gezwungen, dem

[6] Herzen, A. I., Sobranije sotschinenii w 30 – ti tomach, t. VIII, Moskau 1956, S. 161 (russ.).
[7] Engels, F., Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 19, Berlin 1969, S. 196.

Drängen der Familie nachzugeben und in einem großen Handelshaus von Lyon die Lehre anzutreten. In dieser Industriestadt soll er dann viele Jahre seines Lebens zubringen, und die Beobachtungen, die er über die gesellschaftlichen Verhältnisse in Lyon anstellt, haben auch seine sozialökonomischen Ideen weitgehend geprägt. Außerdem kommt er schon in sehr jungen Jahren im Auftrag seiner Firma nach Paris, Rouen, Bordeaux und Marseille. Als Fourier 1792 sein Erbteil erhält, eröffnet er in Lyon ein eigenes Handelsbüro. Fouriers Jugend fällt in die Jahre der Revolution. Während des Lyoner Aufstandes gegen den jakobinischen Konvent (1793) ist Fourier unter den Aufständischen und nach der Kapitulation im Gefängnis. Sein ganzes Vermögen wird konfisziert. Er kann aus dem Gefängnis fliehen und geht in seine Vaterstadt Besançon. Zum Konterrevolutionär haben ihn wohl eher die Umstände als seine Überzeugung werden lassen. Vielleicht war er auch gezwungen worden, sich den Aufständischen anzuschließen. Jedenfalls tritt er bald darauf der Revolutionsarmee bei, in der er eineinhalb Jahre dient. Dann wird er Vertreter einer Handelsfirma und eröffnet später ein Maklerbüro in Lyon. In diesen Jahren ist er wieder viel auf Reisen und er verfolgt das wirtschaftliche und politische Leben während des Direktoriums[8] und des Konsulats.[9] Er sieht, daß den Platz des Adels an der Seite der sozialen Stufenleiter neue Krösusse eingenommen haben: Heereslieferanten, Spekulanten, Börsenmakler, Bankiers. Die neue Phase, die für die „Zivilisation“ angebrochen war, hatte dem weitaus größten Teil der Bevölkerung nur neue Not, neue Entbehrungen gebracht.

Fourier ist ungefähr dreißig Jahre alt, als er zu der festen Überzeugung gelangt, daß er zum Sozialreformer berufen ist. Er selbst hat später berichtet, daß seine Gedanken über die Ungereimtheiten in der Wirtschaft, die er beobachtet hatte, der Anstoß zu diesem Schluß gewesen waren. Ihn befremdete zum Beispiel, auf welche Höhe die Pariser Spekulanten die Preise für Äpfel trieben, die bei den Bauern in der Provinz doch fast umsonst zu haben waren.

Im Dezember 1803 veröffentlicht Fourier in einer Lyoner Zeitung einen kleinen Aufsatz mit dem Titel „Die allgemeine Harmonie“, in dem er von seiner „erstaunlichen Entdeckung“ kündet. Er schreibt hier, daß er mit naturwissenschaftlichen Methoden die „Gesetze der sozialen Bewegung“ aufdecken wolle (oder schon aufgedeckt habe), wie andere [350] Gelehrte die „Gesetze der materiellen Bewegung“ entdeckt haben. Ausführlicher hat Fourier dann seine Ideen in dem 1808 in Lyon anonym erschienenen Buch „Die Theorie der vier Bewegungen und der allgemeinen Bestimmungen“ niedergeschrieben.[10]

Wie befremdend auch die Form dieses Werkes ist, so enthält es doch die Grundlagen des „Sozietätsplanes“ von Fourier, das heißt seines Planes für die Umwandlung der bürgerlichen Gesellschaft in die künftige „harmonische Gesellschaft“. Im Gegensatz zu den Philosophen und Ökonomen, welche den Kapitalismus als natürlichen und ewigen Zustand der Menschheit betrachten, sagt Fourier, was kann unvollkommener sein als diese Zivilisation, die alles Elend erst hervorruft? Was kann fragwürdiger sein als ihre Existenzberechtigung und Verewigung? Liegt es denn nicht auf der Hand, daß sie nur eine Stufe auf dem gesellschaftlichen Entwicklungsweg ist? Die sozietäre Gesellschaft wird die zerrissene zivilisierte Ordnung ablösen.

Fouriers Buch bleibt fast völlig unbemerkt, aber das tut seinem Enthusiasmus keinen Abbruch. Er arbeitet weiter über seinen Ideen. Nachdem er 1811 eine Beamtenstelle erhalten hat, haben sich seine Verhältnisse etwas gebessert, und ab 1812 erhält er aus dem testamentarischen Nachlaß der Mutter eine kleine Rente. Von 1816 bis 1822 lebt Fourier in der Provinz, unweit von Lyon. Er gewinnt Anhänger. Zum ersten Mal kann er jetzt ruhig arbeiten. Die Fruchtdieser Arbeit ist ein umfangreiches Werk, das 1822 unter dem Titel „Die hauslandwirtschaftliche Gesellschaft“ in Paris erscheint. In den Ausgaben von Fouriers Werken, die nach seinem Tod erschienen sind, trägt dieses Buch den Titel „Theorie der allgemeinen Harmonie“.

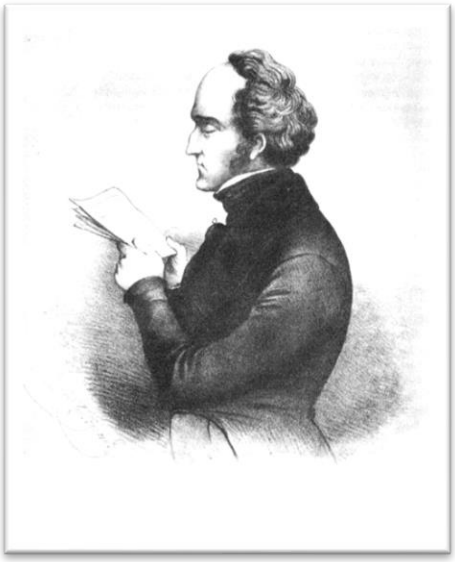
[8] Direktorium oder Directoire: nach der Direktorialverfassung gebildete großbürgerliche Regierung in Frankreich (1795–1799).

[9] Konsulat: Amtszeit Napoleon Bonapartes als Erster Konsul (1799–1804).

[10] Fourier meinte, daß man zur Erklärung der Gesetze der Natur und der Menschheit vier Bewegungsformen analysieren müsse, nämlich: die materielle, die organische, die tierische und die soziale. Derartige Beispiele fragwürdiger Systematisierung und Klassifizierung, mit denen sich Fourier sehr gern beschäftigt hat, lassen sich in seinen Schriften viele finden.

Fourier unternimmt hier den Versuch, den Aufbau von Arbeitergenossenschaften zu entwickeln und zu begründen, die er *Phalangen* nennt. Das Gebäude, in dem die Mitglieder einer Phalange wohnen, arbeiten und sich erholen sollen, sei die *Phalanstère*. Fourier hofft, daß einige Phalangen versuchsweise schon sofort, ohne Veränderung des ganzen Gesellschaftsaufbaus gebildet werden können. In Paris, wo er wohnt, wartet Fourier jeden Tag zu einer bestimmten Zeit einfältig auf reiche Mäzene, mit deren Geld eine Phalanstère gebaut werden könnte. Sie blieben natürlich aus.[11]

Wieder muß sich Fourier seinen Unterhalt in Handelsbüros von Paris und Lyon verdienen. Erst 1828 kann er sich durch die materielle Unterstützung von Freunden und Anhängern von der verhaßten [351]



Francoise-Marie-Charles Fourier

[352] Sklaverei befreien. Er zieht sich nach Besançon zurück und schreibt dort ein Buch zu Ende, an dem er schon mehrere Jahre gearbeitet hat. Dieses Buch – „Die neue industrielle und sozialistische Welt“ (1829) – ist Fouriers bestes Werk. Zu dieser Zeit ist ein viertel Jahrhundert seit seinen ersten literarischen Versuchen vergangen. Die Entwicklung des Kapitalismus hatte sehr viel neues Material für seine Kritik geliefert. Daneben entwickelt Fourier auch seine Auffassungen von der künftigen Gesellschaft weiter, macht sie einfacher und befreit sie von der früheren Mystik.

Seine letzten Jahre verbringt Fourier in Paris. Er arbeitet weiter sehr angestrengt und hält pedantisch seine tägliche Norm ein. Das Ergebnis dieses Schaffens sind ein weiteres umfangreiches Buch, das 1835–183 6 erscheint, mehrere Beiträge, die in den Zeitschriften seiner Bewegung veröffentlicht werden, und zahlreiche Manuskripte, die nach seinem Tode veröffentlicht worden sind. In diesen Werken beschäftigt er sich mit einem weitreichenden Kreis von sozialen, ökonomischen, ethischen, pädagogischen und anderen Problemen. Fouriers Verstand arbeitet unermüdlich und mit großer Schöpferkraft, obgleich sich sein Gesundheitszustand erheblich verschlechtert hat. Charles Fourier stirbt im Oktober 1837 in Paris.

Nach 1830 war der Fourierismus schon zu einer bedeutenden Bewegung geworden, doch ist Fourier selbst in seinen letzten Jahren sehr einsam gewesen. Die Kluft zwischen ihm und vielen seiner Schüler, die der mutigen Lehre Fouriers einen zahmen, reformistischen Anstrich geben wollten, wurde immer größer. Viele kamen mit ihm nicht zurecht; das Alter und seine Krankheit hatten sein ohnehin übertriebenes Mißtrauen und seinen Starrsinn noch mehr hervortreten lassen.

Nach dem, was die Bourgeoisie als gesunden Menschenverstand ansah, war Fourier natürlich ebenso närrisch wie es Saint-Simon gewesen sein sollte. Spaßvögel haben in diesem Zusammenhang auf die

[11] Etwas später, im Jahre 1832, hat Fourier mit einigen seiner Anhänger dennoch versucht, eine Phalange zu gründen und Geld dafür gesammelt. Fourier selbst sollte „Direktor des gesellschaftlichen Apparates“ werden. Der Versuch endete mit einem völligen Mißerfolg.

Namen der großen Utopisten angespielt (saint – heilig, fou – verrückt). Aber er gehörte zu jenen Narren, über die Béranger geschrieben hat:

> Ach bedenkt! Alle drei wollten lenken
> Uns zum Heil nur! Drum seid gerecht!
> Ehrt die Narren, auch wenn sie nur schenken
> Einen Traum dem Menschengeschlecht.[12]

Für Charles Fourier war die Welt verrückt, in der er lebte und arbeitete. [353]

Diese verrückte Welt

Fourier hat den genialen Versuch unternommen, die historische Gesetzmäßigkeit der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft darzustellen. Bei ihm sieht die Geschichte der Menschheit von ihrem Beginn bis zur künftigen harmonischen Gesellschaft so aus:

Die Perioden vor der produktiven Tätigkeit	1. Der Urzustand, der sogenannte Garten Eden 2. Wildheit oder Untätigkeit
Die zersplitterte, betrügerische, abstoßende Produktion	3. Patriarchat, Kleinproduktion 4. Barbarei, mittlere Produktion 5. Zivilisation, Großproduktion
Die sozialistische, gerechte, anziehende Produktion	6. Garantiezustand, Teilassoziation 7. Sozietismus, einfache Assoziation 8. Harmonismus, komplizierte Assoziation

Innerhalb der Zivilisationsperiode unterscheidet Fourier vier Phasen. Die beiden ersten sind im Grunde die Sklavenhalter- und Feudalordnung, während die dritte den Kapitalismus der freien Konkurrenz darstellt, wie er zu Fouriers Zeiten bestand.

Wir sehen also, daß Fourier nicht nur die Hauptstadien in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft allgemein unterschieden, sondern sie auch mit dem Stand der Produktion in jedem einzelnen Stadium verbunden hat. Damit hat er den Weg zu dem von Marx eingeführten Begriff der sozialökonomischen Formation geebnet. Engels schrieb dazu, daß Fourier am großartigsten in seiner Auffassung der Geschichte der Gesellschaft erscheine.

Die Darstellung der vierten Phase der Zivilisation gehört zu den glänzendsten Prophezeiungen Fouriers: Er hat in ganz eigener Form den Übergang des Kapitalismus in das monopolistische Stadium vorausgesagt, das er als Zeitalter der Handelsaristokratie bezeichnete. Mit seiner ungewöhnlichen Gabe, dialektisch vorzugehen, wies Fourier nach, daß sich die freie Konkurrenz gesetzmäßig in ihren eigenen Gegensatz verwandelt, daß sie zum Monopol führt, das er sich in erster Linie als Monopolisierung durch die „neuen Aristokraten“ des Handels und Bankwesens vorstellte.

[354] Fourier legte dem Kapitalismus, den er als auf dem Kopf stehende Welt bezeichnete, eine für seine Zeit beispiellos kühne und tiefschürfende Anklageschrift vor, die selbst heute noch Bedeutung hat. Aber hier zeigt sich nicht nur Fouriers Stärke, sondern auch seine Schwäche. Er stellt zwar die

[12] Béranger, P.-J., Lieb war der König, oh-la-la! Satirische und patriotische Chansons. Berlin 1959, 5. 193 (Mit den „drei“ meinte Béranger Saint-Simon, Fourier und Enfantin).

Verbrechen des Kapitalismus dar, kann aber ihre eigentliche Ursache nicht finden, weil er keine klare Vorstellung von den Produktionsverhältnissen und von der Klassenstruktur der bürgerlichen Gesellschaft hat. Ebenso wie bei Saint-Simon gehören auch bei Fourier der Unternehmer und der Lohnarbeiter der Klasse der Schaffenden an.[13] Hieraus folgt auch sein naiv-idealistischer Glaube an die Möglichkeit, die Gesellschaft auf dem Wege der Vernunft und dadurch, daß die Mächtigen dieser Welt seine Lehre auf greifen, friedlich reorganisieren zu können.

Fourier war gezwungen gewesen, sich um des täglichen Brotes willen in kaufmännischen Berufen zu verdingen. So ist sein Haß auf den kapitalistischen Handel fast krankhaft. Hunderte Seiten seiner Schriften sind der Enthüllung der Untugenden, Gaunereien und Niederträchtigkeiten des Handels und der Kaufleute gewidmet. Für ihn ist das Handels- und Geldkapital der Hauptträger der Ausbeutung Und des Parasitismus in der bürgerlichen Gesellschaft. Fourier sieht nicht, daß das Handelskapital nur eine verselbständigte Form des Industriekapitals ist und trotz all seiner Selbständigkeit und Bedeutung eine untergeordnete Rolle spielt.

Fourier charakterisiert die kapitalistische Produktion als antisoziale, entfremdete und zersplitterte Produktion. Das Ziel der bürgerlichen Produktion sei der Unternehmerprofit und nicht die Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse. Deshalb sei der Interessengegensatz zwischen dem einzelnen Warenproduzenten und der Gesellschaft ein ständiger Wesenszug des Kapitalismus. Die Konkurrenz zwischen den Unternehmern diene keineswegs der Gesellschaft, wie die Ökonomen behaupten. Im Gegenteil, sie zerstöre die Gesellschaft, weil sie Anarchie der Produktion, Chaos hervorbringe und zum Krieg aller gegen alle führe. Profitjagd und Konkurrenz verursachen eine ungeheuerliche Ausbeutung der Lohnarbeiter. Das Beispiel Englands mit seinen riesigen Fabriken, wo Erwachsene und Kinder für einen Hungerlohn arbeiten, zeige, wohin der Kapitalismus gehe. „Das ist sie, die wiederauferstandene Sklaverei!“, ruft er aus.

Auch in der wachsenden Kluft zwischen Reichtum und Armut, im Elend inmitten des Überflusses sah Fourier einen Beweis für den Zusammenbruch der bürgerlichen politischen Ökonomie mit ihrem Prinzip der freien Konkurrenz. Sismondi habe diese Tatsachen we-[355]nigstens zugegeben und damit den ersten Schritt zur aufrichtigen Analyse getan, aber er sei nicht weiter gegangen als bis zur halben Wahrheit. Say aber habe mit seinen Einwänden gegen ihn versucht, das Gesicht der politischen Ökonomie zu wahren, was ihm allerdings schlecht gelungen sei. Und wieviel andere Parasiten gebe es noch unter den Sophisten; allen voran die Ökonomen, die scheinbar gegen die Parasitenklasse rüsten und zugleich ihre Fahnen tragen.

Die Arbeit, ihre Organisation und Produktivität seien es, die schließlich den Aufbau und den Wohlstand der Gesellschaft bestimmen. Fourier sieht das und zeichnet ein erschütterndes Bild von der Ausplünderung und Knechtung der Arbeit im Kapitalismus. Die „Zivilisation“ habe die Arbeit aus einer normalen Lebensäußerung des Menschen, aus einer Quelle der Freude zum Fluch gemacht. In dieser Gesellschaft halten sich alle, die dazu in der Lage seien, mit beliebigen Wahrheiten und Unwahrheiten von der Arbeit fern. Die Arbeit des kleinen Eigentümers, des Bauern, des Handwerkers und selbst des Unternehmers, sei ein unablässiger Kampf gegen die Konkurrenz, sei Unsicherheit und Abhängigkeit. Unvergleichlich schwerer aber sei noch die Arbeit des Lohnarbeiters, eine unfreiwillige Arbeit, die dem Menschen keinerlei Befriedigung geben könne. Mit dem Wachsen der Produktion, ihrer Konzentration und ihrer Unterwerfung unter das Großkapital werde diese Arbeit immer mehr zur vorherrschenden. Fourier spürt, daß zwischen dieser Art der Arbeit, dem Privateigentum und seiner kapitalistischen Form ein Zusammenhang besteht, aber er versucht nicht, hinter diesen Zusammenhang zu kommen. Dennoch haben Marx und Engels die Auffassungen Fouriers von der Arbeit und seine Ideen von der völligen Änderung des Charakters der Arbeit in einer künftigen Gesellschaft zu den bedeutendsten Leistungen des großen Utopisten gezählt.

In mehreren frühen Schriften hat Marx die Konzeption der Entfremdung des Menschen der kapitalistischen Gesellschaft von den Ergebnissen seiner Arbeit und von den Geschicken der Gesellschaft,

[13] Allerdings zählt er die Fabrikanten zu den „sozialen Parasiten“, jedoch nur insoweit, als die „gute Hälfte“ von ihnen Erzeugnisse schlechter Qualität herstelle und Gesellschaft und Staat betrüge.

von der Verwandlung des Menschen in ein kümmerliches Anhängsel des Molochs Industrie entwikkelt. Die Spuren Fouriers sind in dieser Konzeption unverkennbar, und Marx verbindet an einer Stelle das Entfremdungsproblem direkt mit dem Namen Fourier.[14]

Fourier geißelt keineswegs nur die ökonomischen Laster des Kapitalismus, sondern auch dessen Politik, Moral, Kultur und Bildungssystem. Besonders viel und besonders aggressiv hat er darüber geschrieben, wie der Kapitalismus das natürliche Geschlechterverhältnis entstellt und die Frau in ungleichberechtigter, unterwürfiger Stellung [356] hält. „Er spricht es zuerst aus, daß in einer gegebnen Gesellschaft der Grad der weiblichen Emanzipation das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation ist.“[15]

Aber wir wollen zu der Tabelle zurückkehren, in der Fourier die Entwicklungsperioden der Gesellschaft darstellt. Wir sehen, daß Fourier zwischen die Zivilisation und den Harmonismus zwei Übergangsperioden gestellt hat, die er *Garantiezustand* und *Sozietismus* (Sozialismus) nennt. Er hat immer wieder erklärt, daß sein Ziel nicht irgendwelche Teilreformen der Zivilisation, sondern die Abschaffung dieser Ordnung und die Bildung einer ganz neuen Gesellschaft sei. Weil Fourier aber den revolutionären Weg ausschloß und die großen Schwierigkeiten sah, die der Übergang bereiten würde, erklärte er sich zu einem Kompromiß bereit und räumte ein, daß die Menschen der Zivilisation eine mehr oder weniger lange Zeit brauchen würden, um den Harmonismus zu schaffen.

Die Wesensmerkmale des Garantiezustandes, der ersten Übergangsperiode, stellte er so dar: Das Privateigentum werde nicht wesentlich angetastet, sondern nur den Interessen und der Kontrolle der Gemeinschaft unterstellt. Teilassoziationen entstehen, welche Gruppen von Familien zu gemeinschaftlicher Arbeit, Speisung, Erholung usw. vereinigen. In diesen Assoziationen verliere die Arbeit allmählich die Merkmale der Lohnarbeit. Die wirtschaftliche Ungleichheit bleibe noch erhalten, aber das Glück der Reichen sei nur insoweit gegeben, wie den ärmeren Ständen die Mittel zum Leben und zum Genuß garantiert seien. Die Konkurrenz stehe unter gesellschaftlicher Kontrolle, sie werde frei von Betrügereien und unkompliziert. Große soziale Vorhaben werden Wirklichkeit, die Slums verschwinden und die Städte werden neu gestaltet. Ebenso wie alle anderen Utopien Fouriers verlangt auch der Garantiezustand keine größeren Veränderungen im politischen Überbau, er kann unter der absoluten wie unter der konstitutionellen Monarchie oder unter der Republik, überhaupt unter jeder Ordnung beginnen.

Fourier glaubte, daß sich in der Zivilisation selbst schon gewisse Voraussetzungen des Garantiezustandes entwickelt hätten, daß der „Genius der Zivilisation“ darauf hinsteuerte. Nur die Verirrungen der Menschen und besonders der Einfluß der bürgerlichen Sozialwissenschaften ständen dem Übergang zum Garantismus im Wege. Andererseits würde der Garantiezustand, wenn er einmal hergestellt wäre, die Menschheit sehr bald von den Vorzügen des neuen Gesellschaftsaufbaus überzeugen und die völlige Assoziation vorbereiten. Aber Fouriers Garantiezustand läßt sich auch anders sehen, nämlich als ein System von Reformen, die den Kapitalismus verbessern, ihn [357] „erträglich“ machen sollen und durchaus nicht auf seine Abschaffung gerichtet sind. Dann wird Fouriers Lehre zum mittelmäßigen Reformismus und reiht sich gleichsam in jene Ideen ein, die die heutigen Konzeptionen vom bürgerlichen „Wohlfahrtsstaat“ vorbereitet haben. Fourier selbst hätte wohl gegen eine solche Auslegung seiner Ideen protestiert. Aber viele seiner Anhänger haben sie so interpretiert.

In den dreißiger und teilweise auch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts war der Fourierismus die bedeutendste sozialistische Strömung in Frankreich. Er hatte sich lebensfähiger als der Saint-Simonismus erwiesen, denn er war nicht mit religiöser Sektiererei belastet und stellte näherliegende und realistischere Ideale auf, zu denen besonders seine Produktions- und Verbrauchergenossenschaft in Gestalt der Phalange gehörte. Doch bei der französischen Arbeiterklasse fand Fouriers Lehre nur wenig Anklang. Sie war hauptsächlich unter der gebildeten Jugend verbreitet.

[14] Vgl. Marx, K., Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: Marx/Engels, Werke, Ergänzungsband, Berlin 1968, S. 534.
[15] Engels, F., Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 19, Berlin 1969, S. 196.

Die Revolution von 1848 stieß die Fourieristen auf den Schauplatz der politischen Bewährung, doch sie nahmen eine Haltung ein, die der kleinbürgerlichen Demokratie nahekam. Sie unterstützten den Volksaufstand in den Junitagen nicht, um ein Jahr später gegen die Regierung Louis Bonapartes aufzutreten. Doch konnten sie ohne große Mühe niedergehalten werden. Ein paar von den noch in Frankreich verbliebenen Fourieristen haben sich später mit dem Genossenschaftswesen befaßt. Der Fourierismus hatte seine Schuldigkeit getan. Wenn Fourier, wenngleich noch unbewußt, in vielem die Interessen der Arbeiterklasse vertreten hat, dann glitten seine Nachfolger zum Kleinbürgertum ab.

Das „Manifest der Kommunistischen Partei", das vom Erscheinen des wissenschaftlichen Kommunismus, einer neuen, revolutionären Weltanschauung, und einer proletarischen Partei auf dem Schauplatz der Geschichte kündete, war zugleich das Todesurteil für den utopischen Sozialismus und damit auch für den Fourierismus. Marx und Engels schrieben hier: „Die Bedeutung des kritisch-utopistischen Sozialismus und Kommunismus steht im umgekehrten Verhältnis zur geschichtlichen Entwicklung. In demselben Maße, worin der Klassenkampf sich entwickelt und gestaltet, verliert diese phantastische Erhebung über denselben, die phantastische Bekämpfung desselben allen praktischen Wert, alle theoretische Berechtigung. Waren daher die Urheber dieser Systeme auch in vieler Beziehung revolutionär, so bilden ihre Schüler jedesmal reaktionäre Sekten. Sie halten die alten Anschauungen der Meister fest gegenüber der geschichtlichen Fortentwicklung des Proletariats. Sie suchen daher konsequent den Klassenkampf wieder abzustumpfen und die Gegensätze zu vermitteln. Sie träumen noch immer die versuchsweise Verwirklichung ihrer gesellschaftlichen Utopien, Stiftung einzelner Phalanstère, Gründung von Home-Kolonien ..., und zum Aufbau aller dieser spanischen Schlösser müssen sie [358] an die Philanthropie der bürgerlichen Herzen und Geldsäcke appellieren."[16]

Das Bild der Zukunft

Saint-Simon hat uns eine geniale Grobskizze von der künftigen Gesellschaftsordnung hinterlassen, und Fourier hat ihre Elemente bis ins einzelne herausgearbeitet. Beide Utopien unterscheiden sich in vielem, aber sie haben ein sehr wichtiges gemeinsames Merkmal: Ihre sozialistische Gesellschaft der Zukunft weist verschiedene Einschränkungen auf, von denen das Weiterbestehen des Privateigentums und des nicht erarbeiteten Einkommens die wesentlichsten sind. Allerdings soll sich in beiden Systemen die Natur des Privateigentums radikal wandeln, soll es dem Kollektivinteresse untergeordnet werden, und das nicht erarbeitete Einkommen soll allmählich Merkmale des Arbeitseinkommens annehmen.

Jede der beiden Utopien hat uns heute auf ihre Weise noch viel zu sagen. Bei Saint-Simon und seinen Schülern ist der Gedanke von der zentral geplanten Volkswirtschaft eines Landes und von dem System ihrer kollektiven Leitung bemerkenswert. Bei Fourier ist es die Analyse der Organisation der Arbeit und des Lebens in einzelnen Kollektiveinrichtungen der sozialistischen Gesellschaft.

Sehen wir uns die ökonomischen Aspekte von Fouriers Utopie an. Seine Phalange ist eine Produktions- und Verbrauchergenossenschaft, in der sich Merkmale der Kommune mit den Merkmalen einer gewöhnlichen Aktiengesellschaft vereinen. Fourier hat die Teilnehmerzahl einer Phalange, einschließlich der Kinder, an den verschiedenen Arbeiten auf 1500 bis 2000 festgelegt. Er meinte, daß es in dieser Gemeinschaft genügend Charaktere für die optimale Verteilung der Arbeit geben müsse, und zwar sowohl was die Neigungen der Menschen als auch das Nutzergebnis beträfe. In der Phalange sollte es landwirtschaftliche wie auch industrielle Arbeit geben, wobei die Landwirtschaft den Vorrang haben sollte. Die Industrie stellte sich Fourier als Gruppe von verhältnismäßig kleinen, aber sehr produktiven Werkstätten vor. Das Fabriksystem hat er kategorisch abgelehnt und als Ausgeburt der Zivilisation bezeichnet.

Ihren Gründungsfonds an Produktionsmitteln bildet die Phalange aus Aktieneinlagen. Deshalb müssen Kapitalisten zu ihr gehören. Zugleich werden in die Phalange auch Bettler aufgenommen, die nicht Aktionär sein können, sondern ihren Beitrag durch Arbeit leisten. Das Eigentum an den Aktien ist privater Natur. In der Phalange bleibt die Vermögensungleichheit erhalten. Aber der Kapitalist,

[16] Marx, K., Engels, F., Manifest der Kommunistischen Partei, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 4, Berlin 1969, S. 491.

der Mitglied einer Phalange geworden ist, hört damit auf, Kapitalist im herkömmlichen Sinne zu sein. Das allgemeine Milieu der schöpferischen Arbeit [359] veranlaßt ihn, an der unmittelbaren Produktion teilzunehmen. Wenn er die Fähigkeit hat, Leiter, Ingenieur oder Gelehrter zu sein, dann nimmt die Gesellschaft seine Arbeit in dieser Eigenschaft in Anspruch. Wenn nicht, dann arbeitet er nach freier Wahl in einer beliebigen Gruppe. Weil aber die Kinder der Reichen wie der Armen in ein und derselben gesunden Umwelt aufwachsen, gleichen sich diese Unterschiede in den folgenden Generationen aus. Die Großaktionäre genießen gewisse Privilegien in der Leitung der Phalange. Aber im Leitungsorgan können sie nicht das Übergewicht bekommen, zudem spielt dieses Organ ohnehin keine allzu große Rolle.

Besonderes Interesse hat Fourier der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit gewidmet. Die negativen Seiten der kapitalistischen Arbeitsteilung wollte er damit aus der Welt schaffen, daß die Menschen des öfteren die Arbeit wechseln sollten. Jedem wird ein gewisses Subsistenzminimum gewährt, so daß die Arbeit aufhört, Zwang zu sein und zum freien Lebensbedürfnis wird. Völlig neue Antriebe zur Arbeit entstehen: Wettbewerb, gesellschaftliche Anerkennung, Freude an der eigenen Leistung.

Reichtum und Einkommen der Gesellschaft wachsen rasch an, was vor allem der steigenden Arbeitsproduktivität zu danken ist. Außerdem verschwinden die Parasiten, alle arbeiten. Schließlich entledigt sich die Phalange der Verluste und unproduktiven Ausgaben jeder Art, die in der alten Gesellschaft unvermeidlich waren. Für Fourier ist die Gesellschaft der Zukunft eine Gesellschaft wirklichen Überflusses, eine gesunde, natürliche Gesellschaft, eine Gesellschaft der Freude. Die Askese, die man so oft mit den Vorstellungen von der Gesellschaft der Zukunft verbunden hat und noch verbindet, war ihm völlig fremd.

In der Phalange gibt es weder Lohnarbeit noch Lohn. Die Verteilung des Arbeitsprodukts (in Geldform) besteht in der Abgabe einer Art Dividende entsprechend der Leistung, dem Kapital und den Fähigkeiten. Das ganze Nettoprodukt zerfällt in drei Teile: fünf Zwölftel des Einkommens erhalten die „aktiven Teilnehmer an der Arbeit“, vier Zwölftel die Aktienbesitzer und drei Zwölftel die Mitglieder mit „theoretischen und praktischen Kenntnissen“. Da jedes Mitglied der Phalange im allgemeinen zu zwei und mitunter auch drei dieser Gruppen gleichzeitig gehört, setzt sich sein Einkommen aus mehreren Formen zusammen. Die Entlohnung des einzelnen Phalangemitgliedes hängt vom gesellschaftlichen Nutzen, von der Qualität seiner Arbeit ab. Allerdings gleicht sich der Lohn für die gewöhnlichen (hauptsächlich körperlichen) Arbeiten mehr oder weniger aus, weil das Mitglied in verschiedenen Arbeitsgruppen arbeitet: Wenn es zum Beispiel als Gärtner etwas weniger als den Durchschnitt erhält, dann liegt sein Lohn als Pferdeknecht oder Schweinezüchter über dem Durchschnitt.

Den Anteil der wirklichen Arbeitsleistung gedachte Fourier bei der [360] Gewinnverteilung, vor allem in der Tendenz, besonders zu bedenken. Dazu wollte er für die verschiedenen Typen von Aktien differenzierte Dividenden festlegen. Für „Arbeitsaktien“, die in begrenzter Menge aus kleinen Ersparnissen gekauft werden, schlug er vor, hohe Dividenden, für die gewöhnlichen Aktien der Kapitalisten aber niedrige Dividenden auszuschütten. Mit Methoden dieser Art wollte Fourier sein Prinzip der Ungleichheit, das seiner Ansicht nach eine rasche Entwicklung und das Aufblühen der Gesellschaft stimulierte, mit den ihm nicht minder teuren Ideen vom allgemeinen Wohlstand und von der Priorität des Arbeitseinkommens vereinbaren. Er wollte also das Privateigentum nicht abschaffen, sondern alle Mitglieder der Gesellschaft zu Eigentümern machen und auf diese Weise dem Privateigentum den ausbeuterischen Charakter und die unheilvollen sozialen Auswirkungen nehmen. Er hoffte, daß damit die Klassengegensätze bald verschwinden und die Klassen sich einander nähern, ineinander übergehen würden. Die Geldeinnahmen der Phalangemitglieder werden über den Handel, der jedoch völlig von den Genossenschaften beherrscht wird, in Waren und Leistungen umgesetzt. Die Organisation, die im Namen der Phalange handelt, unterhält auch Austauschbeziehungen zu anderen Phalangen. Gesellschaftliche Arbeiter legen die Preise fest, zu denen die Waren im Einzelhandel verkauft werden.

Eine sehr wichtige Aufgabe der künftigen Gesellschaft sah Fourier in der vernünftigen Organisation des Verbrauchs. Und hier stand er vor der schwierigen Aufgabe, Ungleichheit mit Kollektivgeist zu

vereinbaren. Er wollte sie lösen, indem er empfahl, vom Einzelhaushalt abzugehen und statt dessen Gemeinschaftsküchen und gesellschaftliche Dienstleistungen einzuführen, die je nach der Vermögenslage der Menschen mehrere Abstufungen haben sollten. Individueller Luxus wird sinnlos, ja lächerlich, er weicht dem Luxus gesellschaftlicher Einrichtungen, Vergnügungen und Feste. Damit würde die Ungleichheit im individuellen Konsum erheblich gemindert. Zudem würde der individuelle Konsum gesünder, vernünftiger, ökonomischer und so auch ausgeglichener werden. So würden selbst die Wohlhabendsten höchstens drei Zimmer haben. Einen bedeutenden Platz nimmt in Fouriers Utopie die Formung des Menschen der künftigen Gesellschaft selbst, seiner Psychologie, seiner Verhaltensweise und seiner Moral ein. Dem Geschlechterverhältnis, der Erziehung der Kinder, der Freizeitgestaltung und der Rolle der Kunst und Wissenschaft hat der große Utopist in seinen Schriften Hunderte von Seiten gewidmet.

Weniger eingehend hat sich Fourier mit der Gesellschaft als Vereinigung mehrerer Phalangen befaßt. Er hat die Staatsmacht fast völlig ignoriert, was sich später die Anarchisten zur Begründung ihrer Ideen nutzbar machen sollten. Jedenfalls unterhalten Fouriers Phalangen enge wirtschaftliche Beziehungen zueinander. Zwischen ihnen gibt es eine weitgehende Arbeitsteilung.

[361] Fouriers System ist sehr widerspruchsvoll und lückenhaft. Trotz seiner Bemühungen, an alles zu denken und alles zu regeln, bleibt doch vieles in der Phalange unklar und fragwürdig, wenn man sie aus ökonomischer Sicht betrachtet. Welcher Art sind die Ware-Geld-Beziehungen innerhalb der Phalange und welche Ausmaße haben sie? Wie tauschen ihre Abteilungen die Arbeitsprodukte untereinander aus, wie werden zum Beispiel die Rohstoffe und Halbfabrikate den folgenden Produktionsstadien zugeführt? Wenn es hier keinen Kauf und Verkauf gibt, sondern nur irgendeine zentrale Verrechnung (wie man Fouriers Plänen entnehmen muß), wozu braucht dann die Phalange eine Börse, die Fourier so ausführlich beschreibt?

Unklar bleibt, wie die gesellschaftlichen Konsumtionsfonds gebildet werden, die in der Phalange eine so große Rolle spielen sollen (Schulen, Theater, Bibliotheken, Ausgaben für Festlichkeiten usw.). In der Phalange gibt es für diese Zwecke scheinbar keine Abzweigungen aus dem gesellschaftlichen Produkt und keine Einkommensteuern. Fourier deutet lediglich an, daß die Vermögenden für gesellschaftliche Zwecke reichlich spenden sollen.

Noch wichtiger ist die Frage nach der Akkumulation und ihren sozialen Aspekten. Da aus dem gesellschaftlichen Produkt auch keine Abzweigungen für Investitionen vorgesehen sind, kann sich der Akkumulationsfonds nur aus den Ersparnissen der Phalangemitglieder bilden, indem dafür Aktien gekauft werden. Aber die Kapitalisten können doch aus ihren hohen Einkommen viel mehr zurücklegen als die übrigen Phalangemitglieder (und zwar um so mehr bei ausgeglichenem Konsum). So muß die Tendenz zur Konzentration des Kapitals und der Einkommen herrschen. Fourier hat das wohl befürchtet und deshalb die schon erwähnte Differenzierung der Aktien vorgesehen. Andererseits aber will er die Phalangen den Kapitalisten schmackhaft machen und sieht deshalb die Möglichkeit vor, Aktien „fremder“ Phalangen zu erwerben. Sehr wahrscheinlich hätte dieses System immer wieder aufs neue Kapitalismus und ganz echte Kapitalisten hervorgebracht.

Diese und zahlreiche andere Mängel in Fouriers System drängen vor allem zwei Schlußfolgerungen auf:

Erstens konnte der utopische Sozialismus angesichts der historischen Bedingungen, unter denen er entstanden war, nicht ohne kleinbürgerliche Illusionen auskommen und er konnte auch in seinen Projekten zur sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft nicht konsequent sein.

Zweitens mußten schon von vornherein alle Versuche scheitern, den Menschen der Zukunft ihre Handlungs- und Verhaltensweisen vorzuschreiben, ihr Leben bis ins einzelne zu reglementieren.

[362] Aber es sind nicht die Illusionen und Fehlgriffe, die uns Fouriers Arbeiten so interessant machen. Seine Genialität liegt vor allem darin, daß er, gestützt auf seine Analyse des Kapitalismus, einige wirkliche Gesetzmäßigkeiten der sozialistischen Gesellschaft aufgezeigt hat. Der wissenschaftliche Kommunismus von Marx und Engels hat die wertvollsten, fruchtbarsten Ideen Fouriers,

darunter auch die Ideen von der ökonomischen Organisation der künftigen Gesellschaft, aufgegriffen und weiterentwickelt. Verschiedenes in Fouriers Lehre erscheint uns auch aus der Sicht des Aufbaus des Sozialismus, unserer Aufgaben und Perspektiven interessant. Bemerkenswert sind Fouriers Gedanken über die Organisation der Arbeit, über die Verwandlung der Arbeit in ein natürliches Lebensbedürfnis des Menschen, über den Wettbewerb. Fourier hat sich mit der Abschaffung des Gegensatzes zwischen körperlicher und geistiger Arbeit befaßt. Auch seine Gedanken über die Rationalisierung des Verbrauchs, über die gesellschaftlichen Dienstleistungen, über die Befreiung der Frau von der Hausarbeit, über die Freiheit und Schönheit der Liebe in der sozialistischen Gesellschaft und über die Erziehung der heranwachsenden Generation zur Arbeit sind aktuell geblieben.

[363]

17. Kapitel: Robert Owen und der englische Frühsozialismus

[364] „Im Gastzimmer saß ein kleiner, gebrechlicher Greis; sein Haar war weiß wie Schnee, und er hatte ein ungewöhnlich gütiges Antlitz mit reinen, hellen, sanften Augen, mit einem wahren Kinderblick, der gewissen Menschen als ein Widerschein großer Güte bis in ihr höchstes Alter verbleibt. Die Töchter der Gastgeberin stürzten auf den greisen Herrn zu; es war zu sehen, daß sie sehr befreundet waren. Ich blieb an der Türschwelle stehen.

‚Schöner kann man es sich gar nicht wünschen', sagte die Dame des Hauses und reichte dem Alten die Hand. ‚Heute kann ich Ihnen mit etwas aufwarten. Gestatten Sie, daß ich Ihnen unseren russischen Freund vorstelle! Ich glaube', fügte sie, sich zu mir wendend, hinzu, ‚daß es Ihnen nicht unlieb sein wird, mit einem Ihrer *Patriarchen* bekannt zu werden!'

‚Ich bin Robert Owen', sagte freundlich lächelnd der Alte, ‚und freue mich sehr.'

Ich drückte ihm voller Verehrung die Hand; wäre ich jünger gewesen, ich hätte vielleicht das Knie gebeugt ...

‚Ich erwarte Großes von Ihrem Land', sagte er mir. ‚Sie haben ein freieres Feld; bei Ihnen dominieren die Geistlichen nicht so stark, und die Vorurteile sind weniger starr. Und diese Kräfte!'"[1]

So berichtet Alexander Herzen über seine Begegnung mit Robert Owen im Jahre 1852. Owen war zu dieser Zeit über achtzig Jahre. Nach der Charakteristik, die die Begründer des Marxismus (besonders Engels im „Anti-Dühring") Owen gegeben haben, ist dieses Kapitel aus „Erlebtes und Gedachtes" vielleicht das beste, was über ihn geschrieben worden Ist. Bezeichnend ist, daß Marx bei Saint-Simon, Fourier und Owen ebenfalls das Wort „Patriarchen" gebraucht hat.

Natürlich hat Herzen, der selbst den utopischen bäuerlichen Sozialismus propagierte, ganz andere Ansichten gehabt. Aber sowohl Marx als auch Herzen zählten Owen zu den Patriarchen des Sozialismus.

Ein Mensch mit einem großen Herzen

Robert Owen wurde 1771 im Städtchen Newton (Wales) geboren. Sein Vater war ein Sattler, der einen kleinen Laden unterhielt und später zum Postmeister avancierte. Als Robert Owen sieben Jahre alt war, hatte ihn der Lehrer schon zu seinem Gehilfen auserkoren, doch zwei Jahre später sollte Owens Schulunterricht für immer abbrechen. Mit vierzig Shilling in der Tasche machte er sich auf, sein Glück in den großen Städten zu suchen. Er wird Lehrling und Handlungsgehilfe in verschiedenen Manufakturen von Stamford, London und Manchester. Für Bücher bleibt ihm nur wenig Zeit. Ebenso wie Fourier hat auch Owen keine ordentliche Schulbildung gehabt; aber dafür war er frei von den vielen Vorurteilen und Dogmen der offiziellen Lehre.

[365] Manchester war damals das Zentrum der industriellen Revolution; besonders stürmisch entwickelte sich hier die Baumwollindustrie. Für einen energischen und tatendurstigen jungen Mann wie Owen bot sich bald die Möglichkeit der Karriere. Zunächst lieb er sich von seinem Bruder Geld, eröffnete mit einem Compagnon eine kleine Werkstatt für Spinnmaschinen, die damals von der aufstrebenden Industrie dringend gebraucht wurden. Dann gründete er eine eigene kleine Spinnerei, in der er selbst mit noch drei Beschäftigten arbeitete. Mit zwanzig Jahren wurde er Leiter und darauf Mitinhaber einer großen Textilfabrik.

Während einer Geschäftsreise nach Schottland lernte er dort die Tochter des reichen Fabrikanten David Dale kennen. Dale war Besitzer einer Textilfabrik im Dorf New Lanark bei Glasgow. Nach der Heirat mit Miss Dale übersiedelte Owen im Jahre 1799 nach New Lanark, wo er (zusammen mit mehreren Kapitalisten aus Manchester) Mitinhaber und Leiter der Fabrik wurde, die vordem seinem Schwiegervater gehört hatte. In seiner Autobiographie schreibt Owen, daß sein industrielles und soziales Experiment schon lange vorher seine Gedanken beherrscht habe und er schon mit einem festen Plan nach New Lanark gekommen war. Engels schreibt: „Da trat ein neunundzwanzigjähriger

[1] Herzen, A. I., Erlebtes und Gedachtes, Weimar 1953, S. 387.

Fabrikant als Reformator auf, ein Mann von bis zur Erhabenheit kindlicher Einfachheit des Charakters und zugleich ein geborner Lenker von Menschen wie wenige.“[2]

Owen wollte zu jener Zeit weder das Privateigentum noch das kapitalistische Fabriksystem angreifen. Aber er hatte es sich zur Aufgabe gemacht nachzuweisen, daß die ungeheuerliche Lohnsklaverei und Unterdrückung der Arbeiter durchaus keine Vorbedingung für eine effektive Produktion und hohe Rentabilität war. Sein Vorhaben, das er dann auch in die Tat umsetzte, war, den Arbeitern die elementarsten menschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen zu bieten. Das Ergebnis, das er auf diesem Wege in der Arbeitsproduktivität wie in sozialer Hinsicht erzielte, war frappierend.

Mehr nicht? Aber man muß sich vorstellen, wieviel Arbeit, Beharrlichkeit, Hingabe und Mut das von Owen und seinen wenigen Helfern gefordert hat. Der Arbeitstag in New Lanark wurde auf zehneinhalb Stunden verkürzt (in den anderen Fabriken betrug er dreizehn bis vierzehn Stunden), und auch bei einer Zwangspause in der Produktion, die wegen einer Krise notwendig geworden war, wurde der Lohn weiter gezahlt. Owen führte Renten für bejahrte Arbeiter und Kassen der gegenseitigen Hilfe ein. Er ließ erträgliche Behausungen für die Arbeiter bauen und räumte ihnen Mietvergünstigungen ein. Ein reeller Handel mit den Gütern des täglichen Bedarfs wurde eingerichtet, der auf niedrigen, und trotzdem rentablen Preisen aufbaute.

[366] Besonders viel tat Owen für die Kinder. Er erleichterte ihre Arbeit in der Fabrik und ließ eine Schule bauen, die Kinder von zwei Jahren ab aufnahm. Diese Schule war der Prototyp der späteren Kindergärten. Die Sorge um die Kinder entsprach dem wichtigsten Grundsatz Owens, den ihn die Philosophen des 18. Jahrhunderts gelehrt hatten: Die Umwelt formt den Menschen, und wenn man den Menschen besser machen will, muß man zuerst das Milieu verändern, in dem er auf wächst.

Owen mußte sich ständig der Vorwürfe seiner Teilhaber erwehren, die sich gegen diese, wie sie meinten, sinnlosen Ideen und noch unsinnigeren Ausgaben empörten und verlangten, daß der ganze Profit den Anteilen gemäß verteilt würde. Im Jahre 1813 gelang es ihm, neue Teilhaber zu finden, unter denen mehrere wohlhabende Quäker und der Philosoph J. Bentham waren. Sie waren bereit, sich mit einem fünfprozentigen Kapitalzins abzufinden und im übrigen Owen freie Hand zu lassen. Zu dieser Zeit war Owen schon eine bekannte Persönlichkeit, und New Lanark zu einer Art Wallfahrtsort geworden. Owen knüpfte in den höchsten Kreisen von London Bekanntschaften an und fand dort auch Gönner: Seine friedliche Wohltätigkeit beunruhigte kaum jemanden, ja sie schien vielen ein durchaus annehmbarer Weg zu sein, auf dem man die dringendsten sozialen Probleme lösen könnte. Owens erstes Buch „Eine neue Auffassung von der Gesellschaft, oder ein Versuch über die Grundsätze der Bildung des menschlichen Charakters“ (1813) wurde wohlwollend aufgenommen, denn die hier dargelegten Ideen gingen kaum über ganz vorsichtige Reformversuche, besonders im Bereich der Erziehung und Bildung, hinaus.

Aber die Philanthropie befriedigte Owen immer weniger. Er hatte eingesehen, daß sie zwar gewisse Erfolge bringen, aber die grundlegenden ökonomischen und sozialen Probleme des kapitalistischen Fabriksystems nicht lösen konnte. Später hat er darüber geschrieben, daß er in wenigen Jahren für seine Arbeiter alles getan habe, was das Fabriksystem zuließ. Aber obgleich die armen Arbeiter zufrieden waren und aus dem Vergleich ihrer Fabrik mit anderen Fabriken und ihrer eigenen Lage mit der Lage anderer, noch unter dem alten System lebender Arbeiter, zu dem Schluß gekommen waren, daß man mit ihnen weit besser umging, sich mehr um sie sorgte, habe er doch erkennen müssen, wie erbärmlich ihr Leben im Vergleich zu dem war, was man für die ganze Menschheit angesichts der riesigen Mittel, über die die Regierung verfügte, tun könnte.

Die Diskussionen, die in den Jahren 1815–1817 um die Verschlechterung von Englands Wirtschaftslage, die steigende Arbeitslosigkeit und Verelendung entbrannten, ließen Owen schließlich zum Verkünder des Kommunismus werden. Er unterbreitete einem Regierungsausschuß einen Plan, wie diese Schwierigkeiten durch die Gründung von [367] Genossenschaftssiedlungen für die Armen, die dort gemeinschaftlich, ohne kapitalistische Arbeitgeber arbeiten sollten, gelindert werden könnten. Owens

[2] Engels, F., Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 19, Berlin 1969, S. 197.

Ideen stießen auf Unverständnis und Entrüstung. Jetzt wandte sich Owen direkt an die Öffentlichkeit. In mehreren Vorträgen, die er im August 1817 in London vor einer großen Zuhörerschar hielt, unterbreitete er zum ersten Mal seinen Plan, den er danach noch weiter ausgeführt und präzisiert hat. Das anfänglich bescheidene Projekt, das aus einem bestimmten Problem entstanden war, wurde mit der Zeit zu einem umfassenden System zur Neuordnung der Gesellschaft auf kommunistischer Grundlage. Owen glaubte, diese Neuordnung über Arbeitsgenossenschaften verwirklichen zu können, die etwas an Fouriers Phalangen erinnerten, aber auf konsequent kommunistischen Prinzipien beruhen sollten. Seine Angriffe galten den drei Stützen der alten Gesellschaft, die dieser friedlichen Revolution im Wege standen: dem Privateigentum, der Religion und der bestehenden Form der Familie. Am ausführlichsten hat Owen seine Ideen in seinem „Bericht an die Grafschaft Lanark über einen Plan zur Linderung des gesellschaftlichen Elends“ dargelegt, der 1821 veröffentlicht wurde.

Der Angriff auf die Grundfesten der bürgerlichen Gesellschaft verlangte von Owen viel Zivilcourage. Er wußte, daß er den Zorn der Mächtigen auf sich laden würde, aber das konnte ihn nicht aufhalten. Mit unerschütterlichem Glauben an die Richtigkeit seiner Sache hatte er einen Weg beschritten, von dem ihn bis an das Ende seiner Tage nichts mehr abbringen konnte. In den Jahren von 1817 bis 1824 bereiste Owen ganz Britannien, hielt sich im Ausland auf, hielt zahlreiche Vorträge, schrieb eine Unmenge von Artikeln und Aufrufen, ließ in der Verkündung seiner Ideen nicht ab. Bei all seinem nüchternen Realismus seltsam naiv, glaubte er, daß die Machthaber und die Reichen den wohltätigen Einfluß seines Planes auf die Gesellschaft rasch begreifen müßten. In diesen und den späteren Jahren unterbreitete er der englischen Regierung und Amerikas Präsidenten, den Pariser Bankiers und dem russischen Zar Alexander I. immer wieder seine Ideen.

Alle Bemühungen Owens waren vergebens, obgleich sich einflußreiche Leute fanden, die in diesem oder jenem Maße an seinen Plänen Anteil nahmen. Im Jahre 1819 wurde sogar ein Komitee zur Sammlung von Geld für sein Experiment gegründet. Zu ihm gehörte neben dem Herzog von Kent auch David Ricardo. Doch nur ein kleiner Teil des benötigten Geldes kam zusammen, und das Vorhaben mußte schließlich aufgegeben werden.

Enttäuscht von der „gebildeten Gesellschaft“ Englands, ohne eine Bindung zur Arbeiterbewegung jener Jahre gefunden zu haben, reiste Owen, nachdem er selbst in New Lanark seinen Einfluß verloren hatte, mit seinen Söhnen nach Amerika. Dort kaufte er sich Land und gründete 1825 die Kolonie „Neue Harmonie“, deren Statut auf den Prinzipien eines gleichmacherischen Kommunismus beruhte. Seine [368] praktische Veranlagung und seine Erfahrungen halfen ihm, viele Fehler zu vermeiden, die den Begründern ähnlicher Gemeinden unterlaufen waren. Dennoch endete auch dieses Unternehmen, das 40.000 Pfund Sterling – fast das ganze Vermögen Owens – gekostet hatte, mit einem Mißerfolg. Im Jahre 1829 kehrt er in die Heimat zurück. Er verfügt einen großen Teil seines restlichen Vermögens zugunsten seiner sieben Kinder und führt von nun ab ein bescheidenes Leben.

Zu dieser Zeit ist Owen sechzig Jahre alt. Für viele wäre damit die aktive Schaffensperiode zu Ende gewesen, hätte es den Rückzug in den Ruhestand bedeutet. Nicht so für Owen. Er vollbringt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts das, was die anderen utopischen Sozialisten nicht geschafft haben: Owen findet seinen Platz in der Arbeiterbewegung.

Zu dieser Zeit erlebte die Genossenschaftsbewegung einen raschen Aufschwung. In diesen Konsum- und Produktionsgenossenschaften schlossen sich Handwerker und auch Fabrikarbeiter zusammen. Bald steht Owen an der Spitze der Genossenschaftsbewegung in England. Im Jahre 1832 gründet er eine „Arbeitsbörse“. Die Börse nahm von den Genossenschaften wie auch von anderen Verkäufern Waren zu einem Schätzwert entgegen, der sich nach dem Arbeitsaufwand richtete. Der Verkäufer erhielt eine Quittung, eine sogenannte „Arbeitsnote“, auf der vermerkt war, wieviel Arbeit das Produkt enthielt. Für diese Quittungen konnte er an der Arbeitsbörse andere Erzeugnisse erhalten, die den entsprechenden Arbeitsaufwand verkörperten. Aber bald stellten sich Disproportionen in den Warenvorräten der Börse ein: von einigen Waren war zuviel da, während andere ganz fehlten. Schließlich ging die Börse bankrott, und Owen mußte den Verlust mit seinem Geld decken. Owen gehört auch zu den Begründern einer anderen Bewegung der Arbeiterklasse, nämlich der Gewerkschaftsbewegung, der eine große Zukunft bevorstand. In den Jahren 1833 bis 1834 leitet er den

Versuch, eine allgemeine nationale Gewerkschaft ins Leben zu rufen, die schließlich fast eine halbe Millionen Mitglieder hatte. Organisatorische Schwächen, Geldmangel und der Widerstand der Fabrikherren, die bei der Regierung Rückhalt fanden, führten dann aber zur Auflösung der Gewerkschaft. Owens bemerkenswerte Initiativen waren zum Scheitern verurteilt, aber keine davon sollte umsonst gewesen sein.

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Owen und anderen Führern der Arbeiterbewegung waren zweierlei Art. Für die vorsichtigen und praktizistisch eingestellten Führer war die Auffassung, daß die Genossenschaften und Gewerkschaften Stufen zur antikapitalistischen Neuordnung der Gesellschaft sein sollten, nicht annehmbar. Auf der anderen Seite war Owen gegen den Klassenkampf und gegen politische Aktionen, was wiederum jene nicht befriedigen konnte, die bald darauf den Grundstock der Chartistenbewegung bilden sollten. Mit dieser [369] großen Bewegung der Arbeiterklasse in den dreißiger und vierziger Jahren hat Owen nie eine gemeinsame Sprache finden können.

Owen ist kein leichtfertiger Mensch gewesen. Er war absolut davon überzeugt, im Recht zu sein, und das hat ihn mitunter starrköpfig und unleidlich gemacht. In den dreißig Jahren in New Lanark und in der „Neuen Harmonie“ hatte er sich daran gewöhnt zu leiten. Zusammenzuarbeiten hatte er nicht gelernt. So war er kaum bereit, neue Ideen aufzunehmen. Der Reiz der mit sachlichem, praxisbezogenem Vorgehen verbundenen humanistischen Schwärmerei, die Owen in seiner Jugend und in den reiferen Mannesjahren so ausgezeichnet und ihn als Menschen so anziehend gemacht hatten, wich jetzt immer häufiger der Eintönigkeit der Rede und des Gedankens. Obgleich er bis zu seinem Tode bei klarem Verstand geblieben ist, war er doch etwas wunderlich geworden. In den letzten Lebensjahren hat sich Owen für Spiritismus interessiert und zur Mystik geneigt.

Nach 1834 hat Owen im gesellschaftlichen Leben keine größere Rolle mehr gespielt, wenngleich er noch immer viel schrieb, Zeitschriften herausgab, sich an der Gründung einer weiteren Kolonie beteiligte und seine Auffassungen noch immer verbreitete. Seine Anhänger gründeten eine Sekte, die sich mit recht reaktionären Ansichten hervortat.

Im Herbst des Jahres 1858 fährt der siebenundachtzigjährige Owen nach Liverpool. Auf der Tribüne eines Meetings stehend, fühlt er sich plötzlich unwohl. Er hütet mehrere Tage das Bett und entschließt sich dann, in seine Vaterstadt Newton zu fahren, wo er seit seiner Kindheit nicht mehr gewesen war. Dort stirbt er am 17. November 1858.

Owen und die politische Ökonomie

Owen hat ein anderes Verhältnis zur politischen Ökonomie als Saint-Simon und vor allem Fourier. Er lehnt diese Wissenschaft nicht ab, ja er behauptet sogar, daß sein Plan auf ihren Grundsätzen beruhe, womit er die Grundsätze von Smith und Ricardo meint. Engels schreibt dazu: „Der ganze Owensche Kommunismus, soweit er ökonomisch-polemisch auftritt, stützt sich auf Ricardo.“[3] Owen ist der erste gewesen, der aus den Grundsätzen der klassischen Schule antikapitalistische Schlüsse gezogen hat.

Übrigens hat Owen der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie nur das entnommen, was er für sein System brauchte. Von dem übrigen hat er vieles ignoriert, ja direkt abgelehnt. Ökonomische Fragen berührt er in seinen Schriften nur im Vorübergehen. Seine ökonomischen Hauptgedanken finden wir im „Bericht an die Grafschaft Lanark“. Owen war Praktiker und er wollte seine ökonomischen Gedanken an der Wirklichkeit erproben: zunächst in New Lanark, [370] dann in Amerika und schließlich in der Genossenschaftsbewegung sowie an der Arbeitsbörse.

Owens Lehre liegt die Arbeitswerttheorie von Ricardo zugrunde: die Arbeit ist Schöpfer und Maß des Wertes; die Waren müssen entsprechend der in ihnen verkörperten Arbeit ausgetauscht werden. Aber im Unterschied zu Ricardo meint er, daß in der kapitalistischen Praxis der Austausch nicht von der Arbeit bestimmt ist. Er meint, der Austausch entsprechend der Arbeitsmenge setze voraus, daß der Arbeiter den vollen Wert der Waren erhalten müsse, die er produziert. Mit der Wirklichkeit hat das aber gar nichts zu tun.

[3] Engels, F., Vorwort zum zweiten Buch des „Kapital“, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 24, Berlin 1963, S. 20

Aber um zu erklären, warum und wie das „gerechte“ Wertgesetz verletzt wird, wendet sich Owen Ideen zu, die fast an Boisguillebert erinnern: An allem ist das Geld schuld, dieses künstliche Wertmaß, das das natürliche Maß, die Arbeit, verdrängt habe.

Owens politische Ökonomie ist bis zum Äußersten genormt: All seine Überlegungen dienen nur dazu, seine Handlungen zu erklären – die Einführung der Arbeitseinheit als Wertmaß, den Warenaustausch auf der Grundlage dieses Maßes, den Verzicht auf die Anwendung von Geld. Das sollte nach Owens Meinung die schwierigsten Probleme der Gesellschaft lösen. Der Arbeiter erhalte die gerechte Vergütung seiner Arbeit. Und weil diese Vergütung dem wirklichen Warenwert entspreche, seien Überproduktion und Krisen ausgeschlossen. Eine derartige Reform sei nicht nur für die Arbeiter vorteilhaft, auch die Grundeigentümer und Kapitalisten seien an ihr interessiert: denn „Arbeit ist die Grundlage aller Werte und erst angemessen vergütete Arbeit ermöglicht, daß die landwirtschaftlichen und industriellen Produkte hohe Profite bringen.“[4]

Aber wie macht nun das Geld den „gerechten“ Austausch zum Betrug? Wonach richtet sich schließlich der Preis, wenn die Waren nicht nach der in ihnen verkörperten Arbeitsmenge ausgetauscht werden? Woher stammen die Einkommen des Kapitalisten und des Grundbesitzers, wenn der Arbeiter den ganzen Wert des von ihm geschaffenen Produkts erhält? Solcher Fragen könnte man Owen viele stellen, eine auch nur annähernd befriedigende Antwort finden wir bei ihm nicht.

Owens ökonomische Auffassungen würden sicher nicht höher zu werten sein als die kleinbürgerlichen Illusionen von der Beseitigung der Mißstände des Kapitalismus durch eine Reform der Zirkulationssphäre, besonders durch Abschaffung des Geldes, wenn sie nicht untrennbar mit seinem Plan zur radikalen Neuordnung der Gesellschaft, einschließlich der Produktionsverhältnisse, verbunden gewesen wären. So zeigt sich, daß der gerechte Austausch nach dem Arbeitswert die Abschaffung des kapitalistischen Systems voraussetzt! Erst in einer künftigen Gesellschaft, in der es kein Privateigentum geben [371] werde, könne der Arbeiter seine Arbeit „gegen den vollen Wert“ geben. Dann gebe es auch keine Kapitalisten und Grundeigentümer mehr. Sie gewinnen aus der Reorganisation der Gesellschaft nicht als Kapitalisten und Grundeigentümer, sondern als Menschen.

Natürlich wußte Owen nichts vom historischen Charakter der Warenproduktion und des Wertgesetzes. Für ihn waren sie ebenso ewige und natürliche Erscheinungen wie für Ricardo. Aber Ricardo hatte daraus die Ewigkeit und Natürlichkeit des Kapitalismus abgeleitet. Owen kommt zu dem direkt entgegengesetzten Schluß, nämlich, daß der Kapitalismus nur „vorübergehend“ und „naturwidrig“ sei. Für Owen ist auch der Zukunftspessimismus der Ricardianer nicht akzeptabel, den er, nicht ohne Grund, auf den Einfluß von Malthus und seiner Bevölkerungstheorie zurückführt. Owen wendet sich gegen diese Theorie. Er nennt Daten über das tatsächliche und potentielle Produktionswachstum, besonders in der Landwirtschaft, und erklärt, daß nicht die Natur, sondern die Gesellschaftsordnung schuld ist am Elend der Menschen.

Owens Kommunismus

Marx und Engels haben einen Unterschied zwischen Owens Utopie und den anderen Utopien jener Epoche gezogen und ihren *kommunistischen* Charakter hervorgehoben. Bei Marx lesen wir:

„In der R[icardo]schen Periode der politischen Ökonomie zugleich der Gegensatz, Kommunismus (Owen) und Sozialismus (Fourier, St.-Simon).“[5]

Und bei Engels: „Der Fortschritt zum Kommunismus war der Wendepunkt in Owens Leben.“[6]

Wir haben gesehen, daß Saint-Simons und Fouriers Ideen nicht konsequent sozialistisch waren. In ihrer künftigen Gesellschaft sollte das Privateigentum mit diesen oder jenen Einschränkungen bestehen bleiben und sollte es auch noch Kapitalisten geben, die in diesem oder jenem Maße über Produktionsmittel verfügen und ein Kapitaleinkommen beziehen. Owens System ist nicht nur konsequent

[4] Owen, R., A New View of Society and other writings. London – New York, 1963, p. 263 (engl.)
[5] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.3, Berlin 1968, S. 234.
[6] Engels, F., Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 19, Berlin 1969, S. 199.

sozialistisch, es zeichnet auch die zweite, höhere Phase des Kommunismus, in der das Privateigentum und selbst jeder Klassenunterschied abgeschafft ist, in der jeder arbeiten muß und die Güter dank der hohen Arbeitsproduktivität nach den Bedürfnissen verteilt werden können. Owens Utopie ist frei von jeglichem religiösen und mystischen Anstrich, sie zeichnet sich durch eine gewisse Realität, ja mitunter gar durch [372] Praxisverbundenheit aus. Aber das macht sein System nicht weniger utopisch. Wie schon Saint-Simon und Fourier hat auch Owen nicht den Weg gefunden, der zur kommunistischen Gesellschaft führt.

Wesentlich ist aber etwas anderes. Owens Beispiel beweist, daß die Ideale des Kommunismus von den realen Verhältnissen der fortgeschritteneren Gesellschaft, wie sie England zu Beginn des 19. Jahrhunderts bot, selbst geboren werden. Owen ist frei von vielen kleinbürgerlichen Illusionen der französischen Sozialisten. Bei ihm gibt es keinen Zweifel am ausbeuterischen Wesen der Kapitalisten und an der Notwendigkeit, das privatkapitalistische Eigentum zu liquidieren. Er stützt sich auf das Fabriksystem und sieht deshalb viel deutlicher, wie die Arbeitsproduktivität so gesteigert werden könnte, daß wirklicher Überfluß entsteht und die Verteilung den Bedürfnissen entspräche. Owens Kommunismus hebt sich deutlich und vorteilhaft von den immer wieder auftauchenden Projekten eines groben, asketischen, gleichmacherischen „Kasernenkommunismus“ ab, die ihre Aktualität leider noch immer nicht verloren haben. Er hat von einer Gesellschaft geträumt, wo sich zugleich mit einem unerhörten Wachstum der Produktion und des Reichtums auch der Mensch selbst harmonisch entwickelt, wo sich die Persönlichkeit frei entfalten kann. Owen gehört zu den ersten, die nachgewiesen haben, daß, entgegen allen Verleumdungen der Bourgeoisie, *Kommunismus und Humanismus einander nicht ausschließen. Im Gegenteil, wahrer Humanismus kann sich erst in einer wirklich kommunistischen Gesellschaft entfalten*.

Die Grundzelle der kommunistischen Gesellschaft ist bei Owen die genossenschaftliche Gemeinde, der 800 bis 1200 Mitglieder angehören. Privateigentum und Klassen gibt es in ihnen nicht. Das einzige, was gewisse Ungleichheiten in der Arbeit und in der Verteilung bewirken könnte, sind „die Unterschiede im Alter und in der Erfahrung“. Darauf, wie die Verteilung stattfinden soll, geht Owen fast gar nicht ein, er macht (wiederum wie Fourier) nur ein paar unklare Bemerkungen über den Produktenaustausch entsprechend der geleisteten Arbeit innerhalb der Kolonie und beschränkt sich auf den Hinweis, daß es bei Überfluß jedem erlaubt sein werde, aus den gemeinschaftlichen Lagern alles zu entnehmen, was er brauche.

Eingehend widmet sich Owen der Formung des neuen Menschen, wobei er die Veränderung der Psychologie vor allem von den materiellen Faktoren, also vom wachsenden Wohlstand und von der Befriedigung der Bedürfnisse abhängig macht. Beides sollte bewirken, daß jedes Streben nach persönlicher Bereicherung verschwinde. „Persönliche Bereicherung wird ihnen ebenso unvernünftig erscheinen wie das Abfüllen und Horten von Wasser, wenn von dieser unschätzbaren Flüssigkeit mehr vorhanden ist als alle verbrauchen können.“[7] [373]

Robert Owen

[7] Owen, R., a. a. O., p. 289

[374] Die Gesellschaft versuchte Owen, als die Gesamtheit vieler solcher Gemeinden darzustellen. Zwischen ihnen sollte eine weitgehende Arbeitsteilung herrschen, und der Handel zwischen ihnen sollte auf dem Arbeitswert beruhen. Für diesen Handel hätte ein Verband der Gemeinden „Arbeitsnoten" auszugeben, die mit den auf den Lagern befindlichen Waren gedeckt wären. In Owens Vorstellung sollte diese neue Gesellschaft eine gewisse Zeit noch neben der „alten Gesellschaft" und ihrem Staat bestehen, diesem Staat Steuern zahlen und der alten Gesellschaft Waren gegen herkömmliches Geld verkaufen.

Owen überging die bedeutsame Frage, auf welche Weise und von wem die Gemeinden die Grundausstattung mit Produktionsmitteln, einschließlich des Bodens, erhalten sollten. Vielleicht wollte er naiverweise auch so verstanden sein, daß der Staat oder vernünftig denkende Kapitalisten die Produktionsmittel den Gemeinden kostenlos liefern würden. Aber dann wird er wieder realistischer und spricht davon, daß die Gemeinden Zinsen für das Kapital zahlen müßten, das sie brauchen, um arbeiten zu können. So stellt sich schließlich heraus, daß es den Gemeinden nicht gelingt, sich der Kapitalisten zu entledigen. Bestenfalls hätten die Gemeinden den Unternehmergewinn einbehalten können, da sie ja die Produktion selbst leiten, aber den Zins hätten sie zahlen müssen.

Owens System ist utopisch und deshalb voller Widersprüche und Inkonsequenzen. Die allgemeine Ursache kennen wir: Wegen der Unreife der Klassenverhältnisse konnten die Utopisten den einzig richtigen Weg zur Neuordnung der Gesellschaft noch nicht finden. Dazu hätten sie die historische Rolle der Arbeiterklasse begreifen, die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der sozialistischen Revolution erkennen müssen. Aber das war Owen und den anderen Utopisten aus objektiven Gründen nicht möglich gewesen.

Aber jener Fortschritt in der Gesellschaftswissenschaft, der noch zu Owens Lebzeiten zum Entstehen des Marxismus geführt hat, wäre ohne die Leistungen und auch ohne die Fehler der Utopisten kaum möglich gewesen.

Die Denker der Arbeiterklasse

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Englands nach den napoleonischen Kriegen und der „Schlächterei bei Peterloo", die ersten Fabrikgesetze und Gewerkschaften, der Siegeszug des Ricardianismus und die Agitation Owens prägen die sozialökonomische und geistige Situation, in der zum ersten Mal Leute in Erscheinung treten, die in der politischen Ökonomie die Interessen der Arbeiterklasse ausdrücken. Auch sie sind nicht konsequent und gleiten in vielem zum kleinbürgerlichen Reformsozialismus ab. Dennoch haben sie große Verdienste. Diese englischen Sozialisten der zwanziger und dreißiger Jahre bilden ein wichtiges Bindeglied zwischen der klassischen politischen Ökonomie und dem [375] utopischen Sozialismus auf der einen Seite und dem wissenschaftlichen Sozialismus von Marx und Engels auf der anderen.

Die Bedeutung dieser Leute für die Geschichte der politischen Ökonomie wird davon bestimmt, daß sie sich entgegen den bürgerlichen „Erben" von Smith und Ricardo bemühten, aus der Lehre der bürgerlichen Klassiker progressive, gegen die Bourgeoisie gerichtete Schlüsse zu ziehen. Sie waren manchmal mehr Ökonom als Owen und versuchten, das Ricardosche System in strengen wissenschaftlichen Formen weiterzuführen, wenngleich ihre Schriften häufig den konkreten Aufgaben der Arbeiterbewegung jener Jahre gewidmet waren. Die bedeutendsten von diesen Ricardo-Sozialisten (wie man sie auch nennt) waren William Thompson, John Gray und John Francis Bray. Eine besonders große Rolle hat auch Thomas Hodgskin gespielt, der uns bemerkenswerte Gedanken über die Natur des Kapitals, über das Verhältnis von Kapital und Arbeit und über die Tendenz der Profitrate im Kapitalismus hinterlassen hat. Seine Hauptwerke sind 1825 („Verteidigung der Arbeit gegen die Ansprüche des Kapitals, oder Beweis der Unproduktivität des Kapitals") und 1827 („Gemeinverständliche politische Ökonomie") erschienen.

Die Sozialisten übernahmen die Arbeitswerttheorie in der Form, die ihr Ricardo gegeben hatte. Sie führten auch die Hauptkonsequenz aus dieser Theorie zum logischen Ende. Der Wert der Ware wird nur durch Arbeit geschaffen. Folglich stellt der Profit des Kapitalisten und die Grundrente des

Landlords einen direkten Abzug von diesem Wert dar, der ganz selbstverständlich dem Arbeiter gehört. Nachdem sie zu diesem Schluß gekommen waren, erkannten sie einen Widerspruch in der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie: Wie kann sie denn auf solchen Grundsätzen aufbauen und zugleich das kapitalistische System und die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital für natürlich und ewig halten?

Marx legt den proletarischen Gegnern der bürgerlichen Politökonomen folgende Entgegnung in den Mund: „Die Arbeit ist die einzige Quelle des Tauschwerts und der einzige aktive Schöpfer des Gebrauchswerts. So sagt ihr. Anderseits sagt ihr, das *Kapital* ist alles, der Arbeiter nichts oder bloße Produktionskunst des Kapitals. Ihr habt euch selbst widerlegt. Das Kapital ist *nichts* als Prellerei des Arbeiters. Die *Arbeit* ist *alles*."[8]

[376] Diese Rede ließe sich etwa so fortsetzen: Ihr, so sagen die Sozialisten den bürgerlichen Politökonomen, ihr behauptet, daß die Arbeit ohne Kapital nicht produzieren kann. Aber in eurer Vorstellung ist das Kapital doch eine Sache, nämlich Maschinen, Rohstoffe, Vorräte. Dann ist doch aber das Kapital ohne lebendige Arbeit völlig tot. Wie kann das Kapital Profit, einen Teil des durch Arbeit geschaffenen Wertes, beanspruchen, wenn es nur eine Sache ist? Es macht seine Ansprüche also nicht als Sache, sondern als eine Art sozialer Macht geltend. Was ist das für eine Macht? Es ist das kapitalistische Privateigentum. Nur als Privateigentum, das eine bestimmte Gesellschaftsordnung ausdrückt, gewinnt das Kapital Macht über die Arbeit. Der Arbeiter muß essen und trinken, und dafür muß er arbeiten. Aber arbeiten kann er nur mit Erlaubnis des Kapitalisten, mit Hilfe von dessen Kapital.

Das sind fast die Worte Hodgskins an der Stelle, zu der Marx vermerkt: „Hier endlich die Natur des Kapitals richtig gefaßt."[9] Das bedeutet: Hier findet sich der Kapitalbegriff als gesellschaftliches Verhältnis, das auf die Ausbeutung von Lohnarbeit hinausläuft.

Die englischen Sozialisten haben sich noch andere bedeutende Verdienste erworben. Sie kamen dem Begriff des Mehrwerts als der allgemeinen Form des Kapitaleinkommens näher als Ricardo. Sie haben sich auch als erste gegen die bürgerlich-apologetische Theorie vom Arbeitsfonds gewandt. Aber die Kritik der Sozialisten an der bürgerlichen politischen Ökonomie hatte auch erhebliche Schwächen, die Ausdruck der historischen Begrenztheit und des Utopismus ihrer Anschauungen war. Wenn Smith und Ricardo im Kapitalismus die Verwirklichung natürlicher und ewiger Gesetze gesehen hatten, dann betrachteten ihn die Sozialisten als Verstoß gegen diese Gesetze. Sie stützten sich ebenso wie die bürgerlichen Klassiker auf die aus dem 18. Jahrhundert übernommenen Naturrechtsideen, legten aber dieses Recht auf ihre Weise aus. Ein solcher Sozialismus konnte nur utopisch sein.

[377] Ebenso wie Owen glaubten auch sie, daß der Austausch zwischen Arbeit und Kapital unter Verletzung des Arbeitswertgesetzes stattfinde. Völlig zu Recht lehnten sie die Begründung des Profits ab, die die bürgerliche Wissenschaft lieferte, aber sie konnten sie nicht durch eine wirklich wissenschaftliche Analyse ersetzen. Und weil der Kapitalprofit in ihrem System nicht in den Rahmen der

---

[8] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26.3., Berlin 1968, 5. *256*. In der Formulierung, daß die Arbeit der Schöpfer des Gebrauchswertes ist, beachte man besonders das Wort „aktiv". Natürlich nehmen die Produktionsmittel, die entweder Naturelemente in der Reinform sind (Brachland, Bodenschätze, Wasserkraft usw.) oder Naturelemente, die bereits der Einwirkung vergangener Arbeit unterzogen wurden (Rohstoffe, Brennstoffe, Arbeitsmittel usw.), als passive Faktoren auch am Produktionsprozeß teil. In der „Kritik des Gothaer Programms" schreibt Marx: „Die Arbeit ist *nicht die Quelle* allen Reichtums. Die *Natur* ist ebensosehr die Quelle der Gebrauchswerte (und aus solchen besteht doch wohl der sachliche Reichtum!) als die [376] Arbeit, die selbst nur die Äußerung einer Naturkraft ist, der menschlichen Arbeit." (Marx, K., Kritik des Gothaer Programms, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 19, Berlin 1969, S. 15). Arbeit und Produktionsmittel sind in gewissem Maße in den Produktionsprozessen gegenseitig ersetzbar. Die Vorstellung, daß das Kapital (als angewandte Produktionsmittel) absolut unproduktiv sei, ist falsch und für die Ökonomen typisch, die Ricardos Lehre sozusagen „zu weit links" interpretierten. So schreibt Marx: „Hodgskin fehlt darin, daß er bei seiner Untersuchung über die Produktivität des Kapitals nicht unterscheidet, wieweit es sich von Produktion von Gebrauchswert oder Tauschwert handelt." (Marx, K., Theorien über den Mehrwert, a. a. O., S. 263). Diese Äußerungen sind wichtig im Zusammenhang mit dem erwähnten Gedanken, daß bei der Untersuchung der Produktion unter dem technisch-ökonomischen Aspekt – als Schaffung und Umwandlung von Gebrauchswerten – die Formen, Bedingungen und Proportionen beachtet werden müssen, in denen die Arbeit mit den Produktionsmitteln vereinigt wird.

[9] Marx, K., Theorien über den Mehrwert, a. a. O., S. 292.

„natürlichen“ ökonomischen Gesetze paßte, suchten sie seine Erklärung in Gewalt, Betrug und anderen außerökonomischen Faktoren. So nahm bei ihnen auch die Ablösung des Kapitalismus durch die sozialistische Ordnung in vielem ethischen Charakter an: Die Gerechtigkeit müßte wiederhergestellt werden. Der Inhalt dieser Gerechtigkeit bestand darin, daß der Arbeiter das volle Produkt seiner Arbeit erhalten sollte.

Diesem „vollen (unverkürzten) Arbeitsprodukt“ war ein langes Leben beschieden. Die Forderung selbst war von Anfang an utopisch. Selbst in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft können die Werktätigen nicht das „volle Produkt“ zur individuellen Konsumtion erhalten, denn dann bliebe nichts mehr für die Akkumulation, für die gesellschaftlichen Bedürfnisse, für die Unterhaltung des Verwaltungsapparates, für Altersrenten, für Schulen, Kindergärten usw. Das eigentliche Wesen dieser Angelegenheit besteht im Kapitalismus darin, daß es eine Ausbeuterklasse gibt, die sich das Mehrprodukt unentgeltlich aneignet, und nicht darin, daß die Arbeiter nicht das volle Arbeitsprodukt erhalten. Dennoch war diese Losung in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts progressiv, weil sie den Kampf der Arbeiterklasse, der gerade erst im Entstehen war, unterstützte. Anders sah es schon ein halbes Jahrhundert später aus, als Marx die deutsche Sozialdemokratie kritisieren mußte, weil sie diese utopische, unwissenschaftliche Losung unter ganz anderen Verhältnissen gebrauchte.

Von der Utopie zur Wissenschaft

Zu der Zeit, als Marx nach England übersiedelte, war die britische sozialistische Literatur bereits drei Jahrzehnte alt und durch zahlreiche Schriften vertreten. Marx hat in den folgenden Jahren ihr schon in Brüssel begonnenes Studium intensiv weiter betrieben. Die Werke dieser englischen Sozialisten bilden ebenso wie die Ideen von Saint-Simon, Fourier und Owen jenes Gedankengut, auf das sich Marx bei der Ausarbeitung seiner revolutionären Lehre von der Gesellschaft gestützt hat.

W. I. Lenin schreibt in seinem Aufsatz „Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus“: „Doch der ursprüngliche Sozialismus war ein *utopischer* Sozialismus. Er kritisierte die kapitalistische Gesellschaft, verurteilte und verfluchte sie, träumte von ihrer Vernichtung, phantasierte von einer besseren Ordnung und suchte die Reichen von der Unsittlichkeit der Ausbeutung zu überzeugen.

[378] Der utopische Sozialismus war jedoch nicht imstande, einen wirklichen Ausweg zu zeigen. Er vermochte weder das Wesen der kapitalistischen Lohnsklaverei zu erklären noch die Gesetze der Entwicklung des Kapitalismus zu entdecken, noch jene *gesellschaftliche Kraft* zu finden, die fähig ist, Schöpfer einer neuen Gesellschaft zu werden.“[10]

Diese großen Aufgaben hat dann der Marxismus gelöst. Marx und Engels haben den Sozialismus von einer Utopie zur Wissenschaft gemacht. Dazu mußten sie dem utopischen Sozialismus die progressiven, revolutionären Ideen entlehnen und sie auf der Grundlage der bedeutendsten Erkenntnisse der Gesellschaftswissenschaften der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neu ordnen und weiterentwickeln. Diese Erkenntnisse entstammten der klassischen deutschen Philosophie und der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie Englands. Die marxistische Lehre ist aus der kritischen Verarbeitung aller Ideen entstanden, die von den fortschrittlichsten Denkern der früheren Epochen in den Gesellschaftswissenschaften hervorgebracht worden sind.

Der Eckpfeiler in Marx’ ökonomischer Lehre ist die Mehrwerttheorie. Sie erklärt das eigentliche Wesen der kapitalistischen Produktionsweise – die Ausbeutung von Lohnarbeit durch das Kapital. Die Klassiker des Marxismus-Leninismus haben nachgewiesen, daß die Theoretiker aus der Zeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, besonders Ricardo und seine sozialistischen Interpreten, dem Mehrwertbegriff sehr nahe gekommen waren. Wenn sie aber den Mehrwert im Grunde richtig als Abzug vom durch die Arbeit geschaffenen Produktwert zugunsten der Kapital- und Grundeigentümer beschrieben haben, so sind sie doch nicht weiter gegangen. Die Politökonomen der klassischen bürgerlichen Schule hielten diese Verhältnisse für natürlich und ewig, versuchten aber nur zu den

[10] Lenin, W. I., Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus, Werke, Bd. 19, Berlin 1971, S. 7.

quantitativen Proportionen vorzudringen, in denen der Wert zwischen Kapital und Arbeit aufgeteilt wird. Die Sozialisten dagegen hielten diese Verteilung für ungerecht und arbeiteten utopische Projekte für die Beseitigung dieser Ungerechtigkeit aus.

Was für sie der Endpunkt war, ist für Marx nur der Ausgangspunkt seiner Untersuchungen. Er erklärt, wie der Mehrwert auf der Grundlage objektiver Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise entsteht und baut darauf eine geschlossene und tiefschürfende ökonomische Lehre auf. Marx entdeckt das Entwicklungsgesetz des Kapitalismus und findet die wissenschaftliche Begründung der Haupttendenz dieser Entwicklung – der Tendenz zur revolutionären Ablösung der kapitalistischen Produktionsweise durch den Sozialismus und Kommunismus. Marx weist nach, daß die Arbeiterklasse die gesellschaftliche Kraft ist, die diese Revolution vollzieht und Schöpfer einer neuen Gesellschaft wird.

[379]

Namensregister

Afanasjew, Wladilen Sergejewitsch (1927), sowjetischer Historiker des ökonomischen Denkens. 215

Alembert, Jean-Baptiste le Rond d' (1717–1783), französischer Mathematiker, Naturwissenschaftler und Philosoph. 149, 153, 158, 165, 170, 171, 196, 199

Alexander von Makedonien (A. III., d. Große; 356–323 v. u. Z.), König von Makedonien 336–323 v. u. Z., Schüler von Aristoteles. 31

Argenson, René-Louis d' (1696–1757), französischer Staatsmann und Schriftsteller. 104

Aristoteles (384–322 v. u. Z.), größter Denker der Antike, Verfasser philosophischer, naturwissenschaftlicher und sozialökonomischer Werke. 30, 31–38, 41, 51, 58, 103, 305

Bachaumont, Louis-Petit de (1690–1771), französischer Schriftsteller und Memoirenschreiber. 165

Bacon, Francis (1561–1626), englischer materialistischer Philosoph, Naturwissenschaftler, Historiker, Politiker und Biologe, „der wahre Stammvater des englischen Materialismus und aller modernen experimentierenden Wissenschaft" (Marx). 56, 66

Bagehot, Walter (1826–1877), englischer Publizist und Ökonom. 186, 212

Balzac, Honoré de (17.99–1850), französischer Schriftsteller, führender Vertreter des bürgerlichen kritischen Realismus. 314, 315

Barbon, Nicolas (1640–1698), englischer Ökonom, Kritiker des Merkantilismus, in verschiedenen Fragen Vorläufer der klassischen bürgerlichen Schule. 142

Barone, Enrico (1859–1924), italienischer bürgerlicher Ökonom. 329

Bastiat, Frédéric (1801–1850), französischer Vulgärökonom, Verfechter des Freihandels, Begründer der Konzeption von der Klassenharmonie in der bürgerlichen Gesellschaft. 136, 162, 295, 320

Bazard, Saint-Aman (1791–1832), französischer utopischer Sozialist, Schüler Saint-Simons, 344, 345, 347

Beccaria, Cesare de Bonesano (1738–1794), italienischer Philosoph, Jurist und Ökonom. 142

Bell, John Fred (1898), amerikanischer bürgerlicher Ökonom und Historiker des ökonomischen Denkens. 29, 34, 36, 217

Bentham, Jeremy (1784–1832), englischer Philosoph, Begründer des Utilitarismus. 275, 276, 366

Béranger, Pierre-Jean de (1780–1857), französischer Liederdichter, bekämpfte mit seinen Chansons die Reaktion während der Restaurationszeit. 352

Black, Joseph (1728–1799), britischer (schottischer) Chemiker und Physiker. 190, 229

Blanc, Jean-Joseph-Louis (1811–1882), französischer kleinbürgerlicher Sozialist, Historiker und Politiker, verriet den Juniaufstand 1848 und die Pariser Kommune. 123, 128

Bljumin, Israil Grigorewitsch (1898–1959), sowjetischer Ökonom und Historiker des ökonomischen Denkens. 227, 276, 330

Blok (Block), Alexander Alexandrowitsch (1880–1921), russischer Dichter, einer der bedeutendsten Vertreter des Symbolismus. 274

Böhm-Bawerk, Eugen von (1851–1914), österreichischer bürgerlicher Ökonom, Vertreter der subjektiven Schule in der politischen Ökonomie. 136, 137

Boisguillebert, Pierre Le Pesant Sieur de (1646–1714), französischer bürgerlicher Ökonom und Statistiker, Begründer der klassischen Schule der politischen Ökonomie in Frankreich. 22, 93–108, 110, 124, 127, 142, 153, 370

Bonaparte, Louis (1808–1873), französischer Politiker, von 1852–1870 Kaiser Napoleon III. 125, 357 [380]

Bonaparte, Napoleon (1769–1821), französischer General, seit 1799 Erster Konsul, von 1804–1814 (1815) als Napoleon I. Kaiser der Franzosen. 234, 302, 314, 316, 317, 318, 347

Boswell, James (1740–1794), englischer Schriftsteller. 210, 211

Boyle, Robert (1627–1691), englischer Chemiker und Physiker, erforschte die Zustandsänderungen von Gasen. 66, 90

Bray, John Francis (1809–1897), englischer Ökonom, utopischer Sozialist, Anhänger Owens; entwickelte die Utopie vom Arbeitsgeld. 375

Brontë Charlotte (1816–1855), englische Schriftstellerin; machte die Kämpfe der englischen Arbeiter zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Gegenstand der literarischen Darstellung. 315

Buccleugh, Henry Scott, Herzog von (1746–18 12), Zögling von A. Smith. 196, 199, 228

Buffon, Georges-Louis Leclerc, comte de (1707–1788), französischer Naturforscher und materialistischer Philosoph; Vorläufer Darwins und französischer Aufklärer. 158

Burns, Robert (1759–1796), schottischer Lyriker. 194, 229

Byron, George Gordon (1788–1824), Lord, bedeutender englischer Dichter, Vertreter der revolutionären Romantik. 235, 274

Cannan, Edwin (1861–1935), englischer bürgerlicher Ökonom, Historiker des ökonomischen Denkens. 195, 197

Cantillon, Richard (1680–1734), englischer Bankier und Ökonom, Vorläufer der Physiokraten und A. Smith'. 22, 66, 142, 145

Carey, Henry Charles (1793–1879), US-amerikanischer Ökonom, gehört zu den Begründern der Konzeption von der Klassenharmonie in der bürgerlichen Gesellschaft. 136, 162, 261

Carlyle, Thomas (1795–1881), englischer Schriftsteller, Historiker und idealistischer Philosoph. 275, 292

Cervantes, Miguel de Saavedra (1547–1616), spanischer Schriftsteller. 170

Chamillard, Michele (1651–1721), französischer Staatsmann. 95, 100, 101, 102

Clark, John Bates (1847–1938), US-amerikanischer bürgerlicher Ökonom, Begründer einer apologetischen Verteilungstheorie. 44

Colbert, Jean-Baptiste (1619–1683), französischer Staatsmann, betrieb eine merkantilistische Wirtschaftspolitik im Interesse der feudalabsolutistischen Monarchie Ludwig XIV. 57, 95, 97

Condillac, Étienne-Bonnot de (1715–1780), französischer Ökonom und deistischer Philosoph, Vorläufer der subjektiven Schule in der politischen Ökonomie. 142, 158

Cournot, Antoine-Augustin (1801–1877), französischer Mathematiker und Philosoph; wandte zum ersten Mal in größerem Umfang mathematische Methoden in der Ökonomie an. 14, 142, 260, 313–331

Cromwell, Oliver (1599–1658), englischer Politiker, von 1650–1658 Staatsoberhaupt (Protektor). 66, 72, 74

Darwin, Charles Robert (1809–1882), englischer Naturforscher, Begründer der Evolutionstheorie in der Biologie. 279

Davenant, Charles (1656–1714), englischer Ökonom und Statistiker, Vertreter des Merkantilismus. 84

Defoe, Daniel (um 1660–173 1), englischer Schriftsteller und Publizist, Verfasser des „Robinson Crusoe" sowie zahlreicher Werke über Politik, Ökonomie, Moral, Religion und Geschichte. 69, 133, 134, 137

Denis, Henry, französischer Historiker des ökonomischen Denkens. 105

Desmarets, Nicolas (1650–1721), französischer Staatsmann. 102

Dickens, Charles (1812–1870), englischer realistischer Schriftsteller. Schilderte kritisch das Leben der englischen Bourgeoisie und das Elend der unteren Volksschichten. 253 [381]

Diderot, Denis (1713–1784), französischer Schriftsteller und Philosoph, führender Aufklärer, ideologischer Vorkämpfer der Revolution von 1789. 153, 154, 158, 164, 171, 207

Douglas, Paul Howard (1892), US-amerikanischer bürgerlicher Ökonom und Politiker. 217, 322, 323

Dreiser, Theodor Herman Albert (1871–1945), amerikanischer Schriftsteller, einer der bedeutendsten Vertreter des kritischen Realismus. 126

Dühring, Eugen Karl (1833–1921), deutscher kleinbürgerlicher Vulgärökonom und Philosoph. 55

Dupont de Nemours, Pierre-Samuel (1739–1817), französischer Politiker, Publizist und Ökonom, Anhänger der Physiokratenschule. 155, 163, 164, 165, 174, 196, 197

Edgeworth, Maria (1767–1849), englische Schriftstellerin. 245, 253, 275

Einstein, Albert (1879–1955), deutscher Physiker, Schöpfer der Relativitätstheorie. 168

Elisabeth I. (1533–1603), englische Königin von 1558–1603. 53

Enfantin, Barthelemy-Prosper (1796–1864), französischer utopischer Sozialist, Schüler Saint-Simons. 334, 347, 352

Engels, Friedrich (1820–1895). 23, 124, 179,

– über die Aufklärung 152

– über die bürgerliche Ökonomie 20

– über Fourier 348, 353, 355, 356, 362

– über Frankreich 152, 315

– und die industrielle Revolution 235

– und die klassische bürgerliche politische Ökonomie 374, 375

– über Malthus 279

– über Marx 94

– über Owen 364, 365, 369, 371

– über Saint-Simon 340

– über Sismondi 306

– über den utopischen Sozialismus 336, 348, 355, 356, 357, 365, 375, 378

Finelon, François de Salignac de la Motte (1651–1715), französischer Geistlicher und Schriftsteller. 96

Ferguson, Adam (1723–1818), britischer (schottischer) Philosoph, Historiker und Ökonom. 190

Fleming, Alexander (1881–1955), englischer Biologe. 188

Fourier, François-Marie-Charles (1772–1837), französischer utopischer Sozialist. 14, 16, 336, 347–359, 362, 364, 367, 369, 371, 372

Franklin, Benjamin (1706–1790), amerikanischer Staatsmann (bürgerlicher Demokrat), Physiker, Philosoph und Ökonom. 146, 170, 182, 197, 200

Garnier, Germain (1754–1821), französischer Ökonom, Übersetzer von Adam Smith' Werken in das Französische. 225

Garrick, David (1717–1779), englischer Schauspieler und Regisseur. 199

Gaskell, Elizabeth, (1810–1865), englische Schriftstellerin, schrieb einen der ersten englischen Industriearbeiterromane. 315

Gide, Charles (1847–1932), französischer Historiker des ökonomischen Denkens. 320

Godwin, William (1756–1836), englischer materialistischer Philosoph und Schriftsteller. 278

Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832), Dichter, Naturforscher, einer der größten Vertreter der

klassischen deutschen Literatur. 110

Gossen, Hermann Heinrich (1810–1858), deutscher bürgerlicher Vulgärökonom, ein Begründer der subjektiven Werttheorie. 67

Gournay, Jean-Claude-Marie-Vincent (1712–1759), französischer Staatsmann und Ökonom. 104, 171, 172 [382]

Graunt, John (1620–1674), englischer Kaufmann, gilt als einer der Begründer der Statistik. 86

Gray, Alexander (1882), schottischer Soziologe und Historiker. 186

Gray, John (1798–1850), englischer Ökonom, utopischer Sozialist. 375

Harns, Joseph (1702–1764), englischer Ökonom, Vorläufer von A. Smith in der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie. 145

Heckscher, Eh (1879–1952), schwedischer Historiker der Volkswirtschaft und des ökonomischen Denkens. 60, 61

Helvétius, Claude-Adrien (1715–1771), Philosoph der französischen Aufklärung, Materialist, ideologischer Vorkämpfer der Revolution von 1789. 142, 158, 196, 199, 200,275

Herzen, Alexander Iwanowitsch (1812–1870), russischer revolutionär-demokratischer Schriftsteller und materialistischer Philosoph. 347, 364

Hobbes, Thomas (1588–1679), englischer materialistischer Philosoph, Gesellschaftstheoretiker und Politiker. 56, 71, 142

Hodgskin, Thomas (1787–1869), englischer Ökonom, utopischer Sozialist. 375, 376

Holbach, Paul Heinrich Dietrich, Baron von (1723–1789), französischer Philosoph der Aufklärung; bedeutendster Vertreter des französischen metaphysischen Materialismus. 158, 196, 199

Hume, David (1711–1776), britischer (schottischer) Philosoph, Historiker und Ökonom. 130, 142, 147–150, 186, 190, 195, 200, 210, 243, 276

Hunter, William (1718–1783), britischer Arzt und Physiologe. 190

Hutton, James (1726–1 797), britischer (schottischer) Geologe und Astronom. 190, 229

Jakob I. (1566–1625), von 1567 bis 1625 König von Schottland (als Jakob IV) und von England. 53, 54, 188

Jakob II. (1633–1707), von 1685 bis 1688 König von England. 82, 89, 133

James, Émile (1899), französischer Ökonom und Historiker des ökonomischen Denkens. 44

Jevons, William Stanley (1835–1882), englischer bürgerlicher Vulgärökonom und Philosoph, gehört zu den Begründern der Grenznutzenschule, aber auch der mathematischen Schule in der bürgerlichen politischen Ökonomie. 44, 67, 287

Johnson, Samuel (1709–1784), englischer Schriftsteller und Lexikograph. 210

Kames (Home), Henry, Lord of (1696–1782), britischer (schottischer) Jurist und Philosoph. 193

Karl I., (1600–1649), von 1625 bis 1649 König von England. 54

Karl II. (1630–1685), von 1660 bis 1685 König von England. 66, 74, 81, 84, 89, 144

Kepler, Johannes (1571–1630), deutscher Astronom und Mathematiker; entdeckte auf der Grundlage der Lehre von Kopernikus die Bewegungsgesetze der Planeten. 348

Keynes, John Maynard (1883–1946), englischer bürgerlicher Ökonom und Wirtschaftspolitiker, führender Theoretiker des staatsmonopolistischen Kapitalismus. 60–62, 75, 105, 110, 114, 128, 138, 141, 278, 284, 324

King, Gregory (1648–1712), englischer Ökonom und Statistiker; Anhänger Pettys. 74, 85

Knight, Frank (1885), US-amerikanischer bürgerlicher Ökonom. 321

Kolumbus, Christoph, (1451–1506), portugiesischer Seefahrer, Entdecker Amerikas. 75, 113

Lafargue, Paul (1842–1911), französischer Sozialist, Schüler und Kampfgefährte von Marx und Engels, Propagandist des Marxismus. 333

Lange, Oskar (1904–1965), polnischer Ökonom. 332

Larochefoucauld, François, Herzog von (1613–1680), französischer Moralist und Schriftsteller. 152 [383]

Lassalle, Ferdinand (1825–1864), deutscher kleinbürgerlicher Sozialist, Begründer und Präsident des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ (1863), verbreitete die Illusion vom friedlichen Hineinwachsen in den Sozialismus. 261

Lauderdale, James Maitland (1759–1839), englischer Politiker und Ökonom, Gegner von Adam Smith. 225

Law, John (1671–1729), schottischer Ökonom und Bankier. Seine Finanzpolitik in Frankreich Anfang des 18. Jahrhunderts führte durch die Herausgabe von ungedecktem Papiergeld zur ersten großen Inflationsaffaire. 22, 102, 109–128, 142, 148, 153

Leibniz, Gottfried Wilhelm von (1646–1716), deutscher Mathematiker, Philosoph, Historiker und Diplomat, größter Gelehrter der deutschen Frühaufklärung. 193

Lemercier de la Rivière, Paul-Pierre (1720–1793), französischer Ökonom, Vertreter den Physiokratenschule. 164

Lenin, Wladimir Iljitsch (1870–1924). 33, 103, 204

– über Malthus 282, 283

– über Marx 15

– über die bürgerlichen Ökonomen 20, 307

– über die Reproduktionstheorie 168

– über Sismondi 300

– über den utopischen Sozialismus 377, 378

– über Tolstoi und Petty 87

Lilburne, John (1614–1657), englischer Politiker, Führer des linken Flügels in der bürgerlichen Revolution des 17. Jahrhunderts. 66

List, Friedrich (1789–1846), deutscher bürgerlicher Ökonom, Kritiker der klassischen bürgerlichen Schule, Interessenvertreter der aufstrebenden deutschen Industriebourgeoisie vor 1848. 41

Locke, John (1632–1704), englischer Philosoph und Ökonom, früher Vertreter der klassischen Schule der bürgerlichen politischen Ökonomie. 22, 56,66, 130, 142–145, 148, 200

Louis Philippe (1773–1850), von 1830 bis 1848 König von Frankreich, förderte die Großbourgeoisie, ließ die Arbeiterbewegung unterdrücken. 314

Ludwig XIV. (1638–1715), König von Frankreich von 1643 bis 1715, den „Sonnenkönig“. 50, 81, 82, 84, 94, 95, 97, 98, 104, 117, 177, 178

Ludwig XV. (1710–1774), französischer König von 1715 bis 1774. 155, 158, 170, 174, 177, 178

Ludwig XVI. (1754–1793), französischer König von 1774 bis 1792; während der Französischen Revolution abgesetzt und guillotiniert. 155, 170, 177, 178

Macaulay, Thomas Babington (1800–1859), englischer Historiker und Politiker, Anhänger der Whigs. 138

MacCulloch, John Ramsay (1789–1864), britischer (schottischer) Vulgärökonom, Apologet der kapitalistischen Ordnung, vulgarisierte die Lehre Ricardos. 55, 67, 265, 266, 284, 286, 295

Malthus, Thomas Robert (1766–1834), englischer Geistlichen und Ökonom, Begründer der nach ihm benannten reaktionären Überbevölkerungstheorie. 23, 85, 138, 141, 142, 225, 235, 240, 245, 250, 251, 252, 260, 262,

265, 266, 270, 273, 275, 277–284, 295, 307, 323, 324

Mandeville, Bernard (1670–1733), englischer Arzt, Publizist und gesellschaftskritischer Schriftsteller. 137, 138–143, 200, 211

Marat, Jean-Paul (1743–1793), französischer Publizist, in der Französischen Revolution Führer der Jakobiner. 152

Marmontel, Jean-François (1723–1799), französischer Schriftsteller. 166

Marshall, Alfred (1842–1924), englischer bürgerlicher Ökonom, versuchte in seinem System, die Lehre Ricardos mit den Auffassungen der subjektiven Schule zu vereinbaren. 383 217, 287, 288, 294, 321 [384]

Marx, Karl (1818–1883). 16–21, 23, 33, 52, 124, 130, 142, 171, 261, 285, 293, 306

– über die ursprüngliche Akkumulation 48, 49

– über die Aktiengesellschaften 119

– über Boisguillebert 94, 97, 104, 107

– und Cantillon 66

– über das ökonomische Denken im alten Griechenland 13, 16, 30

– üben Fourier 16, 348, 355, 362, 364

– und die Geldtheorie 243, 269

– und die Gesellschaftstheorie 204

– und Keynes 61

– und die bürgerlichen Klassiker 15, 17, 34, 269, 273, 287, 293, 295

– über Law 116, 126, 127

– über Malthus 279

– über Mandeville 138, 139, 141

– und die Mathematik in den Ökonomie 333

– über die Mehrwerttheorie 15, 16, 34, 160, 167, 223,2 69, 273, 289, 295, 314, 375, 378

– über den Merkantilismus 48, 55, 57

– über Owen 364, 371

– über Petty 66–69, 76–78, 85, 91, 94, 97

– über die Physiokratie 160, 161, 167, 170, 197

– über die Produktionsverhältnisse 43, 223, 310, 320

– über die Profittheorie 177, 269, 287, 289

– und die Rententheorie 262, 269, 270

– und die Reproduktions- und Krisentheorie 14, 167, 168, 270, 300

– und Ricardo 16, 94, 218, 241, 243, 248, 252, 253, 258, 259, 262, 268, 269, 270, 272

– üben die Robinsonade 133, 136

– üben Saint-Simon 16, 343, 364

– und Say 170, 270, 314

– und Smith 16, 94, 188, 197, 202, 203, 211, 213, 218–220, 223, 225, 228, 268, 272, 309

– und die Theorie vom Durchschnittsprofit und Produktionspreis 203

– und Tschernyschewski 292

– und Turgot 154, 174, 179

– und der utopische Sozialismus 355, 357, 375, 377, 378

– und die Werttheorie 34, 106, 107, 202, 203, 258, 269, 273, 289, 297

Massie, Joseph (gest. 1784), englischer Ökonom und Publizist, Vorläufer von Adam Smith. 56, 147

Maurepas, Jean Frédéric Phélippeaux, Graf von (1701–1781), französischer Staatsmann unter Ludwig XVI. 178, 180

Maurois, André (1885–1967), französischer Schriftsteller. 188

Mazzarin, Julio Raimondo (1602–1661), französischen Staatsmann. 94

Mehring, Franz (1846–1919), marxistischer Historiker, Literaturwissenschaftler und Publizist, Mitbegründer der Gruppe Internationale, des Spartakusbundes und den KPD. 94

Menger, Karl (1840–1921), österreichischer bürgerlicher Ökonom, einer der Begründer der subjektiven Schule in der politischen Ökonomie. 44

Mileikowski, Abraham Gerassimowitsch (1911), sowjetischer Ökonom. 312

Mill, James (1773–1836), englischer Philosoph und Ökonom, Anhänger Ricardos. 240, 241, 251, 252, 265, 266, 284, 286, 290, 291, 323

Mill, John Stuart (1806–1873), englischer bürgerlicher Philosoph und Ökonom, versuchte in seinem System, die Harmonie der Klasseninteressen zu begründen. 277, 289–298, 319

Mirabeau, Honoré-Gabriel-Victor Riqueti, comte de (1749–1791), französischer Politiker, führender Ideologe des liberalen Adels und der Großbourgeoisie. 177, 207

Mirabeau, Victor Riqueti, comte de (1715–1789), Schüler Quesnays und Mitglied der Physiokratensekte. 153, 154, 164, 165

Misselden, Edward (1. Hälfte d. 17. Jahrhunderts), englischer Kaufmann, Publizist und Ökonom. Vertreter des Merkantilismus. 53 [385]

Molière, Jean-Baptiste Poquelin (1622–1673), französischer Komödiendichter, begründete die nationale französische Komödie. 22

Montchrétien, Antoine, Sieur de Vatteville (1575 oder 1576–1621), französischer Kaufmann und Ökonom, Vertreter des Merkantilismus. 22, 38–42, 52, 55

Montesquieu, Charles de Secondat, baron de (1689–1755), französischer Schriftsteller, Philosoph und Historiker. 116, 125, 190, 227

Morellet, Andre (1727–1819), französischer Schriftsteller, Publizist und Ökonom, Anhänger Turgots. 171, 196, 207

Morgan, John Pierpont (1837–1913), amerikanischer Bankier, gründete das Bankhaus John P. Morgan & Co., die United Steel Corporation und die International Mercantile Marine Company. 126, 238

Mun, Thomas (1571–1641), englischer Kaufmann und Ökonom, Verfechter des Merkantilismus. 22, 51–56, 59, 66, 142, 144

Myrdai, Gunnar (1898), schwedischer bürgerlicher Ökonom. 249

Necker, Jacques (1732–1804), französischer Staatsmann, Financier. 302, 306

Nemtschinow, Wassili Sergejewitsch (1894–1964), sowjetischer Ökonom und Statistiker. 166, 332, 333

Newton, Isaac (1642–1727), englischer Physiker, Mathematiker und Astronom. 17, 23, 66, 89, 142, 152, 193, 234, 348

North, Dudley (1641–1691), englischer Kaufmann und Ökonom, früher Vertreter der klassischen Schule. 56,

130, 142–145, 211

Oncken, August (1844–1911), deutscher bürgerlicher Ökonom, Statistiker und Historiker des ökonomischen Denkens. 104

Orlow, Michail Fjodorowitsch (1788–1842), Dekabrist, russischer Publizist und Ökonom. 24, 228

Owen, Robert (1771–1858), englischer utopischer Sozialist. 14, 257, 306, 336, 363–377

Pereire, Isaac (1806–1880) und Jacques Émile (1800–1875), französische Bankiers. 125, 126, 128

Pestel, Pawel Iwanowitsch (1793–1826), Dekabrist, Verfasser einer Reihe politischer und ökonomischer Schriften. 24, 228

Peter I. (1672–1725), Zar von Rußland von 1682 bis 1725. 50, 110, 112, 134

Petty, William (1623–1687), englischer Ökonom und Statistiker, Begründer der klassischen bürgerlichen politischen Ökonomie in England. 14, 22, 39, 51, 56, 66–92, 97, 103, 106, 110, 112, 130, 142–146, 165, 174, 211, 296

– über das Geld 75, 91, 92

– und die Berechnung des Nationaleinkommens 84, 85

– und die politische Arithmetik 75, 80–86

– und das Mehrwertproblem 76, 77, 79

– über die Arbeitsteilung und die Werttheorie 67, 75, 77–79, 87, 92

– über ökonomische Gesetze 67, 78, 86

Philipp II. von Makedonien, makedonischer König von 359 bis 336 v. u. Z. 31, 55

Philipp von Orléans (1674–1723), französischer Staatsmann von 1715 bis 1723. 117,119, 122, 125

Pitt, William d. J. (1759–1806), englischer Staatsmann, Gründer den neuen Tory-Partei. 206

Pizarro, Francisco (1478–1541), spanischer Konquistador, Eroberer und Zerstörer des Inkareiches. 113

Platon (um 427 bis um 347 v. u. Z.), griechischer Philosoph, Verfasser sozialökonomischer Schriften. 30, 31 [386]

Poisson, Siméon Denis (1781–1840), französischer Mathematiker. 326

Poljanski, Fjodor Jakowlewitsch (1907), sowjetischer Wirtschaftswissenschaftler, Historiker des ökonomischen Denkens. 34, 35, 294

Pompadour, Jeanne-Antoinette (Poisson) de (1721–1764), Favoritin des französischen Königs Ludwig XV. 154, 156

Pontchartrain, Paul Phelypeaux (1643–1727), französischer Staatsmann. 95, 100

Possoschkow, Iwan Tichonowitsch (1652–1726), russischer Publizist, Vertreter des Merkantilismus. 24

Proudhon, Pierre Joseph (1809–1865), französischer Publizist, Philosoph und Ökonom, Vertreter des kleinbürgerlichen Sozialismus. 19, 107, 136

Puschkin, Alexander Sergejewitsch (1799–1837), größter russischer Dichter, Begründer der modernen russischen Literatur. 23, 228, 302

Quesnay, François (1694–1774), französischer Ökonom und Arzt, Begründer der Physiokratie. 14, 17, 22, 66, 127, 142, 151–168, 170–172, 174–176, 196, 197, 212, 221, 267, 272

Radistschew, Alexander Nikolajewitsch (1742–1802), russischer Schriftsteller, revolutionärer Aufklärer, Verfasser verschiedener ökonomischer Schriften. 24

Ricardo, David (1772–1823), bedeutendster Vertreter der klassischen Schule der englischen bürgerlichen politischen Ökonomie. 14, 16, 17, 18, 23, 43, 52, 67–69, 79, 94, 106, 134, 149, 163, 188, 212, 225, 233–253,

255–270, 271–298, 306–308, 319, 325, 367, 369 bis 371, 375

– und Cournot 260

– und die Geldtheorie 241–246, 263

– und den internationale Handel 251

– und das Krisenproblem 258, 263

– und Law 127, 128

– und Malthus 236, 240, 245, 250, 251, 252, 260, 265, 266, 270, 279, 283

– und das Mehrwertproblem 251, 252, 256, 258, 261, 285, 376, 378

– und die Profittheorie 251, 257, 259, 261, 262, 263, 269, 285, 286

– und die Rententheorie 248, 252, 261, 262, 263, 270

– und Say 250, 251, 319, 323

– und Sismondi 250, 253, 264, 304

– und Smith 14, 198, 213, 217, 226, 231, 234, 240, 246, 250, 251, 252, 253, 256, 257, 258, 260, 266, 267

– und Turgot 177, 250

Robertson, William (1721–1793), britischer (schottischer) Historiker. 190

Rodrigues, Benjamin Olinde (1794–1851), französischer utopischer Sozialist, Anhänger von Saint-Simon. 345

Rosenberg, David Johelewitsch (1879–1950), sowjetischer Ökonom und Historiker des ökonomischen Denkens. 29, 30, 74, 165, 294

Rousseau, Jean-Jacques (1712–1778), französischer Philosoph und Schriftsteller der Aufklärung. 190, 301

Rumjanzew, Alexei Matwejewitsch (1905), sowjetischer Ökonom und Soziologe. 19

Saint-Simon, Claude Henri de Rouvnoy, comte de (1760–1825), französischer utopischen Sozialist. 336–347, 352, 354, 357, 358, 369, 371, 372

Saint-Simon, Louis de Rouvnoy, Herzog (1675–1755), französischer Politiker, Verfasser von Memoiren über jene Zeit. 14, 16, 102, 113, 118

Samuelson, Paul Anthony (1915), US-amerikanischer bürgerlicher Ökonom. 42–45, 137, 196, 324

Say, Jean Baptiste (1767–1832), französischer Ökonom, Begründer einer bürgerlich-apologetischen Wert- und Einkommenstheorie. 23, 105, 162, 166, 170, 196, 214, 220, 126, 250, 251, 252, 260, 262, 263, 266, 287, 293, 295, 297, 300, 304, 3 13–333, 344, 146, 354

Schumpeter, Joseph Alois (1883–1950), österreichischer bürgerlicher Ökonom und Historiker des ökonomischen Denkens. 18, 30, 68, 69, 105, 162, 217, 284, 294, 321 [387]

Seligman, Ben (1912), US-amerikanischer Ökonom und Historiker des ökonomischen Denkens bürgerlich-reformistischer Richtung. 44

Senior, Nassau William (1790–1864), englischer Ökonom, Begründer einer bürgerlich-apologetischen Profittheorie. 287, 293, 295, 297

Serra, Antonio (16–17. Jhdt.), italienischer Ökonom, einer der ersten Vertreter des Merkantilismus. 55

Shakespeare, William (1564–1616), größter, englischer Dramatiker und Dichter. 66

Sieber, Nikolai Iwanowitsch (1844–1888), russischer Ökonom, popularisierte als einer der ersten die ökonomischen Arbeiten von Marx in Rußland. 24, 268

Sismondi, Jean-Charles-Léonard Simonde de (1773–1842), schweizer Ökonom und Historiker, kritisierte den Kapitalismus aus kleinbürgerlicher Sicht, Vertreter der ökonomischen Romantik. 14, 94, 166, 214, 226, 250, 253, 264, 283, 299–312,323, 324, 325, 354

Smith, Adam (1723–1790), britischer (schottischer) Ökonom und Philosoph, hervorragender Vertreter der klassischen Schule der bürgerlichen politischen Ökonomie in England. 14, 16, 17, 22, 23, 24, 33, 41, 48, 52, 55, 66–69,76, 127, 130, 134, 138, 141, 142, 143, 144, 145, 147, 148, 159, 161, 162, 163, 166, 185–208, 209–23 1, 234, 240, 241, 244, 246, 250, 251, 252, 253, 256, 257, 258, 260, 266–269, 275, 284, 293, 295, 302, 304, 307, 309, 316, 317, 319, 320, 369, 375, 376

– und die Arbeitsteilung 145, 195, 200, 212, 214–218

– und den Gegenstand der politischen Ökonomie 43, 195, 200, 214

– und die Geldtheorie 212, 215, 216, 218, 244

– und den homo oeconomicus 38, 200, 202, 203, 204, 215

– und die Kapitaltheorie 206, 212, 216, 223, 224, 283

– und Law 127

– und Mandeville 138, 200

– und das Mehrwertproblem 212, 221, 222, 224

– und den Merkantilismus 48, 52, 55, 56, 57, 59, 196, 198, 201, 206, 211, 212, 229

– und die ökonomischen Gesetze 201

– und die Physiokraten 166, 196, 197, 198, 212, 218, 225

– und die Profittheorie 212, 219–223, 259, 260

– und Turgot 170, 174, 196, 210

– und die Werttheorie 212, 215, 217, 218–222, 256, 259, 296, 297

– über die wirtschaftliche Freiheit 200, 201, 205, 214

Sokrates (um 469 bis um 399 v. u. Z.), griechischer Philosoph. 159

Spinoza, Benedikt (urspr. Baruch) (1632–1677), holländischer Philosoph. 237

Stakl, Anna Louise Germaine de (1766–18 17), französische Schriftstellerin. 302, 305, 306

Stephenson, George (1781–1848), englischer Ingenieur und Erfinder. 234

Steuart, James (1712–1780), britischer (schottischer) Ökonom, einer der letzten Vertreter des Merkantilismus. 66, 142, 190, 211, 250

Stewart, Dougald (1753–1828), britischer (schottischer) Philosoph und Ökonom, Biograph A. Smith'. 142, 229

Stollberg, Rudhard (1931), deutscher (DDR) marxistischer Ökonom und Historiker des ökonomischen Gedankengutes. 249

Strachey, John (1901–1963), englischer Politiker (Labourist), Verfasser einer Reihe sozialökonomischer Schriften. 18

Strauss, Emil (1889), englischer Publizist, Verfasser einer Biographie von Petty. 68

Stuart, Maria (1542–1587), Königin von Schottland von 1560 bis 1567. 53, 54, 98, 190

Swift, Jonathan (1667–1745), englischer satirischer Schriftsteller. 22, 139

Talleyrand, Charles-Maurice-Perigord (1754–1838), französischer Staatsmann. 183

Temple, William (18. Jhdt.), englischer Publizist zu ökonomischen Fragen, Vorläufer von A. Smith. 145 [388]

Thompson, William (um 1785–1833), englischer Ökonom, utopischer Sozialist. 375

Thünen, Johann Heinrich von (1783–1850), deutscher Ökonom, einer der Vorläufer der Anwendung mathematischer Methoden in der Wirtschaft. 331

Tinbergen, Jan (1903), holländischer bürgerlicher Ökonom. 323

Tocqueville, Alexis-Charles de (1805–1859), französischer Historiker, Publizist und Politiker. 154

Tolstoi, Lew Nikolajewitsch (1828–1910), russischer Schriftsteller. 87, 172

Torrens, Robert (1780–1864), englischer Ökonom und Publizist. 265

Trevelyan, George Macaulay (1876–1962), englischer Historiker. 131

Tschernyschewski, Nikolai Gawrilowitsch (1828–1889), russischer revolutionärer Demokrat, Schriftsteller, Philosoph, Ökonom, Kritiker der bürgerlichen politischen Ökonomie. 24, 170, 174, 292, 293, 294

Tucker, Josuah (1712–1799), englischer Ökonom, Vorläufer von A. Smith. 142, 145

Turgenjew, Nikolai Iwanowitsch (1789–1871), russischer Publizist und Ökonom, Dekabrist. 24, 228

Turgot, Anne-Robert-Jacques de l'Aulne (1727–178 1), französischer Staatsmann, Philosoph und Ökonom, Anhänger der Physiokratie. 22, 104, 127, 142, 149, 152, 154, 162, 164–166, 169–183, 186, 191, 196, 197, 210, 211, 212, 224, 250

Vasco da Gama (1469–1524), portugiesischer Seefahrer, fand 1497–1498 den Seeweg nach Indien. 113

Vauban, Sebastian le Prestre de (1633–1707), französischer Marschall, Kriegsbaumeister und Verfasser politischer und ökonomischer Schriften. 96, 110

Viner, Jacob (1892), amerikanischer bürgerlicher Ökonom und Historiker des ökonomischen Denkens. 201

Voltaire, François-Manie (Arouet) de (1694–1778), französischer Schriftsteller, Historiker und Philosoph. Einer der Hauptvertreter der französischen Aufklärung. 138, 170, 181, 190, 196, 205, 207, 227

Walras, Léon-Manie-Esprit (1834–1910), französisch-schweizerischer Vulgärökonom, einer der Begründer der mathematischen Schule in der politischen Ökonomie. 44

Washington, George (1732–1799), amerikanischer General und Staatsmann, von 1789 bis 1794 erster Präsident der USA. 337

Watt, James (1736–1819), britischer (schottischer) Ingenieur und Erfinder. 190, 234

Wiesen, Friedrich von (1851–1926), österreichischer bürgerlicher Ökonom, Vertreter der subjektiven Schule in der politischen Ökonomie. 44

Wilhelm III. (William), W. von Oranien (1650–1702), von 1689 bis 1702 König von England. 112, 133, 138

Woronzowa-Daschkowa, Jekaterina Romanowna (1743–1810), russische Wissenschaftlerin und Politikerin, Präsidentin der Akademie der Wissenschaften. 229

Xenophon (um 430 bis um 354 v. u. Z.), griechischer Historiker, Philosoph und Verfasser sozialökonomischer Schriften. 30, 37, 41

Zola, Emile (1840–1902), französischer Schriftsteller, Vertreter des kritischen Realismus. 126